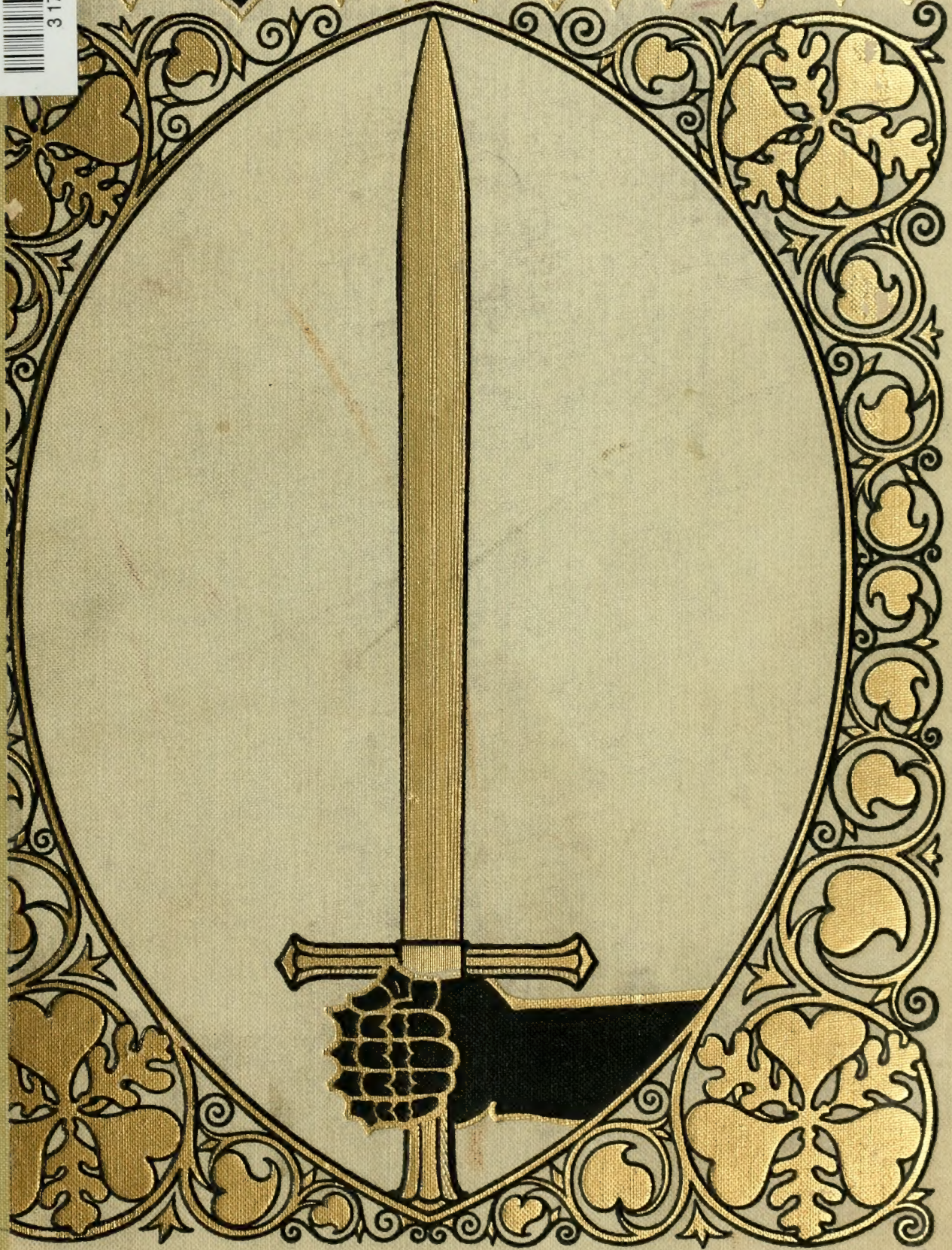
Bismarck



3 1761 04460 9501

Presented to
The Library
of the
University of Toronto

1 Bd.

Digitized by the Internet Archive
in 2009 with funding from
Ontario Council of University Libraries

http://www.archive.org/details/bismarckdermannu00dumo

Mit Genehmigung der Photographischen Union, München.

v. Bismarck

Nach einem Gemälde von F. v. Lenbach.

HG B
F 26
.Y3U

Bismarck

Der Mann und das Werk

Von

Richard Graf Du Moulin Eckart

Mc Ferdinand

Stuttgart · Berlin · Leipzig
Union Deutsche Verlagsgesellschaft

Nachdruck verboten.
Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.
Druck und Copyright 1915 der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Vorwort

Während eines Krieges, der unser gesamtes Volkstum um Sein und Nichtsein ringen heißt, der alles Persönliche und jede Persönlichkeit nicht bloß in den Dienst desselben stellt, sondern in ihm untertauchen läßt, war es meine Aufgabe, dem Volke ein Bild seines Genius zu geben, aus dessen Größe und Tat es zum guten Teile das Vertrauen in seine eigene Zukunft schöpft. Wir finden auf Schritt und Tritt die Spuren seines Wirkens, und er ist auch jetzt in seinem Werke so lebendig, daß wir den Wunsch, er möchte noch unter uns weilen, unterdrücken müssen.

Aber trotzdem lag für mich die Versuchung nahe, dem Buche die Richtung auf die Gegenwart zu weisen, und es hätte sich eine Fülle von interessanten Wechselbeziehungen ergeben, die auszuführen von großem Reize war. Aber dieser Versuchung mußte ich widerstehen. Denn die Folge wäre doch nur die Verschiebung des Bildes selbst gewesen, das nicht aus unserer Zeit, sondern aus der eigenen, der Bismarck den Stempel aufgedrückt hat, gesehen und begriffen sein will. Und der Leser wird aus der Darstellung ganz von selbst den Faden weiterspinnen. Er wird erkennen, daß Bismarcks Vertrauen in Deutschland berechtigt war, daß ihn seine Hoffnung nicht trog, da er es in den Sattel setzte. Es kann reiten, und zwar in der kühnsten und leidenschaftlichsten Gangart. Diesem Volke darf man nur seinen Helden selbst, nicht eine lehrhafte Darstellung desselben bieten. So war es meine Absicht, ihn zu zeigen, wie er war, in der steten Wechselwirkung mit dem Leben seines Volkes und der Welt, den Spuren seines Geistes nachzugehen, aber auch die stillen und schlichten Wege seines Herzens klarzulegen, an der Erkenntnis seines Wesens weiterzuarbeiten und die nationale Freude an ihm zu fördern und an allem, was er lieb gehabt, zumal an unserem herrlichen deutschen Vaterland!

München, den 9. Februar 1915.

Richard Graf Du Moulin Eckart.

Inhalt

Seite

Jugend und Werden 1
Schönhauſen und Berlin 35
Am Bundestag 59
Jahre des Übergangs 97
Die Ausſaat 125
Der Schnitter 195
Die Ernte 231
Neue Kämpfe, neue Erfolge 257
Ausklang 293

Bilderverzeichnis

nach Seite

Bismarck in Kürassieruniform. Nach einem Gemälde von F. v. Lenbach. (Lichtdruck) (vor dem Titel)

Karl Wilhelm Ferdinand v. Bismarck, Vater des Fürsten. Nach dem Gemälde von Franz Krüger 8

Wilhelmine Luise v. Bismarck, geb. Mencken, Mutter des Fürsten. Nach dem Gemälde von Franz Krüger 8

Bismarcks Geburtszimmer in Schönhausen 16

Bismarcks Wohnzimmer in Schönhausen 16

Die Kirche in Schönhausen 16

Bismarcks Geburtshaus in Schönhausen 16

Der elfjährige Bismarck. Nach dem Gemälde von Franz Krüger. (1826) . . . 24

Bismarcks Schwester Malwine als Kind 24

Johanna v. Puttkamer 1847 32

Otto v. Bismarck als Student 32

Bismarck als Korpsstudent. Denkmal auf der Rudelsburg nach einem Entwurf von R. Pfretzschner 32

Der Deichhauptmann von Schönhausen. Nach einer Zeichnung von Johann Bahr 40

Bismarcks erste Wahlrede. Nach einer Zeichnung von Johann Bahr 48

v. Bismarck-Schönhausen, ritterschaftlicher Abgeordneter der Provinz Sachsen im Jahre 1847. Gezeichnet von Bürde. Lithographie von Mittag 56

Bernhard v. Bismarck, älterer Bruder des Fürsten. Nach einem Gemälde in Friedrichsruh 56

Malwine v. Arnim, geb. v. Bismarck, 1848. (Die Schwester des Fürsten) . . . 64

Bismarck als Bundestagsgesandter 1858. Nach dem Gemälde von Jakob Becker . 72

Johanna v. Bismarck, geb. v. Puttkamer. Nach dem Gemälde von Jakob Becker. (Lichtdruck) 80

Faksimile eines Briefes von Johanna v. Bismarck an Hedwig v. Blanckenburg . . 88

Bismarck als Botschafter in Paris 96

Bismarck als preußischer Ministerpräsident 96

Bismarck als Landwehroffizier. Nach einer photographischen Aufnahme 96

Bismarck als Landtagsabgeordneter. Nach Graffs Lichtbild lithographiert von Schwabe 96

Bismarck im Vollbart. Nach einer photographischen Aufnahme vom Jahre 1883 96

Bismarck im Sachsenwald. Nach einer photographischen Aufnahme vom Jahre 1886 96

Bismarck zu Pferde. Nach einer photographischen Aufnahme 96

nach Seite

Die Friedensverhandlungen in Nikolsburg, 1866 104
Kullmanns Mordanschlag in Kissingen, 13. Juli 1874 104
Die Kapitulationsverhandlungen zu Donchery in der Nacht vom 1. zum 2. September 1870. Nach dem Gemälde von Anton v. Werner 112
Varzin vom Park aus 120
Papierfabrik Hammermühle 120
Papierfabrik Campmühle 120
Kriegsminister Albrecht v. Roon. Gemälde von Gustav Graef 128
Bismarck im Kriege 1870/71 128
Der Bundeskanzler und seine Beamten in Versailles 128
Bismarcks und Napoleons Zusammenkunft auf der Chaussee von Donchery am Morgen nach der Schlacht bei Sedan, 2. September 1870. Nach dem Gemälde von Anton v. Werner 136
Bismarck in der Karikatur: Ein Mißverständnis. — Guter Rat ist teuer. — In der Galerie „Bismarck". — Des Reichskanzlers Abschied 144
Die Kaiserproklamation zu Versailles am 18. Januar 1871. Nach dem Gemälde von Anton v. Werner 152
Fürst Bismarck, Kanzler des Deutschen Reiches, 1871 160
Fürst Gortschakow 168
Graf Andrassy 168
Crispi 168
Graf Cavour 168
Ludwig Windthorst 168
Rudolf v. Bennigsen 168
Eduard v. Simson, erster Präsident des Reichsgerichts 168
Ferdinand Lassalle 168
Robert v. Keudell 168
Hermann Hofmann, früher leitender politischer Redakteur der „Hamburger Nachr." 168
Lothar Bucher. Nach einer Lithographie von Hermann Eichner 168
Professor Schweninger 168
Bismarck in Versailles. Nach dem Gemälde von Carl Wagner 176
Bismarck im Jahre 1893. Nach einem Gemälde von F. v. Lenbach. (Lichtdruck) 184
Der Berliner Kongreß 1878. Nach dem Gemälde von Anton v. Werner . . . 192
Ende eines parlamentarischen Frühschoppens. Bismarck, Finanzminister v. Scholz und Professor Gneist. Nach einem Gemälde von E. Henseler 200
Bevollmächtigte zum Bundesrat, 1889 200
Wir Deutsche fürchten Gott, sonst nichts auf dieser Welt. Sitzung des deutschen Reichstags am 6. Februar 1888. Nach dem Gemälde von Ernst Henseler . 208
Kaiser Wilhelm I. auf dem Sterbebett. Nach dem Gemälde von Anton v. Werner 216

nach Seite

Kaiser Wilhelm II. im Gespräch mit dem Fürsten 224
Bismarck im Kreise seiner Familie 224
Die feierliche Eröffnung des deutschen Reichstags durch Kaiser Wilhelm II. am 25. Juni 1888. Nach dem Gemälde von Anton v. Werner 232
Der Fürst im Arbeitszimmer des Reichskanzlerpalastes 240
Im alten Reichstagsgebäude, 1889. Am Bundesratstisch der Reichskanzler . . . 240
Bismarck in seinem Arbeitszimmer (Friedrichsruh) 248
Bismarck mit seinen Hunden (Friedrichsruh) 248
Bismarck in Kissingen: Der Fürst und Professor Erdmannsdoerffer (als Sprecher der Badener, Pfälzer und Hessen). — Der Fürst auf einem Morgenspaziergang. — Der Fürst und die Vertreter der deutschen Studentenschaft. — Der Fürst empfängt eine Abordnung der Deutschen Partei in Württemberg 256
Bismarck spricht zu den sächsischen Bürgermeistern 264
Bismarck und Li-Hung-tschang (1896) 264
Schloß Friedrichsruh. (Außenansicht) 272
Bismarcks letzte Ausfahrt (19. Oktober 1897) 272
Beisetzung des Fürsten Bismarck 272
Das Bismarck-Mausoleum in Friedrichsruh aus der Vogelschau 272
Das Bismarckdenkmal in Hamburg. Nach einem Entwurf von Professor Hugo Lederer und Architekt Schaudt. (Lichtdruck) 280
Wilhelm I., Bismarck und Moltke in der Walhalla in Regensburg 288
Die Bismarcksäule in Köln a. Rh., 1903. Nach dem Entwurf von Hartmann . 296
Theodor Fontane: Wo Bismarck liegen soll. Faksimile der ersten Niederschrift (31. Juli 1898) 304

Zur Literatur: Neben den reichhaltigen Sammlungen von Briefen und Aktenstücken, Einzelerinnerungen und Memoiren deutscher und fremdländischer Zeitgenossen von Beust bis White sei auf die zahlreichen Aufsätze und Einzeldarstellungen, auf die Gesamtbilder der Zeit und Persönlichkeiten hingewiesen, natürlich auch auf die speziellen Bismarckbiographien von Hesekiel bis Matter und Egelhaaf, unter denen die Werke von Max Lenz und Erich Marcks der besonderen Hervorhebung nicht mehr bedürfen. Diese haben im Zusammenhang mit deren Studien und denen von Fr. Meinecke W. Busch u. a. wohl die Grundlinien von Bismarcks Gestalt für alle Zukunft festgelegt.

Jugend und Werden

In den letzten Tagen des Jahres 1813 hat Goethe die schönen Worte geschrieben:

„Höchstes hast du vollbracht, Schmachvolles erduldet,
Stets dir selber nur gleich, hast du das Schönste bewahrt.
Wirst du dereinst, dir selber bewußt . . .“

Da bricht das Distichon ab. Warum er nicht weiter geschrieben, wir wissen es nicht, wenn wir auch die Stimmungen kennen, aus denen heraus er zu solchen Gedanken und Worten gelangt ist. Auch für den Dichter, der sich von je über die Dinge gestellt, waren jene Tage eine inhaltschwere Lehrzeit. Und wenn er in diesem Jahre seine „Dichtung und Wahrheit“ — diese Märchen aus „Tausend und eine Nacht“, wie er sie selber nennt — mächtig gefördert hatte und ihm darin die alten Zeiten wieder lebendig geworden waren, wo in Deutschland alles fritzisch gesinnt war, so hatte er die großen Tage jetzt selbst schaudernd miterlebt und „binnen vierundzwanzig Stunden die ganze Stufenleiter vom Schrecklichen bis zum Gemeinsten durchgeduldet“, so daß es ihm vorkam, „wie es nach dem jüngsten Gerichte werden soll, daß man nämlich nicht weiß, ob man auferstanden oder nur verwandelt ist“. Aber er hatte auch gefühlt, wie die Deutschen, die Alten und die Jungen, allen Drangsalen zum Trotz ihn nicht bloß zu schützen suchten vor den Leiden des Krieges, sondern ihn aus voller Seele ehrten und ihn die hohen Gesichtspunkte des Kampfes erkennen ließen. So sagt er selbst in Erinnerung an ein Gespräch mit Metternich: „Es ist freilich geist- und herzerhebend, an den Ansichten solcher Männer teilzunehmen, die das ungeheure Ganze leiten, von dessen kleinstem Teil wir anderen uns gedrückt, ja erdrückt fühlten.“ Das war der Staat, von starker Hand geleitet und zu großen Taten vorschreitend, dessen Bild jetzt mächtig und achtunggebietend vor seinem freien Auge emporstieg. Und er dachte auch bei den politischen Maßnahmen des kleinen Weimarer Fürstentums darauf, „daß man mit den preußischen und österreichischen Behörden in Rapport trete“. „Denn von nun an soll kein Deutscher mehr etwas auf eigene Hand unternehmen.“ Dazwischen freilich gedenkt er der inneren Zerrissenheit des deutschen Volkes, denn „sich voneinander abzusondern, ist die Eigenschaft der Deutschen. Ich habe sie noch nie verbunden gesehen als im Haß gegen Napoleon. Ich will nur sehen, was sie anfangen werden, wenn dieser über den Rhein gebannt ist.“ Aber nachdem dies wirklich geschehen ist, bestellt er bei seinem Zelter, „dem Alten, Guten“, die Komposition des Psalms: „In te, Domine,

speravi et non confundar in aeternum", als hätte auch er jetzt mit dem Volke leben gelernt, dem er zugleich jene schönen Worte geweiht — ohne sie vollenden zu können. Ist es nicht, als ob ihm eine unsichtbare Hand die Feder hemmte, den Satz von Deutschlands Zukunft voll auszusprechen? Er ist auch später nicht weiter gekommen in seinen Gedanken. Selbst „Des Epimenides Erwachen" geht nicht über die so geheimnisvoll gezogene Linie hinüber. Also auch bei ihm heißes Harren und Hoffen, aber das Allheilmittel für Deutschlands Zukunft vermochte er ebensowenig zu erkennen wie alle jene, die die glücklichen Tage von Weimar miterlebt hatten.

Und so mutet uns dieser dichterische Torso an wie ein Symbol von Deutschlands Schicksal, dessen Größe sein größter Dichter bewundert, dessen Vollendung aber einem anderen Genius vorbehalten war. Dieser mußte aus einer anderen Welt kommen! Aber auch diese hatte sich damals schon bewährt, und schon damals hätte Goethe sagen können: „Nahe ist, was Ahnung war." Gewiß hatte der Weise von Weimar recht, wenn er von den Deutschen sagte, daß der Haß gegen Napoleon sie geeint. Aber als der gefesselte Titan noch einmal die Ketten sprengte und von Elba in sein Paris heimkehrend den Kampf um Krone und Reich aufs neue wagte, da war das Gefühl der Einheit schon aus sich heraus so erstarkt, daß alle sich zu den Waffen drängten, den Gewaltigen zu besiegen.

Aber die eigentliche Entscheidung war doch den Söhnen jenes Staates gegönnt, der am schwersten unter seiner Macht gelitten und, durch die eigene Not dazu getrieben, am meisten für die Befreiung getan hatte. Und das Wort, das auf der Höhe von Waterloo, im Anblick der schimmernden Regimenter der stolzen Armee des Kaiserreichs, Wellington ausgesprochen hatte: „Ich wünschte, die Preußen kämen", wurde gleichsam von Deutschlands Geschichte als die Parole des neuen Jahrhunderts aufgenommen. Doch nachdem die Preußen bei „Belle-Alliance" die Entscheidung gebracht hatten, war die große Aufgabe gelöst: Europa hatte Ruhe vor dem Gewaltigen, der alle Kräfte des revolutionären Frankreich zusammengefaßt und gegen den Kontinent aufgeboten hatte, während sein Blick weit darüber hinaus über die Welt hingeschweift, die er sich hatte unterwerfen wollen.

Aber war diese Aufgabe gelöst, die andere harrte: die große Lehre, die die Revolution aufgestellt und die ihr größter Sohn und Bezwinger doch wieder verneint hatte, an Deutschland zu erwahren: die Lehre vom nationalen Staat.

Ausgestreut war ja ihr Same schon über das ganze deutsche Land. In tausend Halmen sproßte sie empor. In feurigen Liedern und in kühnen politischen Ideen kündigte sie sich an. Die Romantik sammelte die Trümmer der alten Kaiserherrlichkeit, um sie beim Guß der neuen Kaiserkrone zu ver-

wenden, zu dem sie den begeisterten Ruf ergehen ließ. Die Jugend, die mitgekämpft und mitgerungen, brachte den Gedanken mit heim von den Schlachtfeldern, verquickte ihn mit ihren Wünschen und Sorgen, mit Spiel und Ernst, und ließ ihn nimmer zur Ruhe kommen. Ein Überschwang war über das Volk gekommen, wie ihn keiner schöner ausgedrückt hat als Schenkendorf:

„Vaterland, ich muß versinken
Hier in deiner Herrlichkeit."

Die Poesie verklärte den Sieg, wie sie die Not verklärt, wie sie in den Zeiten der politischen Schmach über der Ehre des deutschen Namens gewacht hatte.

Und in dieser Zeit des Überschwanges ist Otto v. Bismarck geboren. Als er am 1. April 1815 das Licht erblickte, da ging noch einmal der jache Zorn durch die Welt. Und er konnte sein Lebensalter zählen vom Jahre des Untergangs Napoleons. Der eine ging, der andere kam! Das ist das große Spiel, das die Weltgeschichte damals mit den Genies getrieben wie nie zuvor: Napoleon im Sturz, Bismarck in der Wiege, in Weimar Goethe noch in rüstiger Kraft, in Wien Beethoven durch tragisches Leid zur höchsten inneren Freude gewendet, in Leipzig Richard Wagner geboren. „Nahe ist, was Ahnung war."

* * *

Bei der Taufe des Otto Eduard Leopold v. Bismarck hat der dem Hause befreundete Schönhauser Geistliche die Taufrede, der die Stelle aus Lukas: „Was meinest du, will aus dem Kindlein werden?" zugrunde lag, mit den Worten geschlossen: „Hohe Gedanken haben die Seele der Mutter bewegt, die Ideen unserer großen, bewegten Zeit ihren Geist erfüllt. Mögest du, Kindlein, sie als dein geistiges Erbteil mit hinausnehmen ins Leben, sie in deinem Geiste weiterspinnen, ausbauen und umsetzen in große Taten! Helden haben dich gesegnet, ehe du geboren warst! Werde dereinst ein Held zur Freude des edlen Geschlechts, dem du entsprossen bist, zum Heil und Segen deines Volkes und Vaterlandes!" Worte, die dem augenblicklichen Gefühl aller entsprachen, eine Huldigung vor dem Geiste des Bismarckischen Hauses und ganz besonders vor der Mutter, die neues Blut und neuen Geist in das alte Geschlecht gebracht hatte. Sie haben merkwürdige Ähnlichkeit mit dem, was um die Weihnachtszeit des Jahres 1814 bei einem Festabend der Familie in Berlin eine „junge, schöne Zigeunerin" der Frau v. Bismarck prophezeit haben soll: „Hohes und Großes steht in den Linien Ihrer Hand geschrieben. Ihr gesegneter Schoß wird dem deutschen Vaterlande einen Sohn geben, der zu großen Dingen ausersehen ist. Starken Geistes, eisernen Willens wie die Zeit, aus der er geboren, wird er ein Held sein, ein Held des Geistes, größer als

die Helden des Schwertes unseres Volkes und unserer Zeit!“ Das klingt freilich wenig zigeunerhaft. Aber es entsprach dem ganzen Empfinden der Mutter und den Gedanken, die in ihr die herrschenden gewesen sein mögen. Sie neigte selbst zur Geisterseherei und gab sich solchen Einwirkungen mit ihrem lebhaften Geiste hin, die aus der Überlieferung ihrer Familie wie aus dem Drange der Zeit in gleicher Weise Nahrung erhielten. Und so erfreute man sie wohl mit diesem romantischen Spiel.

Sie selbst entstammte ja einer Professorenfamilie, die in Helmstedt, Altdorf und besonders in Leipzig starke Wurzeln geschlagen hatte. Diese hatte in ihrer Art wacker mitgearbeitet am Bau, und die Gelehrtengeschichte zählt eine Reihe ihrer Söhne und deren Verdienste auf. Als Juristen zumal haben sie sich Geltung zu schaffen gewußt. Aber dem Großvater Bismarcks war die Zunft zu enge geworden. Wie ein Novize aus dem Klosterzwang, floh jener Anastasius Ludwig Mencken kurz vor dem Examen aus Helmstedt nach Berlin und trat in den diplomatischen Dienst. Er hatte Geschick und Glück. Als junger Sekretär der preußischen Gesandtschaft zu Stockholm gewann er sich das Vertrauen der Königin-Mutter, jener Schwester Friedrichs des Großen, die auch in ihren Gegensätzen zum eigenen Sohne das Zollernblut nicht hatte verleugnen können. Dann zog ihn der greise König als Kabinettsekretär in seinen persönlichen Dienst. Aber auch unter dem genialsten und selbständigsten aller absoluten Herrscher behielt er sein eigenes Urteil, das ihn in den schattenvollen und unklaren Zeiten des Nachfolgers in Gegensatz zu diesem und dessen tragischem System brachte. Kam er doch von der Aufklärung her und blieb ihr treu inmitten der krankhaften Reaktion am Hofe Friedrich Wilhelms II. So war er so gut wie kaltgestellt. Aber die einzige Aufgabe, die ihm in dieser Zeit zugewiesen wurde, die Instruktion für die Reformen in den neuerworbenen polnischen Gebieten, die im Grunde eine Utopie war für ein Land, das erst dem preußischen Staatswesen angeschweißt werden mußte, brachte ihn dem Kronprinzen näher, unter dessen Regierung er auf die inneren Verhältnisse größeren Einfluß gewonnen hat. Vielfach hat er sich mit den Reformfragen beschäftigt, die unter Stein und Hardenberg durch die Not der Zeit erst richtig lebendig geworden sind. Aber führender Geist ist er nicht gewesen. Doch sein Leben und Wirken hatte jenen frischen und auch ästhetischen Zug, der vor allem auf das Herz seines Kindes wirken mußte und der bei aller Realität dem Enkel ein bestimmtes Gepräge gegeben hat. Wilhelmine Luise war freilich erst zwölf Jahre alt, da ihr der Vater starb. Aber mit den Jahren wuchs in ihrem Herzen die Gestalt des verewigten und tiefverehrten Mannes, dessen Name auch fürderhin mit Ehren genannt ward. Sie selbst war die Gespielin des Kronprinzen,

und die Erinnerungen an den Hof umrankten die Gestalt des Toten, die auch durch den Gatten nicht verdrängt worden ist. Denn am 7. Juli 1806 hat sie sich, kaum sechzehnjährig, mit Wilhelm Ferdinand v. Bismarck auf Schönhausen vermählt. Ihr jugendliches Bild spricht von zarter Anmut, das geistige Verschönung für die Zukunft ahnen läßt. So hatte sie schon den älteren Bruder ihres Gatten angezogen, aber dessen Werbung abgewiesen, um dem jüngeren den Vorzug zu geben, der freilich auch schon die doppelten Jahre der Braut zählte. Sie folgte ihm nach Schönhausen. Dieser alte Herrensitz weckte wohl das Bewußtsein ihrer bürgerlichen Abkunft im Gegensatze zu dem alteingesessenen Geschlecht. Aber diesem Gefühl entsprang nichts Drückendes. Im Gegenteil. Sie trug ihre Herkunft immer mit einem gewissen Stolz zur Schau und hat später fast mit kränkender Bestimmtheit auf das Bild ihres Vaters hingewiesen, in allzu schroff betontem Gegensatz zu den ehrwürdigen Ahnenbildern, die in Schönhausen gleichsam als die Symbole einer festen und geliebten Überlieferung betrachtet wurden.

Und sie waren in der Tat ehrwürdig wie das ganze Geschlecht, das seit mehr als einem halben Jahrtausend in der Altmark heimisch war. Nichts Außerordentliches und doch nichts Kleines und Kleinliches wird uns kund, wenn wir die Geschichte des Hauses durchblättern. Man wird unwillkürlich an die Romane von Willibald Alexis und Theodor Fontane erinnert. Die lebensvollen Gestalten, die diese beiden Dichter der Mark aus Wahrheit und Dichtung geschaffen haben, sind das Widerspiel der Bismarcke von den Tagen Ludwigs des Brandenburgers bis in die Zeiten „vor dem Sturm“. Sie wollten nur sein in ihrer Art, nach ihrer Art. Sie wollten auf ihrer Scholle und in ihrem Sattel gelten, seitdem sie durch die Wittelsbacher ritterbürtig geworden waren. Der erste Bismarck, der uns um das Jahr 1270 genannt wird als Aldermann der Kaufmanns- und Buchhändlergilde von Stendal, stellte seinen Mann. In den städtischen Zwistigkeiten steht er im Vorkampf. Auch der Bann, den die Geistlichkeit über ihn verhängte wie über seinen Sohn Klaus, vermochte ihn nicht zu beugen, und wenn dieser im Jahre 1345 mit dem Rate vor den empordrängenden Elementen der Stadt weichen mußte, so schied er nicht als armer Flüchtling. Denn schon war er mit seiner ganzen Sippe von Markgraf Ludwig mit der Feste Burgstall belehnt worden. So kam zu dem stattlichen Vermögen ein mächtiger Landbesitz. In Diensten des Markgrafen und des benachbarten Erzbischofs von Magdeburg hat er seine Kräfte bewährt. Zähe hat er den Luxemburgern widerstanden, die sich in dem Erbe der Wittelsbacher festsetzen wollten. Es war eine wilde Zeit, die hier noch wilder sich zeigen wollte, wo die Erscheinung des „falschen Waldemar“ die Bewohner erregte, wo jedes Geschlecht sich für seinen Besitz wehren mußte, bis

der „neue Herr“ ins Land kam und der Burggraf festen Fuß faßte in der Mark für sich und sein Geschlecht. Die Bismarcke haben ihm nicht von Anfang an zugejauchzt. Aber sie haben ihm Treue geschworen und hielten sie ihm und seinen Nachkommen, wenn sie auch keine Hofgänger waren und sich der eigenen Scholle freuten, zumal des stolzesten Stücks ihres Erbes, der Letzlinger Forsten. Aber gerade hier wurde ihr Stolz aufs tiefste gekränkt. Der Kurprinz Hans Georg trachtete nach diesem Besitz. Ihn, den leidenschaftlichen Jäger, reizte der wildreiche Wald. Und so hat er ihn dem Geschlecht mehr abgetrotzt als abgekauft. Denn weder der Kaufschilling noch der Landersatz, der jenseits der Elbe in den Dörfern Fischbeck und Schönhausen dem Hause zufiel, bot gleichwertigen Ersatz für das stolze Burgstall. Bis auf Otto v. Bismarck haben sich Schmerz und Groll über den Verlust fortgepflanzt von Generation zu Generation, und dieser selbst hat dem Empfinden leidenschaftlichen Ausdruck gegeben. Immerhin verblieben sie der Altmark angegliedert, und als ein märkisches Geschlecht haben sie gedauert. Auch über die Zeiten der Zerfahrenheit hinweg. Freilich viele Söhne desselben sind in fremde Lande auf Heldenschaft gezogen und haben in den Türkenfeldzügen gefochten wie in den Hugenottenkriegen. Dann kam der große Krieg. Und Bismarcke wirkten in den verschiedenen Kampagnen mit. Ein eigenartiges Bild, wie ein Busso v. Bismarck mit der schwedischen Armee von Havelberg heranzieht und das heimatliche Schloß von Schönhausen in Flammen aufgehen sieht. Doch aus Schutt und Asche läßt später August v. Bismarck einen glänzenden Neubau erstehen, der jetzt der Mittelpunkt der Familie bleibt, wenn sie auch in mehrere Linien zerfallen ist. Der märkische Adel wurde seßhaft, und der Staatsgedanke des großen Kurfürsten drang auch bei diesen trotzigen Geschlechtern durch. Aber der Staat griff um sich, und jene mußten einen schweren Kampf führen um ihre ritterliche Selbständigkeit, die zumal Friedrich Wilhelm I. ein Dorn im Auge war. Er hatte wenig Freude an dem widerstandskräftigen Adel, und unter „den schlimmsten“ erschienen ihm die Bismarck. Er warnte sogar seinen Sohn vor diesen „schlauen und ungehorsamen“ Leuten. Doch Friedrich der Große dachte anders. Mit ihm kam ein neuer Geist in den Staat. Der Friedefürst und Schöpfer der Potsdamer Wachtparade hätte füglich des Adels entbehren können. Aber kriegerische Zeiten bringen den Adel zur Blüte, und wo er geschwunden, da wird er aufs neue ins Leben gerufen. Und die brandenburgischen Junker haben Friedrich II. seine Schlachten geschlagen. Da treten auch die Bismarck wieder stärker hervor. August Friedrich v. Bismarck hat als schneidiger Reiteroberst seine Ansbach-Bayreuther Dragoner bei Mollwitz und Czaslau geführt. Hier hat er die tödliche Wunde empfangen. Seinen Sohn Karl Alexander hat der König selbst von der Diplomatie hinweg ins

Wilhelmine Luise v. Bismarck, geb. Mencken, Mutter des Fürsten.
Nach dem Gemälde von Franz Krüger.

Karl Wilhelm Ferdinand v. Bismarck, Vater des Fürsten.
Nach dem Gemalde von Franz Krüger

Heer berufen. Aber im Jahre 1758 nahm er infolge einer Verwundung seinen Abschied und zog sich nach Schönhausen zurück. Er war der Großvater des Fürsten: ein echter Landedelmann, dem Geiste der Zeit keineswegs fremd, aber mit der Freude an der eigenen Scholle jedes andere Gefühl durchdringend. Und in Schönhausen blüht jetzt ein schlichtes Familienleben, an dem sich die Söhne erfreuen, zumal auch der jüngste in der stattlichen Reihe, eben jener Ferdinand, der, schon als Dreizehnjähriger zum Regiment geschickt, den Feldzug in der Champagne in Begleitung des Prinzen Louis Ferdinand mitgemacht, aber bereits 1798 den Abschied genommen hat. Einsam, wie später sein Sohn den Kniephof, hat er eine Zeitlang Schönhausen bewirtschaftet, bis er die Frau gefunden hatte, die im Juli 1806 als junge Herrin in das alte Schloß einzog.

Aber die Flitterwochen gingen rasch zu Ende. Die schwere Zeit brach an, die der fast allzu jugendlichen Frau die Reife gegeben. Auch sie hat wie Goethe die Not der Kriegszeit vom Furchtbarsten bis zum Gemeinsten durchgekostet. Schönhausen liegt an der Heerstraße Magdeburg-Berlin. So sah sie die Flucht des geschlagenen Heeres und der königlichen Familie. Dann kam der Feind. Die alte ehrwürdige Hedwig v. Bismarck erzählt, wie ihr Onkel Ferdinand mit der jungen Frau und dem Dorfpfarrer Petri in Rathenow erschienen sei und ihrer Mutter zugerufen habe: „Cousine, retten Sie uns." Der Feind war in das Schloß eingedrungen und hatte die junge Herrin verfolgt. Mit knapper Not hatte sie sich vor den Wütenden in Sicherheit gebracht. Die Feinde wollten mit ihren Bajonetten die Türe sprengen, durch die sie geflüchtet. Noch heute sieht man in Schönhausen die Spuren der Gewalt. Jene aber retteten sich in Wald und Nacht und wanderten den weiten Weg zu Fuß nach Rathenow. Die liebenswürdige Verwandte verschaffte ihnen eine Schutzwache, und fortan blieb das junge Paar von ähnlichen Angriffen verschont. Aber die Lasten blieben große während der ganzen Kriegszeit. Der Gutsherr gibt sie selbst auf mehr als zehntausend Taler an. Das drückte schwer auf den Wohlstand der Familie. Nach dem Frieden kamen die Brüder des Schloßherrn, Friedrich und Leopold. Sie hatten bei Jena mitgefochten und jetzt den Abschied erhalten. Der Staat brauchte sie nicht mehr. Aber Schönhausen war wenigstens preußisch geblieben. Und der preußische Geist herrschte hier. Als Schill seinen verzweifelten Zug tat, zog auch ein Bismarck als Leutnant mit. Doch hatte er sich rechtzeitig retten können. Und eines Nachts pochte er an die Pforte von Schönhausen. Er forderte Unterkunft für sich und den schwerverwundeten Major v. Lützow. Dieser fand gastliche Aufnahme und getreue Pflege, bis er genas und in Sicherheit gebracht werden konnte. Damals hat Pastor Petri in das Kirchenbuch von Schönhausen die sehnsuchtsvollen

Worte eingetragen: „O goldner Friede, glückliche Ruhe, die wir genossen, wann kehrt ihr wieder?“ Theodor Körner aber hat, als er im Jahre 1813 mit den Lützowern in Schönhausen einquartiert war, die Antwort dazu geschrieben: „Dann, wenn Preußens edle Krieger mit Gott für König und Vaterland in Paris einziehen werden.“ Das ist wie ein Sonnenstrahl, der durch das Kirchenfenster auf die schicksalsvolle Seite des alten Kirchenbuchs fällt. Und die ehrwürdige Prämonstratenserkirche sah, wie die jungen Kämpfer geweiht wurden für den heiligen Krieg. Das sind reiche Erinnerungen für Kirche und Schloß. Denn nicht weniger als sieben Bismarcke sind ins Feld gezogen, und nur vier sind wiedergekehrt. Ihre Brust schmückte das Eiserne Kreuz. Bismarcks Vater selbst war zu Haus geblieben und hatte die Organisation des Landsturms mit großer Umsicht durchgeführt. Fürwahr der Pfarrer hatte recht, wenn er bei der Taufe Ottos sprach: „Helden haben dich gesegnet, ehe du geboren warst.“

Das waren die Erlebnisse der Eltern, die sich der alten Schönhauser Überlieferung anschlossen, in dieser gewissermaßen aufgegangen sind. Das Schloß war den Eltern lieb durch Trauer und Trost. Hier lagen die Gräber von Ottos Geschwistern, die als zarte Blüten schon dahingewelkt waren, Alexander und die kleine Luise Johanna. Das dritte der früh verstorbenen Kinder ist in Kniephof begraben, wohin schon ein Jahr nach Ottos Geburt übergesiedelt wurde, um das dort angefallene Erbe zu übernehmen, das neben dem Kniephof noch die Güter Külz und Jarchelin umfaßte. Das war ein anderes Land, grundverschieden von den Niederungen des Elbtals.

In dem weltabgeschiedenen Kniephof hat Otto v. Bismarck seine Kindheit verbracht. Er war und blieb mit jeder Faser damit verwachsen. In Garten und Feld, in Wald und Wiese war er daheim. Die treuen, biederen Dienstboten, die mehr fast als die Herrschaft selbst die Überlieferung des Hauses weiterführen, sind seine Gespielen wie ihre Kinder und die ganze Dorfjugend. Er liebt die Tiere, die Pferde und Hunde, und gewinnt jene tiefe Freude an der Natur, die ihm treugeblieben ist in der pommerschen Einsamkeit wie in den traumhaft schönen Gefilden der Gironde. Daher die kraftvolle Bodenständigkeit! Und wie die Landschaft sind ihm die Menschen vertraut. Das klingt noch nach in seinem späteren Worte von den „Knochen des pommerschen Musketiers“, dessen vollen Sinn nur der versteht, der sich in Bismarcks Kindheit hineinzuleben vermag. Freilich nichts davon ist außerordentlich, aber der Heidegeruch durchweht diese Jahre sorgloser Kindheit, in die die Gestalten der Eltern in ihrer Verschiedenartigkeit hereinragen. Er sah den Vater durch Haus und Hof schreiten, den richtigen Bismarck, groß und stattlich, in allem der echte Landedelmann. Er wollte nicht mehr sein, er war auch nicht

mehr. Vielleicht war das der Gattin zu wenig, die in diese Welt nicht mit dem Gefühl beschaulicher Behaglichkeit, sondern mit städtischer Kritik und einem starken Drang nach Betätigung sah. Das hatte sie wohl von der Mutter, die nach des Gatten Tod Teile der Herrschaft Wusterhausen erworben hatte und mit Energie bewirtschaftete. Es mag sein, daß sie die Tochter zu jenen Reformplänen angeregt hat, die mehr gut gemeint als erfolgreich waren. Diese suchte sich als Landwirtin auszubilden, studierte gleichsam die Landwirtschaft und war in der Theorie ganz gewiß unsträflich. Aber zum Vorteil gereichten die Versuche den Gütern nicht, an die freilich die Herrin größere Anforderungen stellte, als es sonst im Hause Bismarck üblich war. Doch der Gemahl ließ ihr völlig freie Hand, freute sich dieses Interesses und trug in ritterlicher Weise ihrem Verlangen nach Glanz und Prunk Rechnung, soweit es in seinen Kräften stand, vielleicht sogar darüber hinaus, immer aber mit dem gutmütigen und warmblütigen Humor, der so ganz dem innersten Kern seines Wesens entsprach. Im übrigen war er ohne Ehrgeiz für sich und ohne Ehrgeiz für seine Kinder: ihre Gesundheit, ihr gutes Gedeihen und Fortkommen, das war seine Hauptsorge. Darüber dachte er nicht viel hinaus. Er verknüpfte ihr Geschick „mit den Eichen von Kniephof und dem Schlosse von Schönhausen". Anders die Mutter. In ihr wirkte wohl das Lehrhafte des Professorenblutes nach. Und sie hatte stets das Bild des Vaters vor Augen, der ihr mehr zu gelten schien als der Gatte trotz Adel und Ahnen. Und daraus entsprang auch in Beziehung auf die Söhne, auf die sie ihren Ehrgeiz übertrug, eine gewisse Eifersucht. Jedenfalls hat Otto v. Bismarck manchen Schritt der Mutter in diesem Sinne empfunden, und dies hat schon dem Knaben als etwas Fremdes, Merkwürdiges Schmerz bereitet, den er sich selbst nicht zu deuten wußte. Ohne Zweifel waren Gegensätze vorhanden und sind geblieben, bis sie in Bismarcks Entwicklung selbst den Ausgleich gefunden haben. Doch war sie eine gute Mutter, die ihre Zärtlichkeit nur im Interesse der Kinder selbst unterdrückte. Sie wollte aus den Söhnen moderne Menschen machen, die in Staat und Gesellschaft eine Rolle spielen sollten. Daran hatte sie schon gedacht, als sie den kleinen Otto noch durch Wald und Flur streifen, auf die Bäume klettern und die Pferde mit in die Schwemme reiten sah. Das war und blieb ihr selbst eine fremde Welt, und es drängte sie, die Söhne sobald wie möglich aus dieser Atmosphäre in eine ihr mehr vertraute zu bringen. Das war kein kleinlicher Zug. Und ich glaube nicht, daß wir ohne diese Regungen uns die Entwicklung Bismarcks denken könnten. Selbst wenn sich vieles in ihm gegensätzlich zur Mutter gestaltete, ohne sie und ihren Einfluß wäre er oder doch manches in ihm in andere Bahnen gelenkt worden. Im Jahre 1830 hat sie an ihren Sohn Bernhard

geschrieben: „Es war das höchste Ziel meines Lebens und ich dachte es mir als das größte Glück für mich, das ich erreichen könnte, einen erwachsenen Sohn zu haben, der, unter meinen Augen gebildet, mit mir übereinstimmen würde, der als Mann berufen wäre, viel weiter in das Reich des Geistes einzudringen, wie es mir als Frau vergönnt ist.“ Denn als höchstes Gut des Lebens achtete sie den Sinn und die Richtung zu höherer Bildung, die uns allein das Göttliche in unserer Natur offenbaren kann. Sie wollte ein Leben in höherem Sinne; „denn“, so schrieb sie, „wer nicht mit dem Geiste lebt, wie soll der den Geist vervollkommnen?“ Solche Worte waren vordem wohl noch niemals auf dem Kniephof geschrieben worden, und so führten sie im Grunde hinweg aus dem Lebenskreis, der für Otto die Welt gewesen war, „auf eigener Wunn' und Weide“, die ihn kein Herrendienst und keine Ehrung hat vergessen machen: in allem ein echter Junker und ein echter Bismarck, der noch im Jahre 1870 von den Hohenzollern als der schwäbischen Familie gesprochen hat, „die nicht besser ist als die meine“. Diese Bodenständigkeit hat sie ihm nicht zu nehmen vermocht, wohl auch gar nicht nehmen wollen, wenn sie den sechsjährigen Sohn aus dem geliebten Kniephof in die Schule nach Berlin verpflanzt hat.

Bei dem oftmaligen Aufenthalt in der Hauptstadt hatte sie das Institut Plamann ganz besonders rühmen hören. Sein Gründer, Professor Johann Ernst Plamann, war auf einer Fahrt in die Schweiz zu Pestalozzi in persönliche Beziehungen getreten, und als dessen begeisterter Apostel ist er nach Berlin zurückgekehrt, wo er eine Anstalt im Sinne des edlen Schweizers gründete. Eine Reihe tüchtiger Lehrer hat bei ihm gewirkt, unter anderen auch Ludwig Jahn, auf den wohl mehr noch als auf Pestalozzi und Plamann die spartanische Note zurückzuführen ist, die Bismarck bis ins höchste Alter unsympathisch geblieben ist. Denn Plamanns Händen vertraute Frau von Bismarck den Sohn an. Der erste und bleibende Eindruck war das Gefühl peinvoller Abgeschlossenheit und körperlich-geistigen Zwanges, der bei dem Kinde zunächst nichts anderes auszulösen vermochte als ein tiefes und herzerschütterndes Heimweh. War er doch in voller Freiheit aufgewachsen. Die Eltern hatten ihn überall mitgenommen, und so hatte er jetzt schon Bilder in sich aufgenommen, die ihm fürs Leben haften blieben. Als er später Thüringen und die Gegenden am Rhein durchwanderte, da erschienen sie ihm als alte Bekannte. Er wußte, daß er sie auf den Reisen geschaut, die er mit der Mutter gemacht hatte. Jetzt traten all diese Bilder zurück vor der schmerzlichen Erinnerung an das Paradies, das er verloren, den lieben Kniephof. Aber auch bei Plamann fand er sich zurecht und wußte sich bei den Schülern gründlich durchzusetzen, die nach altem Bursenbrauch — und darüber war man auch bei Plamann nicht hinausgekommen — die Neueintretenden zu drücken und zu tyrannisieren versuchten.

An ihm scheiterten diese Versuche. Und bald gewinnt er die Führung. Er gibt den Spielen Charakter und Pointe. An Stelle der gewöhnlichen Balgereien tritt System. Jetzt spielen sie Griechen und Trojaner. Und da einer der Zöglinge ein Geschichtswerk erhält, versammelt Otto die Kameraden um die alte Linde im Garten und liest ihnen vor, sich selbst und die Hörenden an den Taten begeisternd. Daneben aber eine Fülle echt kindlicher Züge. Das Unbehagen an der gemeinsamen Kost, die ihm weder nach Qualität noch Quantität entsprach, und am allerwenigsten in der Aufmachung. Gerade das letztere störte sein kindliches Feingefühl. Diese spartanischen Abfütterungen erschienen ihm plebejisch, ebenso wie die vielfach demokratischen Anschauungen der Lehrer, denen er eine zwar kindliche, aber doch richtigem Empfinden entsprungene Opposition entgegengesetzt hat. Im übrigen war er wie andere Knaben, und er hat es später selbst ausgesprochen, daß er seine Knabenzeit nicht heroisiert wissen wolle. Er arbeitete wie die anderen, machte gute Fortschritte, lernte sich mit den anderen vertragen und schlagen, und wurde auf realen Boden gestellt. Er gelangte aber auch dazu, die zarten Saiten seines stark ausgeprägten Wesens zu schützen vor Schülern und Lehrern. Im übrigen im Lernen und den körperlichen Übungen weder Enthusiasmus noch krankhaftes Abschließen! Aber er besah die Schule mit kritischen Augen. Neben dem Spartanertum gehörte der Franzosenhaß zu den damaligen Bestandteilen der Erziehung. Er empfand da anders. Natürlich waren ihm zu Hause nationale Empfindungen eingeimpft worden. Aber für den Haß gegen das besiegte Volk war im Kniephof keine Grundlage vorhanden. Man unterschied dort mit gesundem Gefühl zwischen Politik und Kultur. Auch das ist ein Zug, der hier einzusetzen beginnt und in Bismarcks ganzer Entwicklung eine bedeutsame Rolle spielt.

So lernte er ruhig weiter. Von besonderer dauernder Freundschaft hat er wenig mitgenommen. Um so stärker waren die Erinnerungen. Und so hat er, als er im Jahre 1851 den Institutsgarten wieder betrat, der Gattin darüber geschrieben: „Wie klein ist doch der Garten, der meine ganze Welt war, und ich begreife nicht, wo der Raum geblieben ist, den ich oft atemlos durchlaufen habe, und mein Gärtchen mit Kresse und türkischem Weizen, und alle die Geburtsstätten verfallener Luftschlösser und der blaue Duft der Berge, die damals jenseits des Bretterzauns lagen. Die Bäume waren alte Bekannte, ich weiß noch die Obstsorten davon, und die Hühner waren noch da, die mir immer so viel Heimweh nach Kniephof machten, wenn ich sie ansah und die Stunden und Viertelstunden anstrich, die noch verfließen sollten, bis die Ferien da waren und der Stettiner Postwagen. Wie sehnte ich mich damals in das Leben und in die Welt; die ganze Erde, wie sie damals existierte mit

ihren Wäldern und Bergen und allen den Erlebnissen, die meiner warteten, tauchte vor mir auf, als ich in dem Garten stand, und ich hätte weinen können. Ich könnte stundenlang in dem Garten sitzen und träumen. Wenn Du wieder hier bist, mußt Du mit mir hingehen." Man wird unwillkürlich an den Ton in Ernst v. Wildenbruchs ergreifenden Kindergeschichten erinnert. Aber er spricht von seiner Kindheit und seinen Träumen, von den Dingen — nicht von den Personen. Die sind geschwunden aus der lebhaften Erinnerung an die sechseinhalb Jahre, die er hier verlebte. Dann kam er in andere Hände. Im Herbst 1827 ist er an das Friedrich-Wilhelm-Gymnasium übergetreten. Dort fand er seinen Bruder Bernhard vor, mit dem zusammen er nun bei den Eltern in der Behrenstraße wohnte. Diese waren im Winter selbst zugegen, im Sommer führte ein guter alter Hausgeist, Trine vom Gute Schönhausen, den beiden die Wirtschaft, während die Arbeiten von Hofmeistern überwacht wurden. Die Wahl war nicht immer glücklich. Und es begab sich, daß der Erzieher eines Tages mit Trines Wirtschaftskasse das Weite suchte. Indes fand Otto an Professor Bonnell einen guten Lehrer, dessen er später in ganz anderer Weise gedacht hat als Plamanns. Bonnell hat ja manches von seinem Schüler zu erzählen gewußt. Es ist gewiß begreiflich, wenn er sich aus dessen späterer Größe ein Ahnen davon konstruiert hat. Jedenfalls hat er den jungen lebhaften Tertianer richtig behandelt. Und dieser ist dem Lehrer auch nach dessen Versetzung an das Graue Kloster im Jahre 1829 binnen Jahresfrist dahin nachgefolgt und kam sogar, als die Eltern im Jahre 1831 sich veranlaßt sahen, den Haushalt aufzulösen, zu ihm in Pension. Zweifellos ein Lehrer von Beruf, der sich den Übertreibungen des Zeitalters feinsinnig entgegenstellte und für die Jugend, wenn nicht Verständnis, so doch Gefühl hatte. So erinnert er in manchem an die unvergleichliche Gestalt des Magisters in Wilhelm Raabes „Odfeld". Und er zog den Schüler zweifellos an. Aber das wissenschaftliche Mitgehen hätte unter ihm wie unter den anderen, zum Teil hervorragenden Lehrern eine philologenhafte Neigung erfordert. Die besaß Bismarck nicht. Auch von Lernenthusiasmus ist bei ihm keine Rede. Sein Gang durchs Gymnasium war schlecht und recht. An Lob und Ermunterung fehlte es ihm nicht, und er hat auch über den Unterrichtsstoff hinaus viel Bleibendes gewonnen. Sein eigener Stil begann sich zu entwickeln und zu härten. Der Veranlagung kam die richtige Lektüre zu Hilfe, die gerade in diesen Jahren eingesetzt und ihn mit der Schönheit der deutschen Literatur ganz besonders vertraut gemacht hat. Schillers Pathos zog ihn damals vielleicht mehr an als Goethe. Aber auch den Romantikern trat er nahe. Uhland, Chamisso und Lenau wurden ihm besonders vertraut. Chamisso genoß ja bei dem preußischen Adel besonderer Sympathie. Bismarcks

Couſine und Jugendgeſpielin erzählt mit der Anmut der Greiſin von den Eindrücken, die der deutſche Dichter, der nie richtig Deutſch hat ſprechen können, auf ſie gemacht habe.

Dazu kam, daß Otto v. Bismarck die modernen Sprachen mit großem Eifer betrieb. Das Franzöſiſche war ihm ſchon im Elternhauſe geläufig. Aber auf dem Gymnaſium ſcheint er mit dem franzöſiſchen Lehrer aneinander geraten zu ſein. Die Folge war, daß er für das Maturitätsexamen an Stelle der franzöſiſchen eine engliſche Prüfungsarbeit geleiſtet hat. So vermochte er frühzeitig beide Sprachen zu beherrſchen und in Shakeſpeares Schönheit und Größe einzudringen, der ihm durch das ganze Leben, vor allem aber durch die tollen Jahre ſegensvolles Geleit gegeben hat. So waren ſeine Gymnaſialjahre immerhin eine geſegnete Lehrzeit. In nichts blieb er am Buchſtaben haften. Alles Philologenhafte war ihm fremd. In allem erſchloß ſich ihm der Geiſt, fern von aller Wiſſenseitelkeit und von aller Oberflächlichkeit war ihm alles Mittel zum Zweck. Denn mit der geiſtigen Bildung ging die körperliche und die geſellſchaftliche Hand in Hand. Fechten und Reiten hat er von früh an gelernt, und er war der Schule noch nicht entwachſen, da wußte er ſich in den Salons mit ebenſoviel Geſchick wie Unbefangenheit zu bewegen. Sein Humor und die Heiterkeit ſeines Weſens kamen ſchon jetzt vorteilhaft zur Geltung. Und doch lag über dieſen Jahren ſchon ein tiefer Ernſt, eine feſte innere Entſchloſſenheit, die ſich gerade in der religiöſen Entwicklung gezeigt hat. Das Elternhaus hat ja darin geringen Einfluß geübt. Mit dem Vater hat er, wie er ſelbſt einmal ſagt, niemals über religiöſe Fragen geſprochen, und in der Mutter ſpiegelten ſich die Anſchauungen des ſchöngeiſtigen Berlin wider, vielfach im Übergang zu den ſpielenden Schwärmereien und ſchwärmenden Spielereien, die ſie zu der „Seherin von Prevorſt“ führten. Wie ziemten ihm da Fragen an ſie! Über der Plamannſchen Erziehungsmethode ſchwebte ein „milder, weitherziger Rationalismus“. Aber dann trat eine Perſönlichkeit von größter Bedeutung in ſein Leben — Schleiermacher.

Es hat einen ungemeinen Reiz, Bismarck zu Schleiermacher in Beziehung zu ſehen. In dem Leben der jungen Berliner Univerſität pulſierte noch damals Schleiermachers Blut. Die Generation hatte ihn nicht vergeſſen, wie er die ausziehenden Freiwilligen geſegnet und begeiſtert hatte, wie in den Zeiten der Demagogenverfolgung die Schatten auch auf ſeine lautere und große Perſönlichkeit gefallen waren. Man konnte ſagen: wo er war, da war das fühlende und gottſuchende Berlin. Er hatte einen Hauch der Liebe und des reinſten Gottvertrauens dem Geſchlecht gegeben — einen ſtarken und geläuterten Proteſtantismus trotz allem — durch ſeine tiefgründigen Schriften nicht minder als durch ſein vollklingendes Wort. Zu ſeinen Füßen hat auch Bismarck

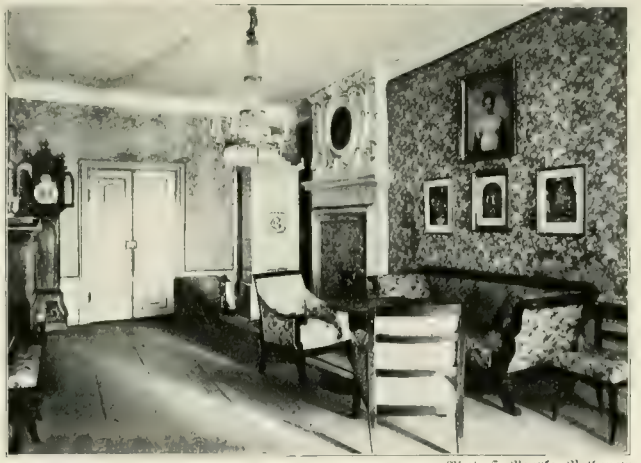
gesessen, durch ihn wurde er konfirmiert. Er hat sich spät noch des Spruches entsonnen, den er von ihm erhalten: „Alles, was ihr tut, das tut von Herzen als dem Herrn und nicht den Menschen", und er sagte noch als Achtzigjähriger zu seiner Schwester Malwine: „Noch weiß ich genau das Plätzchen in der Kirche, wo ich unter den Konfirmanden gesessen habe, und als ich aufgerufen wurde, da pochte mir gewaltig das Herz." Und Schleiermacher hat den feierlichen Augenblick durch weihevolle Worte verklärt, fast zu tief, um von den Jungen begriffen zu werden, aber doch voll Empfindung, um Empfindung zu wecken. Der Satz: „Fürchtet nichts und scheuet nichts, was auch im Leben vorkommen kann! Jeder glaube an die göttliche Liebe, welche alles zum besten meint" ist ein echter Schleiermacher und ist mit der Zeit ein echter Bismarck geworden. Der zweite Teil freilich erst später, nachdem er einen kurzen inneren Kampf gekämpft.

Am 31. März 1831, also am Tage vor seinem sechzehnten Geburtstag, fand diese Feier statt, am 3. April 1832 verließ er mit dem Zeugnis der Reife das Graue Kloster. Die Eindrücke der Konfirmation haben nicht so nachgewirkt, wie Schleiermacher es vielleicht gewünscht hatte, aber sicherlich in seinem Geiste. Denn gerade ein Wort des verehrten Lehrers hat ihn veranlaßt, das Beten überhaupt einzustellen. Er wußte genau Tag und Stunde, da er zu diesem Entschlusse gelangt ist, weil jener meinte, daß der Mensch durch sein Gebet bei einem vollkommenen Wesen, wie es Gott sei, nicht vermöge, einen veränderten Entschluß herbeizuführen. Einem Jüngling, der so stark empfand, standen große innere Kämpfe bevor. Und er hat für seinen und mit seinem Gott gerungen, bis er die volle Klarheit seiner Anschauung gewann. So ging Bismarck fest und sicher seinen Gang, stets das Leben fassend und es kostend, bis das Schicksal an die Pforte seines Herzens pochte.

Zunächst aber war er frei geworden und er ging freudig den Tagen der Universität entgegen, mit der vollen Absicht, sie in vollen Zügen zu genießen. Freilich, hätte er völlig freie Wahl gehabt, so wäre er wohl, wie die meisten Bismarcks, Offizier geworden. Der Soldatenberuf lockte ihn mehr als jeder andere. Aber in Kniephof hatte man über Beruf und hohe Schule schon eingehend beratschlagt. Die Mutter hatte auf den Studiengang ihres älteren Sohnes entscheidenden Einfluß geübt und ihn der Verwaltungslaufbahn zugewiesen. Auch Otto sollte sich ihrem Willen fügen. Er tat es mit geruhigem Humor. Er wäre gern nach Bonn gegangen oder nach Heidelberg, wo er einen Teil seiner Freunde wieder gefunden hätte. Aber das war ein teures, schlechtes und wegen des allzu heitren Tones berüchtigtes Pflaster. So meinte man in Kniephof. Er aber sollte studieren und sich eine möglichst breite Bildung über Rechts- und Staatswissenschaften hinaus gewinnen. Vielleicht hat die

Phot. H. Bengke, Rathenow.

Bismarcks Geburtszimmer in Schönhausen.



Phot. H. Bengke, Rathenow.

Bismarcks Wohnzimmer in Schönhausen.

Phot. H. Bengke, Rathenow.

Die Kirche in Schönhausen.

Phot. H. Bengke, Rathenow.

Bismarcks Geburtshaus in Schönhausen.

Mutter für Otto auch an die akademische Laufbahn gedacht. Genug, man entschied sich für Göttingen. Und Anfang Mai hat er die alte hannöversche Universität bezogen. Seine Matrikel weist als Datum den 10. Mai 1832 auf.

„Als normales Produkt unseres staatlichen Unterrichts verließ ich Ostern 1832 die Schule als Pantheist, und wenn nicht als Republikaner, doch mit der Überzeugung, daß die Republik die vernünftigste Staatsform sei, und mit Nachdenken über die Ursachen, welche Millionen von Menschen bestimmen könnten, Einem dauernd zu gehorchen, während ich von Erwachsenen manche bittere und geringschätzige Kritik über die Herrscher hören konnte." Das sind die berühmten Worte, mit denen Bismarck seine Gedanken und Erinnerungen einleitet, zugleich betonend, daß ihm von Plamann her deutsch-nationale Eindrücke haften geblieben seien, die aber nicht stark genug waren, seine angeborenen preußisch-monarchischen Gefühle auszutilgen. Das war doch der Erfolg des Elternhauses: das alte Preußentum. Er legte sich auch die Geschichte in der Tradition von Kniephof und Schönhausen aus. Während die deutsche Jugend noch für „Tell" schwärmte, sah er in ihm nur den Rebellen und Mörder, und auch Pisistratus, der Tyrann, erschien ihm ehrwürdiger als Harmodius und Aristogiton. In den Worten: „Jeder deutsche Fürst, der vor dem Dreißigjährigen Kriege dem Kaiser widerstrebte, ärgerte mich, vom Großen Kurfürsten an aber war ich parteiisch genug, antikaiserlich zu denken und natürlich zu finden, daß der Siebenjährige Krieg sich vorbereitete" lag die Basis seiner weiteren Entwicklung. Auf ihr hat Bismarck seinen ganzen Bau aufgeführt. Und doch drängte ihn damals sein nationales Gefühl zur Burschenschaft, und es fehlte nicht viel, daß er dadurch in jenen Seitenstrom geraten wäre, der erst durch ihn wieder in das eigentliche Bett nationalen Lebens zurückgeleitet worden ist. Aber es lag zu viel Trennendes zwischen ihm und der damaligen Burschenschaft. In den Zeiten ihrer Gründung, da ein Posadowsky ihren Idealen sich zuwandte, da hätte auch Bismarck nicht gezögert. Aber jetzt mißfiel ihm ihre Auffassung von Satisfaktion und Duell, Fragen, in denen er unbedingt junkerlich dachte. Dann stießen ihn die Sitten ab, und dem klaren Menschen erschienen die burschenschaftlichen Ideale, die freilich gerade damals der Klärung und Verwandlung harrten, in hohem Grade nebelhaft. Er sagt selbst sehr drastisch: „Ich hatte den Eindruck von Utopie und Mangel an Erziehung." Das war zweifellos zu hart. Aber es entsprach dem sicheren und unmittelbaren Empfinden des jungen, als Kavalier völlig fertigen Mannes, daß er so dachte. Seine Erziehung hatte ihn im Grunde schon weit über die ihm sich zeigenden Verhältnisse hinweggeführt. Auch in das Korps hat er nicht den gewöhnlichen Sprung des unerfahrenen Maul-

esels getan. Bewußt hielt er sich von der radikalen Burschenschaft fern, bewußt ist er Hannoveraner geworden, jedoch seiner preußischen Herkunft keinen Augenblick vergessend. Vielleicht zog ihn gerade die antipolitische Tendenz des Korps an. Denn die Julirevolution war nicht ganz spurlos an Göttingen vorübergegangen, der Studentenkrawall noch frisch in Erinnerung. Dieser hatte mit den politischen Unruhen Hannovers in engster Verbindung gestanden und in dem Eintreten der Ständeversammlung für die Verfassungsreform nachgewirkt. Noch mehr. Kurz nach seiner Immatrikulation, am 27. Mai, wurde das Hambacher Fest gefeiert. Es fand wie überall so auch in der erregten Göttinger Studentenschaft einen starken Nachhall. Hier liegt vielleicht die große Trennung zwischen ihm und der Burschenschaft. Er wurde unwillkürlich an seine Plamannschen Erfahrungen erinnert. Genug, sein ganzes Wesen widersprach diesem Treiben, von dem er als Preuße und Junker nichts wissen wollte.

Im Jahre 1839 erschien in Neuyork ein Roman von John Motley „Mortons Hope". Der Inhalt ist kurz folgender: Ein junger Amerikaner kommt um das Jahr 1770 nach Göttingen und begegnet dort einem jungen Studenten namens Otto v. Rabenmark, der, aus Böhmen stammend, bei der Landsmannschaft „Pommerania" aktiv geworden ist und ein wildes Leben führt. Von kurzer, hagerer Figur, exzentrisch gekleidet, mit ungepflegtem Haar, weckt er auf den Straßen den Begegnenden einen wilden und wüsten Eindruck. Aber auf seiner Bude entpuppt er sich als ein völlig anderer: er ist musikalisch gebildet, spricht zahlreiche Sprachen, und der tolle Bramarbas der Straße weiß über alles ungemein vernünftig und erfahren zu sprechen. Und er löst dem Bekannten das Rätsel: Sein öffentliches Auftreten hat lediglich den Zweck, ihn bei der besten der Göttinger Landsmannschaften einzuführen, und zwar durch Tusch, Kampf um Sieg. Jung, wie er sei, sehe er in der Universität eine Schule des Lebens. Er wolle hier herrschen, wie später im Leben. Das Duell sei nicht minder eine nützliche Übung. Und so habe er seinen Zweck zunächst erreicht.

Bei diesem Helden, dessen Ende freilich den Anfängen nicht entspricht, hat neben Karl Moor zweifellos Otto v. Bismarck Modell gestanden. Und man wird unwillkürlich an den 4. Juli 1832 erinnert, wo er mit den amerikanischen Freunden das Unabhängigkeitsfest der Vereinigten Staaten feierte, um sich am folgenden Tage nach einem Rencontre mit Mitgliedern der „Hannovera" gerade bei diesem Korps aktiv zu melden. Es ist ein oft gezeichnetes Bild von Göttingischer Ursprünglichkeit, wie Bismarck, an diesem Tage vor das Universitätsgericht geladen, in Schlafrock und seltsam geformter Mütze und mit einem gewaltigen Hunde zu dem „Bierrichter"

geht, die Heiterkeit der Hannoveraner erregt und mit diesen sofort fertig macht. Kein Wunder, wenn er ihnen als Korpsbruder lieber war denn als Gegenpaukant und auch er auf diese Anregung sofort einging und aktiv wurde. Es geschah mit vollem Bewußtsein. Weder aus jugendlicher Begeisterung noch aus Langeweile. Denn an anregender Gesellschaft fehlte es ihm nicht. Wir wissen, daß er mit einigen jungen Mecklenburgern eine Fußreise durch den Harz gemacht und sich an den Kreis von Amerikanern angeschlossen hat. Mit einem von ihnen, namens Coffin hat er um fünfundzwanzig Flaschen Sekt gewettet, daß die deutsche Einheit binnen zwanzig Jahren fertig sei. Er hatte sich zugleich die Kollegien angesehen und für das erste Semester immerhin regen Fleiß entwickelt. Freilich, die Liste der belegten Vorlesungen ist kein Beweis. Aber einer seiner Freunde weiß zu erzählen, daß man auf seinem Arbeitstische eine Reihe historischer Werke aufgeschlagen gefunden hat. Kein Zweifel, daß er stets für sich gearbeitet hat, auch dann, wenn er infolge der erlebten Enttäuschungen den systematischen Kollegienbesuch einstellte. Er hörte mit Kritik, und alles, was ihn nicht befriedigte oder ihm überflüssig erschien, schob er beiseite. So war er des trockenen Tons nun satt und trat ins Korps, dem er sich mit jugendlichem Übermut und pommerschem Pflichtgefühl hingab. Jedenfalls hat das Korps an ihm den vollen Mann gefunden. Die führende Rolle, die jener „Otto v. Rabenmark“ erstrebt, hat er in kurzer Zeit gewonnen. Das Leben ging ihm lieblich ein. Seinem Mut gesellte sich der Übermut, und die Ansätze zu dem „tollen Bismarck“ kann man wohl jetzt schon finden. Die Universitätsakten wissen von allerlei Streichen zu erzählen. Das kindische Verbot, mit brennender Pfeife über die Straße zu gehen, hat er regelmäßig durchbrochen. Im übrigen tritt bei allen seinen Strafen und Verweisen das Ritterliche seines Wesens deutlich hervor. Hat er doch einmal ein halbes Dutzend, die über den Preußenkönig geschimpft und erklärt hatten, „die Preußen wären keine honorigen Studenten“, gefordert, und als diese am nächsten Morgen Abbitte leisteten, wenigstens den einen, der das Wort über die Studenten hatte fallen lassen, gründlich abgeführt. Kein Zweifel, da ist er besonders warm geworden und fühlte sich in seinem Element. Sonst hatte der damals noch ausgesprochen landsmannschaftliche Charakter der Korps doch etwas Trennendes, war noch zu wenig durchdrungen von der Idee, die sie später viel enger zusammengeführt hat. Aber es ist für sein Pflichtgefühl bezeichnend, wie er in seinem letzten Göttinger Semester gerade wegen seines Korps und wegen dessen Stellung zum Göttinger Seniorenkonvent in Untersuchung kam. Die Zeit war schwierig, die Behörden mißtrauisch. So mußte er das Konsilium an einem Tage zweimal unterschreiben. Aber er nahm alle diese Dinge mit dem nötigen Humor auf und hat Zeit und Kraft

seinem Bund in vollem Maße gewidmet. Die Kollegien fielen mehr und mehr unter den Tisch, und von Göttingen ist wenig haften geblieben. Nur zu dem Historiker Heeren hat er Beziehung gewonnen, obwohl dessen Stern als Lehrer damals schon durch die Wirksamkeit Dahlmanns getrübt wurde. Mit Recht hat man gesagt, Dahlmann habe Bismarck die Mitarbeiter erzogen. Auf diesen selbst hat er nicht zu wirken vermocht. Anders der zarte, fast feminine Heeren, der durch die Art der Stoffbehandlung für den künftigen Staatsmann und Diplomaten ein wohlgeeigneter Lehrer war. Von seinen Vorlesungen über „Länder- und Völkerkunde", „Statistik und Geschichte der europäischen Staaten", die Bismarck gehört hat, geht ein Faden hinüber in sein späteres politisches Denken. Hat doch jener die alte Anschauung des achtzehnten Jahrhunderts von der Einheit des politischen Staatensystems in eingehender und lichtvoller Weise vertreten: eine Idee, die uns Ranke in der Theorie ebenso wundervoll nahe gerückt, wie sie sich bei Bismarck in der Praxis bewährt hat. Denn es war das Geheimnis seines Wirkens und seines Erfolges, daß er alle Fragen vom Standpunkt der europäischen Politik aus behandelt hat. Und von hier aus ist wohl auch der Einblick zu gewinnen in Bismarcks inneres Wachsen. Wir wissen, daß er mit seinen englischen Freunden Shakespeare gelesen, daß er hier die ersten Berührungen mit der Philosophie gefunden hat. Und auf einer flotten Burschenfahrt geht er auf der Wartburg und in Weimar den Spuren Luthers und Goethes nach. Er verweilt auf der Wartburg und sinnend im Goethehaus. Dann schaut er von den Wällen der Rudelsburg, wo man ihm, dem größten deutschen Korpsstudenten, das Denkmal gesetzt hat, hinab in das Saaletal.

Jetzt freilich war die schöne Zeit zu Ende. Am 11. September 1833 hat er noch dem Kommers in Göttingen präsidiert, dann machte er sich auf die Wanderung nach Hause. Die Reise ging merkwürdig langsam. Er war erkrankt und hat in Braunschweig, Magdeburg, Schönhausen und Brandenburg vier Wochen am Fieber gelegen. Auch der Empfang in Kniephof war nicht erfreulich. Der Vater weigerte sich anfangs, die Göttinger Schulden zu bezahlen, die wohl auch auf seine Stimmung gedrückt haben mögen. Aber allzusehr nahm er sich die Dinge nicht zu Herzen. Im Winter ist er wieder in Berlin. Aus seinen Briefen klingt der alte Übermut. Er persifliert sich selbst als Salonheld, wenn er von Garderobe, Visiten und Französisch-Parlieren spricht oder wenn er schreibt: „Des Abends betrage ich mich in der Oper so flegelhaft wie möglich." Nur das Göttinger Abgangszeugnis machte ihm Mühe. Es blieb ihm bis in den Mai 1834 versagt. Das Semester war demnach ungültig, wenn auch nicht verloren. Denn er hat auch

in dieſer Zeit viel gehört und mancherlei getrieben: Philoſophie, franzöſiſche Literaturgeſchichte, Statiſtik und ſelbſt Schiffahrtskunde. Aber der Hauptnachdruck iſt doch auf den Verkehr mit Motley und dem Grafen Keyſerling zu legen. Sie wohnten zuſammen, aßen gemeinſchaftlich und arbeiteten wohl auch miteinander. Der Ton ihrer Geſpräche war heiter, der Inhalt ernſt. Um ſo ärgerlicher war ihm das Ausbleiben der Exmatrikel, und er ſpricht ſogar vom Abbruch der Studien: „Ich werde daher wohl das Portefeuille des Auswärtigen ausſchlagen, mich einige Jahre mit der rekrutenſchindenden Fuchtelklinge amüſieren, dann ein Weib nehmen, Kinder zeugen, das Land bauen und die Sitten meiner Bauern durch übermäßige Branntweinfabrikation untergraben.“ Und mit kraſſen Zügen zeigt er in dem eigenen Zukunftsbild die Karikatur des pommerſchen Landjunkers: „Wenn Du alſo in zehn Jahren einmal in die hieſige Gegend kommen ſollteſt, ſo biete ich Dir an, ſo viel Kartoffelſchnaps zu trinken, als Du willſt, und bei der Hetzjagd den Hals zu brechen, ſo oft es Dir gut ſcheint. Du wirſt hier einen feſtgemäſteten Landwehroffizier finden, einen Schnurrbart, der ſchwört und flucht, daß die Erde zittert, einen großen Abſcheu vor Franzoſen zeigt und Hunde und Bediente auf das brutalſte prügelt, wenn er von ſeiner Frau tyranniſiert worden iſt. Ich werde lederne Hoſen tragen, mich zum Wollmarkt in Stettin auslachen laſſen, und wenn man mich Herr Baron nennt, werde ich mir gutmütig den Schnurrbart ſtreichen und um zwei Taler wohlfeiler verkaufen; zu Königs Geburtstag werde ich mich beſaufen und Vivat ſchreien, übrigens mich häufig anreißen, und mein drittes Wort wird ſein: ‚Auf Ähre! ſuperbes Pferd!‘ Kurz, ich werde glücklich ſein im ländlichen Kreiſe meiner Familie; car tel est mon plaisir.“ Es geht doch ein tiefer, tragiſcher Zug durch dieſe übermütigen Worte. Er hatte einſt in den hochgehenden Wogen des Göttinger Lebens geſagt: „Ich werde entweder der größte Lump oder der erſte Mann Preußens.“ Jetzt regte ſich eine gewiſſe Reſignation, und das Junkerleben erſcheint ihm zeitweiſe als letzte Zuflucht. Wie ſpäter noch oftmals. Aber jetzt klingt das Wort noch herber als ſpäter, wenn er von der Abſicht ſpricht, ſich hinter die Kanonen von Schönhauſen zurückzuziehen. Und in der Tat folgt den obigen Ausführungen noch die Klage: „Schade, daß meine Kenntniſſe ſo vermodern.“ Indeſſen ſie vermoderten nicht. Am 10. Mai erfolgte die Immatrikulation an der Berliner Univerſität, und wenn auch bei den dreien der Göttinger Geiſt noch nachhielt und über die Berliner Tage ſich ein förmlicher Sagenkreis gebildet hat, ſo war doch die Zeit der Arbeit gekommen. Ihr Quartier in der Friedrichſtraße 161 war der Schauplatz mancher Streiche, aber auch mancher ſtillen Stunden, wo Bismarck dem Klavierſpiel Keyſerlings gelauſcht hat. Denn ſeine Liebe zur Muſik trat immer mehr hervor. Dazu

der Ernst gemeinsamer Arbeit, der Verkehr in vornehmen Häusern, die er jetzt aufzusuchen sich entschloß. Und dann begann das Examen zu drängen. Den Wissensstoff hat er sich mit Hilfe eines Repetitors eingepaukt. Am 25. März hat er sich exmatrikulieren lassen und am 20. Mai 1835 das Auskultatorexamen bestanden. Es entsprach völlig seiner damaligen Stellung zur Wissenschaft, daß er nachher klagte, so viel unnützen Ballast mit ins Examen genommen zu haben. Aber er hatte es beschleunigt, vielleicht um dem Drängen der Eltern, Offizier zu werden, einen Riegel vorzuschieben. Er ist auch bereits am 4. Juni beim Königlichen Stadtgericht in Berlin als Auskultator eingetreten, kaum mit der Absicht, in dieser Karriere bis ans Ende auszuhalten. Anfangs zwar machte ihm das Protokollführen Spaß. Bald aber schreibt er: „Der Dienst sprach an oder war leidlich, so lange er neu war; nun sich aber meine schönen Finger unter der Last der immer beweglichen Federn zu krümmen anfangen, wünsche ich sehnlichst, mich dem Gemeinwesen auf eine andere Weise nützlich machen zu können." Doch er betrieb, wenn auch der Bismarcksche Humor immer wieder durchbrach, das Amt mit Eifer und gewann Einblicke in die verschiedenartigsten Verhältnisse, die ihn zum Nachdenken anregten. Aber auch seine Zukunft beschäftigte ihn in ernstlicher Weise. Er konnte sie sich nur im diplomatischen Dienst denken. Freilich der Zutritt war für den preußischen Landadel nicht so leicht. Und er mußte bei einer Unterredung mit dem Minister Ancillon deutlich genug fühlen, wie gering gerade in den entscheidenden Kreisen die diplomatischen Fähigkeiten der preußischen Landjunker eingeschätzt wurden. Er mußte ja später selbst als Ministerpräsident Umschau halten nach tüchtigen Diplomaten und hat dabei erfahren, wie schwer es war, die richtigen Helfer zu finden. Ancillon jedoch scheint sich für ihn interessiert zu haben. Er gab ihm den Rat, auf dem Umweg über den Zollverein in diese Sphäre einzudringen.

Freilich hatte Bismarck damals auch die Fühlung mit dem Hofe gewonnen. Die Eltern wünschten es. Und er folgt diesem Wunsche, wenn auch ungern, „indem es doch für mein Fortkommen von Nutzen sein kann". Denn jetzt will er Karriere machen. Aber indem er diesen Entschluß faßt, trennt er zugleich das Werden des äußeren und des inneren Menschen. Er tut seinen Dienst „von acht bis acht" und erringt sich das Lob seiner direkten Vorgesetzten, obwohl der alte Bismarck immer wieder durchblitzt und das Bureau der Schauplatz seines bizarren, aber gesunden Humors wird. Im übrigen mußte alles helfen. Und so geht er auch zu Hofe. Da wurde es ihm eine bleibende, liebe Erinnerung, als Prinz Wilhelm bei der ersten Begegnung von dem hochgeschossenen Auskultator wohlgefällig meinte, daß

die Justiz jetzt ihre Leute nach dem Gardemaß nehme, aber auch die Frage an ihn richtete, weshalb er nicht Soldat geworden sei. Völlig klar war ihm das damals wahrscheinlich selbst nicht. Jedenfalls stürzt er sich jetzt Hals über Kopf in die Arbeit und zieht sich bald aus Dienst und Leben in die Einsamkeit von Schönhausen zurück. Aus der leichten Satire aber, die er über das Schloß seiner Väter schreibt, klingt ein warmer, ja innerlich jauchzender Ton. Es spielt wohl eine ernste Neigung, die Liebe zu einer Verwandten herein, die ihm zu Herzen geht und die überwunden sein will. Die Einsamkeit tut ihm sichtlich wohl. Aber die Examensarbeiten, die er rasch fördert, sind doch nicht die ganze Leistung dieser stillen Tage. Sie sind nur Mittel zum Zweck, nicht aus dem Innersten herausgeschrieben. Er drängt daher zum raschen Abschluß. Am 12. März 1836 nimmt er Urlaub, am 24. April ist die erste Prüfungsarbeit, am 15. Mai die zweite vollendet. Die Schönhauser Bauern schütteln über den zum Federfuchser verwandelten Junker die Köpfe und meinen mitleidig: „Use arm junge Hehr, wat maak em wull sin?" Bei Tage knallt wohl die Flinte des einsamen Jägers, aber des Nachts brennt im Schloß bis lang nach Mitternacht das Licht. Da liest er Voltaire und Spinoza. Die innere Wandlung hat begonnen. Er selbst stellt sie mit ironischen Worten fest, aus denen aber ein glücklicher Ton klingt. Meint er doch: „Dabei bin ich nie so zufrieden gewesen wie hier; ich schlafe nur sechs Stunden und finde große Freude am Studium, zwei Dinge, die ich lange Zeit für unmöglich gehalten." Und so hat er, obwohl er zu den ihm gestellten Aufgaben eine eigentlich innere Beziehung nicht gewann, sie mit großem äußeren Geschick gelöst und ihnen auch eine Bismarckische Note aufgedrückt. Die eine — eine rechtsphilosophische — handelte „über die Natur und Zulässigkeit des Eides im allgemeinen und nach seinen verschiedenen Arten aus dem Gesichtspunkte der philosophischen Rechts- und Tugendlehre mit Berücksichtigung der Lehren des Christentums". In rascher Weise unterrichtet er sich über die Literatur der damals vielfach behandelten Frage und greift als Leitfaden das Buch des Juristen Fr. Beyer „Betrachtungen über den Eid" heraus, das seinen Anschauungen am meisten entsprach. Glücklich vermeidet er jede Verherrlichung des Eides, mahnt vielmehr zur Vorsicht im Gebrauch und „vor Verflachung durch allzuhäufige, abstumpfende Anwendung". Im übrigen klingt manches an Spinoza an und verrät überhaupt für einen Juristen und den Weltmann, der er war, eine starke innere Fühlung mit der Philosophie. Dabei macht sich doch auch ein kräftiger Zug zur Empirik geltend. Bei der staatswissenschaftlichen Arbeit „Über die Sparsamkeit im Staatshaushalt, ihr Wesen und ihre Erfolge — auch durch geschichtliche Beispiele erläutert" ging er nicht über die schulmäßige Behandlung hinaus, durch die er sich die

Zufriedenheit der Zensoren gewann. Doch sprechen eigene Anschauungen des Lebens und der Geschichte mit.

Aber diese Arbeiten bilden, wie gesagt, nur die Oberströmung seines Schönhauser Arbeitens. Das tiefere, impulsivere Schaffen weist auf Spinoza hin und hat auch religiösen Einschlag. Natürlich völlig nach der negativen Seite hin. Die Skepsis entwickelt sich weiter. Gewiß nicht zu seinem Schaden. Sie stählt seinen Charakter und gibt seinem Willen neue Kräfte, lenkt ihn aber immer wieder hin zu der „Frau Welt". Aber da er in der zweiten Arbeit von Friedrich II. spricht, wird er warm, und er schließt sie mit den wunderbaren Worten des großen Königs: „Die Fürsten müssen dem Speer des Achilles gleichen, welcher das Übel heilt, das er verursacht; wenn sie den Völkern Unheil bereiten, so ist auch ihre Pflicht, es zu vergüten." Dieser Satz wird zum Leitmotiv seiner künftigen Politik. Es ist die Lehre vom heiligen Gral und zugleich die höchste Weisheit seiner unvergleichlichen Staatskunst: „Die Wunde heilt der Speer nur, der sie schlug."

Kaum war er fertig, kam das Äußere wieder zu seinem Recht. Am 20. Mai war er bereits in Aachen, am 30. stand er im mündlichen Examen. Der Erfolg war ein vortrefflicher. Seine vorzügliche Urteilskraft, die Schnelligkeit in der Auffassung und Gewandtheit im mündlichen Ausdruck wurden besonders gerühmt und er für „sehr gut befähigt" erklärt. Und sein Regierungspräsident, Graf Arnim-Boytzenburg, hat ihn jedenfalls von Anfang an auf die Liste derer gesetzt, mit denen für den höheren Dienst des Staates zu rechnen war. Der sonst Unnahbare hatte sichtlich persönliches Interesse an ihm und wurde im besten Sinne des Wortes sein Lehrer und auch sein Vertrauter. Mit ihm bespricht Bismarck seinen Lieblingsplan von der diplomatischen Laufbahn. Freilich wegen der Schwierigkeiten denkt Arnim wie Ancillon. Aber sie bleibt doch das Ziel, das der junge Assessor im Auge behält. Schon dringt das Bewußtsein durch, das er später dahin ausspricht: „Wenn ich Musik machen soll, so will ich nur solche machen, die mir gefällt."

Was die Frühlingstage in Schönhausen für den inneren Bismarck, das wurde der Aufenthalt in Aachen für den künftigen Staatsmann. Die Rheinprovinz war preußisches Neuland. Hier hat der Staat bessere, modernere Arbeit getan als im Osten. Von hier aus ist auch eine gesunde Rückwirkung erfolgt auf das alte Preußenland. Dem Präsidenten waren diese Beziehungen völlig klar, und er wollte auch seinen jungen Schützling in sie einweihen. So hat er ihn in allen Ressorts eindringlich beschäftigt und Bismarcks Eifer außerordentlich angespannt. Doch dieser lernte auf diesem vulkanischen Boden zumal Eines: Alles einzustellen in Beziehung zur Monarchie.

Phot. John Thiele, Hamburg.

Bismarcks Schwester Malwine als Kind.

Aus dem „Corpus Imaginum" der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Der elfjährige Bismarck.

Nach dem Gemälde von Franz Krüger (1826).

Freilich fühlte er darum auch um so schärfer die Gegensätze zu den gegebenen Verhältnissen. Die rheinischen Sonderbestrebungen, denen er auf Schritt und Tritt begegnete, stießen ihn ab, der rheinische Liberalismus ließ ihn sein konservatives Herz schon damals entdecken. Anderseits ward sein Widerwille gegen die preußische Bureaukratie auch hier noch weiter angestachelt. Im übrigen kam er sich vor wie ein Ostgote in dem dualistischen Staate Theoderichs des Großen gegenüber den Italikern. Er war Preuße und nur Preuße.

Anders das rheinische Leben. Es behagte ihm ungemein. Was war selbst das damalige Berlin gegen dieses Weltbad Aachen, in das sich die Stadt alter Kaiserherrlichkeit gewandelt hatte. Der große internationale Zug reizt ihn. Zumal die Engländer ziehen ihn an. So verliebt er sich ernstlich in eine Lady. Sie war jung, schön, aus reicher, vornehmer Familie. Doch die Vernunft siegt. Er geht, um zu vergessen, in die Ardennen auf die Wolfsjagd. Heimgekehrt stürzt er sich mit Eifer in die Arbeit. Das Vulkanische seiner Natur kommt dabei zum Ausbruch. Er braucht den Sturm. Und wenn er wähnt, er sei zu Ende, so hört er ihn aufs neue in seinen Segeln brausen. Durch einen Kreis vornehmer junger Fremden gerät er in das mondäne Leben. Er tritt an den Spieltisch, verliert, und die Schulden machen ihm schwere Sorgen. Aber in dieses Leben schaut bald wieder ein zarter englischer Frauenkopf herein. Eine junge Pastorstochter fesselt ihn wiederum, ihre ätherische Schönheit läutert ihn und blendet ihn zugleich. Plötzlich taucht er in Wiesbaden auf und, wie es scheint, in dem Strudel unter. Aber aus dem seltsamen Leben dieser Pariser Oase in der deutschen Spießbürgerwelt klingen ihm nach Jahren zwei Namen nach: „Isabella Lorrain“ und „Miß Russell“. Er läßt sich fortreißen von dem Sturm der Leidenschaft, der jetzt eine starke, wilde und doch schöne Melodie hat. Er folgt der jungen Engländerin ohne Urlaub in die Schweiz. Von dort meldet er seinem Korpsbruder Scharlach seine Verlobung mit der blonden jungen Britin. Aber die Verlobung ist auch nur ein Traum, der rasch entschwindet. Und wir sehen Bismarck, nachdem er sich bei Arnim wegen der Urlaubüberschreitung mit ritterlicher Offenheit schuldig bekannt hat, nach Deutschland heimkehren. Am 1. November ist er wieder in Kniephof: nicht gescheitert, aber doch im Gefühl von Tassos Worten:

„So klammert sich der Schiffer endlich noch
Am Felsen fest, an dem er scheitern sollte.“

Es war, als habe er „allen Stürmen Melodien“ gegeben, als habe die gigantische Größe seiner Natur in der Leidenschaft des Zweiundzwanzigjährigen vollen Ausdruck gefunden. Das Unbezähmbare, das in seinem Wesen liegt, das Dämonische, das man nicht leugnen kann, zeigt sich hier in dem jugend-

lichen Spiel mit Liebe und Leben. Und auch wohl die Abenteuerluſt ſo vieler ſeiner Ahnen ſchien in ihm lebendig geworden zu ſein.

Aber nun war er wieder daheim. Die Fühlung mit den Eltern hat er trotz der finanziellen Auseinanderſetzungen, in die auch die Aachener Regierung ſich einmiſchte, bald wieder gewonnen. Wurden doch andere Sorgen rege. Die Mutter war einer ſchweren, unheilbaren Krankheit verfallen. Und die pekuniären Affären der Söhne — auch der Bruder Bernhard hatte deren — machten den Eltern um ſo größere Sorgen, als die Güter die Laſt des Aufwands der Familie überhaupt nicht trugen. Die Erkenntnis der Lage war gerade bei Ottos Heimkehr in volles Licht getreten. Die Ernüchterung war ſtark. Aber er mußte vorläufig in ſeinem Berufe bleiben, wenn er auch das Verhältnis zur Aachener Regierung löſte und an die Regierung nach Potsdam überſiedelte. Er war fleißig und guter Dinge und arbeitete weiter, als er am 25. März bei den Gardejägern in Potsdam als Einjähriger eintrat. Der Vater hatte die kranke Frau nach Berlin gebracht, und nun zeigte ſich des Sohnes ganze ritterlich liebevolle Art. Seine freie Zeit verbrachte er völlig bei der Mutter, und jetzt haben ſich die beiden gefunden. Im Krankenzimmer reifte ſein Entſchluß, der ſtaatlichen Karriere überhaupt zu entſagen. Er ging auf die wirtſchaftlichen Pläne der Kranken, die ihr eine gewiſſe Beruhigung gewährten, in ſeiner klaren und doch impulſiven Weiſe ein. Sie glaubte durch die Einführung der Zuckerfabrikation auf Schönhauſen die Güter zu retten. Er erbot ſich, in Magdeburg in die Lehre zu gehen und dann die Leitung zu übernehmen. Aber die Not drängte. So entſchloß ſich der Vater, ſich auf Schönhauſen zu beſchränken und den Söhnen Naugard, Külz und Kniephof zu überweiſen. Doch während dieſer Plan reifte, arbeitete Otto ihm ſchon vor. Er ließ ſich von den Gardejägern zu dem Greifswalder Bataillon verſetzen, aus finanziellen Gründen nicht minder als in der Abſicht, dort die landwirtſchaftliche Schule in Eldena zu beſuchen. Anfang November ging er dorthin ab. Der Abſchied von der Mutter ergriff ihn aufs tiefſte. Er wußte, daß er von einer Sterbenden ging. Am 1. Januar 1839 hat ſie dann auch die Augen geſchloſſen.

Jetzt ward ihm Greifswald zur Qual. Es drängte ihn aufs Gut. Er lechzte nach Freiheit. In den Konflikten, in die er in der kleinen Univerſitätsſtadt geriet, zumal bei einem Zuſammenſtoß mit der Polizei, tritt ſein ſtarkes Herrengefühl ungeſchminkt hervor. Wohl verſuchte er noch im Amt zu bleiben und durch ſeine Verſetzung an die Regierung in Stettin das Gewonnene zu retten und den Staatsdienſt ſich für alle Fälle als Schild zu wahren. Aber da die Dinge ſich nicht gleich nach Wunſch regeln ließen, nahm er am 22. Oktober Knall und Fall ſeinen Abſchied. Nun nicht mehr bloß aus

wirtschaftlichen Gründen. Sein ganzes Unabhängigkeitsgefühl ist erwacht, getragen von dem Gedanken, daß er weder im Staatsdienst noch bei der Armee Spielraum habe zu großem, breitangelegtem Wirken. Er fühlte die Gegenstandslosigkeit des Lebens in beiden Berufen. Um aber in die richtige Sphäre zu gelangen, mußte er mit der eingeschlagenen Laufbahn brechen. Ihm ging es wie Richard Wagners „Walther v. Stolzing". Der Schritt zum Meister konnte ihm nur gelingen, fand er zum eignen Wort den eignen Ton. Zunächst aber drängte es ihn wie jenen nach der heimatlichen Burg.

Freilich war Kniephof keine Burg, wie sie der Dichter der „Meistersinger" seinem Helden im Frankenland zugedacht. Nur ein schlichter Herrensitz. Aber alte, patriarchalische Zustände herrschten hier. Er war der Herr für Polizei, Gericht und Kirche, und die Bewohner hielten ihm Treue. Bis 1841 hat er mit Bernhard das Gut gemeinsam bewirtschaftet; als dieser als Landrat nach Naugard ging, übernahm er Kniephof und Külz für sich. Ein ungetrübtes Glück hat er hier nicht gefunden. Er mußte die volle Kraft einsetzen, um das arg verschuldete und verwirtschaftete Gut zu halten. Aber es war ein tüchtiges Regen, ein sicheres und bestimmtes Arbeiten. Denn auch den Landwirt hat er nicht bloß gespielt. Und er liebte den Kniephof von Kindheit an. Ihn sich und der Familie zu erhalten, war sein Stolz, ihn zu verschönen, später, als er aufzuatmen vermochte, seine Freude. Es ist ein gut Stück „Kareol" zu spüren, freilich auch mit einem guten Stück Tristanschwermut. Aber diese schwindet zusehends. Er lernte Land und Leute kennen, weit über die Grenzen des Gutes hinaus, und hat die Interessen der Bauern nicht minder im Sinn als die eigenen. Er verhalf so manchem vorhandenen guten Gedanken zur Ausführung und hat manchen eigenen dazu getan. Und immer im Sattel, war er bei den Nachbarn ein gern gesehener Gast, stets der hilfreiche Freund. Er war der Rittergutsbesitzer. Und dabei war ihm die Bodenständigkeit nicht nur angeboren, sie wurde ihm im schönsten Sinne zum Erlebnis. Der Verkehr mit dem eingesessenen Adel hat ihm gutgetan. Er lernte ihn schätzen, und sein früherer Spott ist verstummt. Das starke Band der Gemeinsamkeit ward in ihm lebendig. Es freute ihn, mit den Standesgenossen zu jagen und zu trinken, wie er auch bei den Festen in den kleinen Garnisonen nicht fehlte. Ein tapferer Zecher von urgermanischer Kraft, ein Tänzer, der nach stundenlangem Ritt im Ballsaal erschien und die Damen bezauberte, um in den Morgenstunden wieder heimwärts zu jagen. Es tat ihm nichts, wenn er des Nachts im dunklen Walde stürzte und betäubt liegen blieb. Da er am Morgen erwacht, sieht er seinen treuen Kaleb neben sich grasen und steigt wieder rüstig zu Pferde. Immer war er der vollendete, jegliche Art der

Geselligkeit belebende und erhebende Kavalier, immer liebenswürdig, immer sich selber treu und kampfbereit, der feine Plauderer, von vornehmer Haltung am Spieltisch, wo er jede Überspannung des Einsatzes haßt und vermeidet. Die alte preußische Gastfreundschaft findet an ihm einen heiteren, humorvollen, aber auch originellen Vertreter. Er scheut sich nicht, die Siebenschläfer durch einen Schuß durchs Fenster etwas energisch zu wecken. Und wenn er als Landwehroffizier übt, da wallt auch wohl das alte Soldatenblut auf. Und es ist bezeichnend für ihn, daß das erste Ehrenzeichen, das er sich verdient, die Rettungsmedaille war. Als in Frankfurt ein diplomatischer Kollege mit überhebender Ironie auf das schlichte Zeichen am gelben Bande hinwies und nach dessen Bedeutung fragte, da antwortete er mit heiterem Selbstgefühl: „Ich pflege zuweilen einem Menschen das Leben zu retten." Die Tat selbst war ein echter Bismarck. Als er im Jahre 1842 in Lippehne übte, rettete er seinen Reitknecht Hildebrand, der beim Pferdeschwemmen am Ertrinken war, mit Gefahr des eigenen Lebens. Er brachte ihn heil ans Ufer und hat dann auch das Pferd geborgen. Ihm galt das Leben nichts, wenn er's nicht in die Schanze schlagen konnte. Bald war der kühne Reiter im ganzen Kreis bekannt, und nicht bloß die Knechte erzählten sich von seinen Wagefahrten. Es bildete sich ein förmlicher Sagenkreis bei den Bauern wie bei den Damen, die dem vollendeten Kavalier die Bewunderung nicht zu versagen vermochten. Aber es geht doch ein Zug von Selbstbetäubung durch das Treiben des „tollen Bismarck". Das Innere, das Faustische, das in ihm gärte und kochte, ward nicht davon berührt. Es war die Zeit der großen Einsamkeit, die der bedeutende Mensch braucht, um zu werden.

Dann kam eine neue Leidenschaft, eine neue Werbung, der sein Vater durch sein Eingreifen ein ernsteres Gepräge gab. Die Dame, Ottilie v. Puttkamer, war ihm geneigt, aber die Mutter, die Herrin auf Pensin, erbat sich zunächst Bedenkzeit, dann lehnte sie ab. Das war im März 1842.

Da leidet es ihn nicht länger in dem einsamen Herrenhaus. Er geht auf Reisen, und monatelang bleibt er aus. Zunächst wendet er sich nach England. Er reist mit offenen Augen. Er sieht den großen Zug des Wirtschaftslebens, das Parlament in seinem modernen Ton und doch fast mittelalterlichen Gepräge. Dann nach Frankreich, zumal nach Paris. Das großzügige Leben bot ihm Zerstreuung, andere wohl, als sie gewöhnlich der Fremde sucht und findet. Denn er gewann überall die Fühlung mit der Gesellschaft. Aber was er suchte, die Ruhe, scheint er nicht gefunden zu haben. Er reist weiter in die Schweiz. Und da vernehmen wir von einem abenteuerlichen Plan. Er will nach Indien, um in englischen Diensten gegen die Hindu zu kämpfen. Tatendrang und Drang des Vergessens mischen sich in dieser

gärenden Bruſt. Vielleicht auch wirkten die lockenden Bilder, die ihm in der Unterhaltung mit den engliſchen Offizieren, denen er näher getreten war, vor der Phantaſie aufgeſtiegen waren. Aber etwas Außerordentliches war es nicht. Finden wir doch auch andere bedeutende Menſchen, wie Boyen und Moltke, in fremden Dienſten. Doch er überwindet die Luſt, da draußen den „gartenden Landsknecht“ zu ſpielen. So kehrt er heim. Und nun ſchließt ſich der Einſame an die heranreifende, in Geiſt und Humor ihm völlig verwandte Schweſter an, von der er ſpäter mit Stolz zu ſagen pflegte, ſie ſei die einzige Frau, mit der man über Politik ſprechen könne. Jetzt freilich ſind die Geſpräche noch anderer Natur. Aber auch hier erſcheint er als der ritterliche Menſch, der an dem Aufblühen der ſchönen Schweſter ſeine helle Freude hat.

Inzwiſchen war Friedrich Wilhelm III. heimgegangen. Unter ſeinem Nachfolger waren die Tage froher Erwartung angebrochen. Bismarck ſelbſt hatte ihn bei der Huldigungsfeier in Berlin am 15. Oktober 1840 geſehen und ſichtlich einen tieferen Eindruck von ihm gewonnen. Und es ſchien wieder Arbeit zu geben in Preußen. Auch für Bismarck. Er war ja dem Staatsleben keineswegs völlig entfremdet. Seit 1841 war er Deputierter vom Naugarder Kreis, als der Vertreter ſeines Bruders Bernhard, für den er vielfach einſpringen mußte. So hatte er oft längere Zeit den Landrat ſpielen müſſen. Er kam auch zu der Stettiner Regierung in Beziehung. Das war ſo gut wie Konflikt. Aufs neue ſtieß er wieder auf die harten Steinmaſſen der Bureaukratie. Freilich hat er ſie ſelbſt mehrfach ad absurdum geführt. Die Regierung hatte ihn gezwungen, den „Patron von Külz“ vorzuladen, um ihm Vorhalte zu machen. So zitiert er ſich in aller Form Rechtens vor ſich ſelbſt und führt die Rolle des Klägers und Angeklagten mit voller Würde durch. Da mußte die Regierung vor ſeinem Humor die Waffen ſtrecken. Aber es war ihm auch oft bitter ernſt mit dem Kampfe gegen die Übergriffe des Staates. So hat er das Enteignungsgeſetz einer glänzenden und ſcharfen Kritik unterzogen. Trotz alledem regte ſich in ihm wieder die Neigung zum Staatsdienſt. Und die Zulaſſung wurde ihm gewährt. Am 22. April traf er mit Pferd und Reitknecht in Potsdam ein, am 3. Mai begann er die Arbeit. Aber am 16. war ſie bereits zu Ende. Was war geſchehen? Der junge Kreis, in den er trat, mochte ihm wohl behagen. Aber mit dem Oberpräſidenten ſcheint er eine heftige Auseinanderſetzung gehabt zu haben, deren ſich die Legende bemächtigt hat. Ernſt genug muß es geweſen ſein. Jedenfalls hat er aufs neue gefühlt, daß er hier „fehl am Ort“. Mit der preußiſchen Bureaukratie konnte er eben nur von oben her ganz fertig werden. Aber der Ärger über den mißglückten Anlauf „nach einer Miniſterſtelle“ zittert lange nach. Er verläßt ihn auch in Norderney

nicht, wo die See ihn sonst mächtig anzieht. Er schreibt da an Malwine: „Mir gegenüber sitzt der alte Minister ..., eine jener Gestalten, die uns im Traum erscheinen, wenn wir schlafend übel werden: ein dicker Frosch ohne Beine, der vor jedem Bissen den Mund wie einen Nachtsack bis an die Schulter aufreißt, so daß ich mich schwindelnd am Rand des Tisches festhalte." Daraus klingt ein starker, grimmiger Humor, die Stimmung gegen die Bureaukratie überhaupt. Aber man darf dabei nicht vergessen, wie sehr Bismarck durch seine Studien über dieses ganze Niveau geistig hinausgewachsen war. Mit Goethe gemeinsam hat er den Drang empfunden, in Spinoza die Grundlage für seine Weltanschauung zu finden. Wir wissen, wie früh schon diese Philosophie ihn beschäftigt hat und wie er untertauchte in dem berauschenden Pantheismus, der ihm aus derselben aufstieg. Aber er suchte weiter. Das brachte ihn mit Wirken und Werken von David Friedrich Strauß, Bruno Bauer und Feuerbach zusammen. An diesen Werken konnte ja niemand vorübergehen, der an dem geistigen und literarischen Ringen jener Tage Anteil nahm. „Das Leben Jesu" des Erstgenannten hat wie kaum ein anderes Buch den stillen See deutscher Beschaulichkeit aufgewühlt. Das Für und Wider peitschte die Wogen des Gefühlslebens auf, wie es die Gedanken der Strebenden anregte. Es war ja im Grunde nichts anderes, als die Anwendung der Quellenkritik auf das Neue Testament, der Entwicklungslehre auf das Christentum. Bismarck blieb dabei nicht staunend stehen. Er wandte sich zu Bruno Bauer, der die Evangelien lediglich als ein Produkt „literarischer Erfindung" darstellte. Und über diesen hinweg fand er, wie einige Jahre später Richard Wagner, den Weg zu Ludwig Feuerbach und dessen Buche „Über Philosophie und Christentum". Ungleich tiefer als die beiden anderen, hat er auf Bismarck auch den tieferen Eindruck gemacht. Eine Strecke Weges ging er wohl mit ihm. Nicht daß er ihm irgendwie nachgebetet hätte. Er ist keines Menschen Schüler gewesen, auch in diesen Fragen nicht. Er ist ausgegangen von einem freien Protestantismus. Und wollte er den inneren Frieden gewinnen, so mußte er zu ihm zurückfinden. Die Zeit war da.

Pommern hatte gerade durch die Menschen, denen Bismarck näher trat, eine Nachflut des Pietismus erlebt. Sein alter Freund Moritz Blanckenburg, der seine Wege immer wieder gekreuzt hat und mit dem er so manche Strecke zusammengegangen ist, war an das Oberlandesgericht nach Stettin berufen worden und als Gutsherr von Cardemin sein Nachbar geworden. Er hatte sich mit der Tochter Adolfs von Thadden, des Herrn auf Trieglaff, verlobt, der das Haupt des „christlich-germanischen Kreises" war, einer Bewegung, die so recht das Produkt des Befreiungskrieges gewesen ist. Auch Thadden hatte ihn kämpfend und blutend miterlebt. Man erzählt sich, daß er im Tornister

drei Bücher, das „Neue Testament", den „Faust" und den „Wallenstein", mitgeführt habe. Nach dem Kriege hat er sich in einer Tischgesellschaft mit einer Reihe von Männern zusammengefunden, die die Wiedergeburt des alten Preußen auf christlicher und zugleich monarchisch-ständischer Grundlage anstrebten. Es waren nicht die Schlechtesten. Wir finden darunter Persönlichkeiten, die später auch in Bismarcks Leben hereinspielen, wie die Brüder Gerlach, Lancizolle, Plewe, Christian Stolberg. Als Gutsbesitzer von Trieglaff ward Thadden der Ausgangs- und Mittelpunkt einer Gemeinschaft von eigenartiger Frömmigkeit, die ihm scharfe Zusammenstöße mit der Landeskirche und selbst den staatlichen Organen brachte. Aber er ging unbeirrt seinen Weg. Und schließlich nahm die pommersche Kirche die Richtung dieses seltsamen Mannes.

In diesen Kreis wurde Bismarck durch seinen Freund Blanckenburg eingeführt. Er sah die Menschen und gewann sie lieb, nicht wegen, sondern trotz ihrer religiösen Richtung. Vor allem zog ihn die Braut des Freundes an, und diese faßte ein tiefes Interesse für ihn, das durch den Bräutigam nur gefördert wurde. Mit ihm rang sie um die Seele des Mannes, den sie vor allen anderen in seiner wahren, echten Größe erkannt hat. Die religiösen Disputationen, in die sie ihn zusammen mit Blanckenburg hereinzog, hatten für ihn einen eigenen Reiz, wie der getreue Eifer ihm wohl tat, wenn sie ihn auch nicht zu beugen vermochten. Zeigte sich ihm doch das Bild eines Wesens, das, wie Richard Wagners Elisabeth um Tannhäuser, mit Gott um seine Seele rang. Der geistige Verkehr brachte Stimmung und hat zu seiner Vertiefung sicherlich beigetragen. Und es ist wohl richtig, daß Marie, wenn sie nicht schon an den Freund gebunden gewesen wäre, vielleicht die Seine geworden wäre. Es war zweifellos eine Wahlverwandtschaft edelster Art. Und es hat etwas Erhebendes und Erschütterndes: dieses Ringen um seine Seele, dieser heilige Wille, seinem leeren Herzen die Gottesliebe zu geben. Am 4. Oktober 1845 fand in Trieglaff Maries Vermählungsfeier statt, ein Fest, das fröhlich begann und in den Schauern einer Schloß und Dorf in Schutt und Asche legenden Brandnacht endete. Da war Bismarck der Helfer bei den Rettungsarbeiten und weiterhin, als es galt, den Bauern den Wiederaufbau ihrer Häuser zu ermöglichen. Damals hat er wohl zum ersten Male Johanna v. Puttkamer gesehen, die liebste Freundin der Braut, die diese von Anfang an für ihn als Gattin ausersehen hatte. Vorläufig aber stand das neuvermählte Paar im Vordergrunde. Die Berührungen waren literarisch anregend. Dabei war wohl Bismarck der Gebende: seine Bücher wandern nach Kardemin. Da fehlt gelegentlich auch ein begleitendes Gedicht nicht. Aber sie weiß vor allem in den Briefen an Johanna von ihm zu plaudern, so daß diese

geradezu ein Tagebuch für sein Leben sind. Sie lesen in großem Kreise Shakespeare, vor allem „Julius Cäsar". Daneben geht das religiöse Geplänkel weiter. Er ist darin der Alte: sie bedauert es, aber sie bewundert ihn.

Dann weilt er fern am Sterbebett des Vaters, der am 22. November die Augen schloß. Er hat ihm treu und teilnahmvoll zur Seite gestanden, in der Weise, die der grundgütigen und heiteren Natur des greisen Edelmanns am wohlsten getan hat. Nach langen, nicht ganz leichten Verhandlungen hat er Schönhausen übernommen, während Bernhard Külz und Jarchelin endgültig erhielt. So hatte Otto neue Sorge, neue Mühe wie einst auf dem Kniephof. Aber auch die Freude, daß alles für den Stammsitz geschah. Kaum war das Gut aus dem Ärgsten heraus, so sehnte er sich nach weiterer Betätigung. Zwar das Angebot seines Freundes Senfft v. Pilsach, als Kommissär für ländliche Meliorationsarbeiten nach Ostpreußen zu gehen, lockte ihn nicht von der väterlichen Scholle fort. Aber er beschloß, Deichhauptmann zu werden. Das „infame wäßrige Unglück", das dem Vater noch im letzten Frühjahr die Elbe bereitete, hatte ihm die Augen über die schlimmen Zustände geöffnet. Sein Vorgänger war ein unfähiger Mensch gewesen. Hilfe konnte nur werden, wenn er selbst die Deichwacht übernahm. Dabei beschäftigten ihn auch andere Fragen, wie die Reform der Patrimonialgerichte. So ward er in Schönhausen in der Arbeit rasch heimisch. Aber seine Gedanken schweiften nach Pommern zu den Freunden. Und auf einer Harzreise traf er mit ihnen zusammen. Auch Johanna v. Puttkamer nahm an dem heiteren sorglosen Wandern teil. Es war eine fröhlich-empfindsame Reise, voll Scherz und Stimmung, voll Verstehens und reizvoller Romantik. Und Johanna schrieb am 3. August 1846 von Falkenstein aus: „Meine einzige Mutter, welche Tage habe ich erlebt, welche einzigen, unvergeßlichen Stunden." Und in Bismarcks späteren Briefen an die Braut liegt über den Tagen ein Schimmer von seliger Helle. Was dann folgte, war nur die kraftvolle Durchführung des dort auf dem Brocken angeschlagenen starken Schicksalsmotivs. In Berlin lassen sie die Reise freudig und ernst ausklingen. Wir halten nur eine Szene fest. Johanna hatte den jungen Herrn v. Keudell, der längst ihr musikalischer Beirat gewesen und der ein durch und durch musikalischer Mensch war, zum Vorspielen gebeten. Bei dem Klavierbauer Kisting spielte er Beethoven, zum Schluß die F-Moll-Sonate, und „sah bei dem leidenschaftlich erregten Stück eine Träne in Bismarcks Auge glänzen". Er liebte Beethoven seit den Tagen, da Keyserling ihn in die Tiefen seiner Musik eingeweiht. Diese Sonate stand ihm besonders nahe. Hier berührte sich sein musikalisches Empfinden mit seiner Liebe zu Shakespeare, dessen „Sturm" ja das Werk sein Entstehen verdankt. Wenn er den Zusammenhang auch wohl kaum kannte, empfunden hat er ihn gewiß. „Das

Johanna von Puttkamer 1847.

Otto v. Bismarck als Student.

Phot. R. Krause, Bad Kösen.

Bismarck als Korpsstudent.

Denkmal auf der Rudelsburg, nach einem Entwurf von R. Pfretzschner.

ist wie das Ringen und Schluchzen eines ganzen Menschenlebens", hat er später von dieser wunderbaren Musik gesagt.

Aber wie den Hochzeitstag Maries jener Brand in schauerlicher Weise endete, so folgte auch den heiteren Reisetagen das Verhängnis. Der Typhus hielt in Trieglaff seinen düsteren Einzug. Schon am 13. August starb dort Thaddens jüngster Sohn, den man krank von Stettin nach Hause gebracht hatte. An seinem Krankenbett aber hatte sich den Keim der Krankheit die Mutter geholt, bei deren Pflege Marie Blanckenburg. Es ist ergreifend, wie sie in der Nacht im Krankenzimmer an Bismarck schreibt und ihn zu kommen bittet. Am 4. Oktober, dem Todestag der Mutter und Jahrestag von Maries Hochzeit, trifft er ein. Aber gleich nach seiner Abreise hat auch diese sich gelegt, und am 10. November ist sie gestorben. Die Nachricht von der Erkrankung hat ihn aufs tiefste erschüttert. Und da hat sich nach Jahren zum ersten Male wieder das Gebet aus seiner Seele losgerungen. Er sagt selbst: „Was in mir sich regte, gewann Leben, als sich bei der Nachricht von dem tödlichen Erkranken unserer verehrten Freundin in Cardemin das erste, inbrünstige Gebet, ohne Grübeln über die Vernünftigkeit desselben, von meinem Herzen losriß." Und an der Leiche der Edlen hat er sich in heißen Tränen Luft gemacht. Er fühlte die Leere, die diese Tote in ihm zurückgelassen. Sie war das erste Herz gewesen, das er verloren. Und im Angesicht der Toten hat er gesprochen: „Jetzt glaube ich an eine Ewigkeit, oder es hat auch Gott nicht die Welt geschaffen." Das war die große Wandlung. Der Glaube gewinnt wieder Leben in ihm. Aber auch hier vernimmt man den festen, sicheren Schritt des vorwärts schreitenden Mannes. Nichts von Überstürzung, nichts von Schwäche. Alles ist menschlich schön. Das Mitleid mit dem Freund, der Schmerz um die Freundin und im schönsten Zusammenhang hiermit das volle, klare Bewußtsein der Liebe, die ihn doch das Schwere doppelt schwer empfinden ließ. Sein Herz war wach und weich geworden, sein ganzes Wesen war durchwärmt, und mit der Liebe stieg das Sehnen nach dem Glauben.

Nun vollendete er das Weitere rasch. Am 14. Dezember hat er in Zimmerhausen sich der Geliebten völlig geoffenbart und „alles mit ihr berichtigt". Dann traf am Heiligen Abend sein Brief bei den Eltern Johannas in Reinfeld ein. Es ist der berühmte Werbebrief, der uns Bismarcks Wesen und Charakter in so wundervoller Weise offenbart. Er ist von überwältigender Kraft: groß und wahr. Wie ist die Antwort des Vaters dagegen arm und eng. Kein Wunder! Der Werber erschien ihm „allzukühn". Aber Bismarck konnte doch daraus die Einladung lesen. Und alsbald ist er dort. Auch Blanckenburg hatte sich eingefunden als sein Fürsprech. Aber es bedurfte

dessen nicht mehr. Bismarck schnitt alle Verhandlungen in ritterlicher Weise ab, indem er auf die Geliebte zutrat und sie vor den Eltern umarmte. Sie war die Seine. Und damit hatte er den inneren Abschluß erreicht, den tiefen, lebenerfüllenden und durchleuchtenden Zusammenhang mit der himmlischen und der irdischen Liebe. Er war sich klar über sein Verhältnis zu Gott, sein Herz war ruhig geworden im Besitze der Geliebten. Und damit war er fertig, hervorzutreten und einzugreifen in die Speichen des großen Rades der Zeit, das sich eben in wachsender Raschheit zu drehen begann.

Schönhausen und Berlin

Einige glückliche Tage in Reinfeld, dann treibt es ihn nach Schönhausen zurück. Sein Amt als Deichhauptmann läßt ihm keine Ruhe. Aber ein anderer ist er, als er wiederkommt, denn da er gegangen. Das alte Schloß seiner Väter selbst wirkt ganz anders auf ihn ein, seitdem er weiß, daß bald die geliebte Herrin darin hausen wird. Und nun hebt jener Briefwechsel an mit der Braut, den er auch als Gatte, wenn er ferne von der treuen Gefährtin weilte, fortgesetzt hat, der uns so viele Falten seines Herzens, so viele Reihen seiner Gedanken erkennen läßt, ohne die der gewaltige Mensch uns gewissermaßen nur ein Bild von Stein und Erz geblieben wäre. Dieses Plaudern, diese jugendliche Erwartung, des „Bräutigams Behagen", erfüllt von zartester Sorge und einer Nervosität, wie sie jenen Tagen vor der Erfüllung stets eigen sind! Dazu aber die eiserne Pflichterfüllung, die Energie im Amt gegen andere und vor allem gegen sich selbst, die ihm doch das Gefühl läßt für die großen Lieder der Poeten nicht minder als der Natur, und darüber hinweg die klare Erkenntnis der Menschengröße, der er selbst schon mit allen Segeln zusteuert. Das Auge schärft sich dabei für den menschlichen Jammer. Er hegt Bedenken, die Kosten für die Reise nach Reinfeld aufzuwenden, um sie nicht den Armen der Gutsherrschaft zu entziehen. Doch er bleibt nicht am Boden haften. Seine Anschauung schwingt sich auf erhabeneren Standpunkt. So gibt er der Melancholie der Braut eine große, bedeutende Richtung mit den Worten: „Das irdisch Imponierende und Ergreifende, was mit menschlichen Mitteln dargestellt werden kann, steht immer in Verwandtschaft mit dem gefallenen Engel, der schön ist, aber ohne Frieden, groß in seinen Plänen und Anstrengungen, aber ohne Gelingen, stolz und traurig." Und immer mehr regt sich in ihm der Drang nach Taten. Er gibt der Geliebten vollen Einblick in sein früheres Ringen und Streben, in die Pläne seines Ehrgeizes. Er klagt sich vor ihr an, wie er die kostbare Last seines Schiffes über Bord geworfen.

Und er fühlt, daß er als Landjunker nicht enden könne. Wenn er auch noch jetzt wie ehedem vor dem Staatsdienst Schauder und Ekel empfindet, ist er doch „von der Täuschung über das arkadische Glück eines eingefleischten Landwirtes, mit doppelter Buchhaltung und chemischen Studien" durch die Erfahrung zurückgekommen. Immerhin lag auf diesem Beruf damals für ihn „noch der schöne, blaue Dunst ferner Berge". Er ist sich auch jetzt bewußt, daß er in der Beamtenkarriere an sich nicht zum Ziele gelangen könnte. Doch das Regieren und Kommandieren macht ihm Freude. Dazu kommt eine Reihe von Problemen, die ihn

mit der Regierung in Magdeburg, auch mit dem Justizministerium in Berlin in nähere Berührung bringen. Und dann „die Wacht an der Elbe", von der er gern berichtet, zumal, als das Eis brach und die gewaltigen Massen sich in Bewegung zu setzen begannen. „Es war übrigens", so schreibt er am 23. Februar 1847, „ein schönes Schauspiel, wenn die großen Eisfelder sich erst mit kanonenschußartigem Krachen schwerfällig in Bewegung setzen, sich aneinander zersplittern, bäumen, unter- und übereinander schieben, sich haushoch auftürmen und mitunter Wälle quer durch die Elbe bilden, vor denen der Strom sich auftürmt, bis er sie mit Tosen durchbricht. Jetzt sind sie alle im Kampf zerbrochen, die Riesen, und das Wasser ganz dicht bedeckt mit den Schollen, die es eilig mit mürrischem Klirren, wie gebrochene Ketten, der freien See zuträgt." Solche Schilderungen von Kraft und Schönheit, mit denen er freilich auch in späteren Jahren nicht kargt, machen die Briefe an die Braut zu Gedichten.

Aber eine andere Richtung der öffentlichen Tätigkeit droht jetzt an ihn heranzutreten: die politische, die parlamentarische. Er war ja in diesen Fragen nie gleichgültig und hat selbst von seinem „liberal-ständischen" Standpunkt gesprochen, den er bis in diese Zeit eingenommen habe. Und gerade jetzt hatte der König das Patent über die Berufung der Provinzialstände zu einem gemeinsamen Landtag erlassen. Mit bewußter Absicht hatte Friedrich Wilhelm IV. seinen Erlaß vom 3. Februar datiert, an dem im Jahre des Befreiungskriegs durch den Aufruf zur Bildung freiwilliger Jägerkorps die Zeit des Handelns angekündigt worden war. Er sah in jenem Schritt etwas Großes. Er glaubte wirklich das Werk der provinzial- und kreisständischen Verfassung „einer für das geliebte Vaterland und für jeden Landesteil immer ersprießlichen Entwicklung entgegenzuführen". Er hatte keine Ahnung, daß die Ideen der Zeit solchen kurzen und knappen Schritten auf dem Wege zu der einst durch seinen Vater verheißenen Verfassung längst vorausgeeilt waren. Darum sah man in dieser Tat nicht ein Stück Brot, sondern einen Stein, und statt, wie der König geglaubt hatte, Freude zu wecken, erhöhte er durch neue Enttäuschung die stark angewachsene Erbitterung. Bismarck dachte darin freilich anders. Er war in keiner Weise Absolutist. Schon aus praktischen Gründen nicht. Denn wenn auch die Voraussetzungen für den Absolutismus, „Unparteilichkeit, Ehrlichkeit, Pflichttreue, Arbeitskraft und innere Demut des Regierenden, vorhanden, so konnten die Einflüsse von männlichen und weiblichen Günstlingen dem Staate die Früchte des königlichen Wohlwollens verkürzen". Jetzt wie später hatte er, wir müssen das seinen eigenen Worten glauben, stets das Staatsinteresse im Auge, wenn er natürlich auch gleich seinen pommerschen Freunden im tiefsten Sinne des Wortes königstreu war und an den alten, patriarchalischen Überlieferungen der preußischen Monarchie festhielt. Aber er verknüpfte sie „mit dem Wunsche

und dem Zukunftsgedanken, daß die unumschränkte Macht des Königs selber ohne Überstürzung das Maß ihrer Beschränkung zu bestimmen habe". Sein Ideal war schon damals eine monarchische Gewalt, die durch eine unabhängige, ständische oder berufsgenossenschaftliche Landesvertretung soweit kontrolliert würde, daß Monarchie oder Parlament den bestehenden gesetzlichen Rechtszustand nicht einseitig, sondern nur „communi consensu" ändern könnten. So hat er selbst seinen Standpunkt später bezeichnet. In jenen glücklichen Tagen war diese Idee vielleicht noch nicht so scharf hervorgetreten, insofern sein schroffer Standpunkt erst die Folge der Eindrücke auf dem „Vereinigten Landtag" selbst war. Zunächst hatte er ja keine Aussichten, an den Verhandlungen persönlich teilzunehmen. Denn seine pommersche Abgeordnetenstelle hatte er niedergelegt. In Schönhausen war er allerdings als Ersatzmann gewählt worden, und zwar, mit Umgehung anderer, als erster. Aber es schien zunächst keine Aussicht vorhanden, daß der Vertreter des Kreises, der Oberpräsident v. Brauchitsch, ausscheiden und also ihm Platz machen würde. Obwohl er gerne mitgetagt hätte, sah er diesen Umstand doch heiter und gelassen mit an, denn dadurch war es ihm möglich, sofort nach dem Ende des Elbeeisgangs nach Reinfeld zur Braut zu eilen. „Ich werde dann", so schreibt er, „während der Zeit als Ober- und Unterhaus in einer Person vor meiner Königin Giovanna erscheinen." Aber bald nach der Rückkehr von seiner Frühlingsfahrt ins pommersche Land und dem glücklichen und heilsamen Zusammensein trat doch der kaum erwartete und von ihm kaum mehr erhoffte Fall ein. Brauchitsch erkrankte, und er nahm die Stellvertretung an. Es hat etwas Rührendes, wie er diesen Schritt, der doch als der erste seiner großen Laufbahn zu betrachten ist, bei Johanna entschuldigt, während er doch nicht anders kann, als dieser ersten öffentlichen Tätigkeit, nach der es ihn, sei es bewußt oder unbewußt, drängte, sein Bräutigamsidyll zum Opfer zu bringen.

Aber erscheint er hier weich, in den Verhandlungen stellte er sofort seinen Mann. Am 15. Mai greift er zum erstenmal in die Debatte ein. Zwei Tage darauf, am 17. Mai, erfolgte schon sein erster heftiger Vorstoß gegen die Opposition. Denn hätte er nicht aus eigenem Antriebe den Weg zu seinen pommerschen Freunden gefunden, so hätte ihn der Gang der Verhandlungen ihnen sicherlich zugeführt. Die Lage der Regierung gegenüber der Mehrheit, wenn sie auch nicht unverschuldet war, betrübte und erbitterte ihn. Und „die Sache ergriff ihn mehr als er dachte". War er doch mit ganzer Seele dabei und setzte seine ganze Persönlichkeit ein. Sogleich am 17. Mai, da der Vertreter der preußischen Ritterschaft mit allzuplumpem Hinweis auf die Verfassung davon gesprochen hatte, daß die Begeisterung von 1813 nicht bloß als das Produkt des Hasses, sondern als die Frucht der geistig und politisch befreien-

den Gesetzgebung zu betrachten sei, offenbarte er seine Kampfnatur. Er wies die Meinung scharf zurück, „als ob die Bewegung des Volkes von 1813 anderen Gründen zugeschrieben werden müßte und es eines anderen Motivs bedurft hätte, als der Schmach, daß Fremde in unserem Lande geboten. Es heißt meines Erachtens der Nationalehre einen schlechten Dienst erweisen, wenn man annimmt, daß die Mißhandlung und Erniedrigung, die die Preußen durch den fremden Gewalthaber erlitten, nicht hinreichend gewesen seien, ihr Blut in Wallung zu bringen und durch den Haß gegen die Fremdlinge alle anderen Gefühle übertäubt werden zu lassen." Er selbst hat das Gefühl gehabt, daß seine Äußerung nicht deutlich genug gefaßt gewesen sei. Mit Unrecht. Es war ein historischer Gedanke von völliger Richtigkeit, der die Frage sofort über alle Parteien stellte, freilich auch mit der unbedingten Beschränkung auf Preußen. Er rief allerdings einen Sturm des Unwillens hervor, selbst einzelne seiner Freunde schüttelten den Kopf. Aber sie erkannten doch die Kraft, die sie in ihm gewonnen hatten, und während der kurzen Dauer des ersten Vereinigten Landtags hat er sich eine führende Stellung errungen, ohne daß dadurch seine Achtung vor dem Parlamentarismus und seiner praktischen Anwendung gestiegen wäre. Sein Ärger schwoll von Tag zu Tage, aber seine Gedankenführung ward immer klarer, immer bestimmter. Und mehr noch als in den Sitzungen selbst hat er bei den abendlichen Besprechungen gewirkt und wenigstens in die Reihen seiner Freunde System und Richtung zu bringen versucht. Denn die maßlose und eitle Vielrednerei ging ihm schon damals auf die Nerven. Wenn ihm zu seiner Rede am 1. Juni, in der er das monarchische Prinzip als den Rechtsboden in Preußen verfocht, General v. Gerlach die Disposition entworfen hat, so ist er schon in dieser Rede über diesen und seine Freunde weit hinausgewachsen, wenn er sich auch in anderen Reden, wie über die Judenfrage, zu deren Ansichten bekannte. Ihm kam es darauf an, das preußische Königtum und die christliche Grundlage des Staates gegen alle Angriffe und Erschütterungen zu verteidigen. Er tat es mit schärfster Richtung gegen die Opposition. Kein Wunder, wenn sie in ihm alsbald den erbittertsten Verfechter der Junkerpartei erkannten und wenn er jahrelang bis tief in seine ministerielle Tätigkeit hinein als solcher gegolten hat. Je näher der Schluß der Sitzungen heranrückte, um so schärfer wurde sein Urteil über die Gegner, und als diese die Bewilligung der Eisenbahnanleihe, die ja die Ursache der Einberufung des Vereinigten Landtags gewesen war, abhängig machten von der Erfüllung des königlichen Verfassungsversprechens, da brandmarkte er diese Taktik als Erpressung. Es war ihm damals mit diesen Anschauungen zweifellos ernst. Er wollte die Krone vor dem Verlust ihrer kostbarsten Vorrechte bewahren und vor allem dem König die Möglichkeit

Der Deichhauptmann von Schönhausen.

Nach einer Zeichnung von Johann Bahr.

des freien Entschlusses retten. Freilich mußte er annehmen, daß dieser von seiner extremen Richtung keineswegs erbaut sei. Denn bei allen Gelegenheiten, ja selbst in auffallender und ungewöhnlicher Weise, hatte es Friedrich Wilhelm IV. vermieden, mit ihm zu reden, und Bismarck nahm dieses Gebaren als Zeichen der Ungnade ruhig und gelassen hin, bis er bald darauf in Venedig vom König selbst eines Besseren belehrt wurde. Dieser hatte ihn im Theater erkannt und für den folgenden Tag zur Tafel befohlen. Da konnte Bismarck sich überzeugen, daß er in voller königlicher Gnade stand. Friedrich Wilhelm hatte ihn besser erkannt, als selbst viele seiner Gesinnungsgenossen, und zog ihn von nun an auch in Berlin öfters in seine Nähe.

In Venedig war Bismarck nicht mehr allein. Nachdem am 26. Juni der Landtag geschlossen worden war, hatte er sich nach kurzem Aufenthalt in Schönhausen nach Reinfeld begeben und dort am 28. Juli mit Johanna Hochzeit gefeiert. In der kleinen Kirche von Alt-Kolziglow sind sie getraut worden. Eine schlichte Feier im engsten Kreise vertrauter Freunde. Man hat mit Rücksicht auf die schwache Gesundheit der Mutter, vielleicht auch in Erinnerung an die Hochzeit in Trieglaff, alles Rauschende vermieden. Das junge Paar begab sich nach Schönhausen und verbrachte dort einige stille Tage. Dann ging es über Dresden nach Prag. Frau Johanna blühte auf von Tag zu Tag. Bismarck freute sich, wie sie staunend und selig in die Welt schaute. In seinen späteren Briefen klingen oftmals die Erinnerungen nach an jene Stunden, wenn er die Orte und Gegenden wieder berührt, deren sie sich damals gemeinsam gefreut haben. Die Reise ward räumlich und zeitlich weit über Vorhaben ausgedehnt. Von Venedig führte er die Gattin an den Genfer See und dann den Rhein hinab bis Köln. Am 4. Oktober waren sie wieder in Schönhausen. Leuchtende Tage voll stiller Seligkeit, voll heiteren Verstehens lagen hinter ihnen. Es war, als hätte der Himmel die schönsten Strahlen seiner Lebenssonne auf diese Tage fallen lassen. Nun aber zog die Herrin ein in Schönhausen.

Es war ein Winteridyll, das Bismarck mit seiner jungen Gemahlin in Schönhausen verlebte. Er freute sich, sie in Kisten und Kasten kramen zu sehen. Mit Wohlgefallen weilte sein Auge auf ihr, wenn sie im Kreise der Gäste, die oft und zahlreich das junge Heim aufsuchten, mit heiterer Anmut waltete. Er fühlte sich eins mit ihr in Leben und Liebe, und auch im Glauben, ohne daß er der Richtung, aus der sie gekommen war, mit Leib und Seele verschrieben war. Er freute sich seiner Tätigkeit und lag ihr kraftvoll ob, sehnte sich aber nach weiterer, größerer. Die Fühlung mit Berlin hatte er nicht verloren, auch die mit dem Könige nicht, obwohl er sich aus Gründen des Taktes — das Ordensfest war nahe — zurückhielt. Das Verhältnis zu den Freunden wird enger, inniger. An den Verhandlungen

wegen Gründung einer Zeitung, über den Ausbau der Partei beteiligt er sich mit Eifer. Dann freilich folgt mit der Jahreswende eine stillere Zeit. Am 10. Februar schreibt er: „Aus Berlin höre ich gar nichts."

Und doch war dort geschäftige Bewegung. Auch in Preußen rückten die Parteien in die Kampfstellung ein. Man rüstete sich auf den Zusammenstoß bei dem neuen Landtag, dessen Einberufung nach ihrer Meinung nicht ausbleiben konnte und zu einer Niederlage der Regierung führen mußte: voller Bruch oder Nachgeben — ein anderer Ausweg schien undenkbar. Und der König war unter dem Einflusse Josephs v. Radowitz für eine volkstümliche deutsche Politik gewonnen worden. Freilich mehr durch Rücksicht auf die Stellung der Regierung zu den Parteien, als um der Sache selber willen. Der Weg aber führte über Wien und Frankfurt. Dort galt es die Abänderung der deutschen Bundesverfassung durchzusetzen. In friedlichen Zeiten hätte der Versuch wenigstens nichts schaden können. Aber als Radowitz die Reise nach Wien antrat, da war in Paris schon das düstere Fanal emporgeflammt, das Europa wiederum in mächtige Aufregung versetzte. Der 24. Februar hatte dem Julikönigtum ein rasches Ende bereitet. Frankreich war wieder Republik. Und in Deutschland stieg über alle Parteirichtungen und politischen Ideen der Einheitsgedanke mächtig empor. Die Regierungen verloren das Steuer, der Bundestag zeigte sich in seiner ganzen Hilflosigkeit. Und in Heidelberg kamen am 5. März die Abgeordneten, die führenden Geister der deutschen Politik zu einer Tagung zusammen. Ihr Beschluß ging auf sofortige Berufung eines deutschen Parlaments, das über Bundestag und Kronen hinweg dem deutschen Volke die Verfassung und die Einheit geben sollte. Schon am 11. März ward für den 31. das Vorparlament berufen. Und die Regierungen mußten der gewaltigen Bewegung freien Lauf lassen. Alle guten und bösen Geister waren wach geworden. In Wien war das Metternichsche System wie von einem Sturmhauch hinweggeweht. Wie hätten sie von dort aus das rollende Rad Deutschlands hemmen können. Und Berlin? Es wäre falsch, zu sagen, der König habe in diesen Tagen den Kopf verloren. Aber das Gefühl für die Wirklichkeit der Dinge fehlte ihm und seinen Vertrauten. Ideen kreuzten sich auch hier. Ein warmes Gefühl für Alldeutschlands Geschicke stritt mit dem Bewußtsein, daß man die altpreußische Überlieferung nicht völlig aufgeben dürfe. Eine Lösung der deutschen Frage schien möglich, und der König hegte die Hoffnung, Pläne, die er seit Jahren in sich trug, zur Reife bringen zu können. Es war kein Zugeständnis an die Revolution, wenn er am 6. März, am selben Tage, da diese in Wien siegte, die periodische Wiederkehr des Vereinigten Landtags verhieß. Nur war es zu wenig, weil es zu spät kam. Jetzt mußte der König weiter gehen. Unter

dem Einfluß des Ministers v. Bodelschwingh wurde daher am 12. die Einberufung des Vereinigten Landtags zur Beratung der den Zeitansprüchen genügenden Verfassung beschlossen. Aber da griff schon die Bewegung ein. Am 14. wurde „die Berliner Adresse" überreicht, die der König mit dem Hinweis auf die bereits vollzogene Landtagsberufung beantwortete. Seine Zurückhaltung aber hinderte die gute Wirkung des Patents. Das Volk sah nicht, wie nahe es der Krone gekommen war. Und so erhob die Revolution auch in Berlin ihr Haupt. Schon am folgenden Tage wurden die ersten Barrikaden errichtet. Und nun folgte Schlag auf Schlag. Bodelschwingh riet zu einem Ministerwechsel, der König ging darauf ein. Noch mehr. In der Nacht vom 17. zum 18. März erklärte ein königlicher Erlaß, daß der Landtag, statt auf den 27. April, schon auf den 2. einberufen werde, und zwar zur Beratung einer neuen Verfassung, versprach die Schaffung eines Bundesstaats und verkündete die Aufhebung der Zensur. Noch konnte alles gut werden, wenn der König durch die Truppen die Herrschaft über Berlin behielt. In der Tat haben diese unter Führung des Generals v. Prittwitz den Kampf gegen die verwilderten Massen siegreich durchgeführt. Aber dann kam der unselige Befehl, der die Truppen am 19. zurückzog. Nun konnte die Revolution frei walten. Es kam jene Szene, die an die schlimmsten Vorgänge in den Tuilerien erinnerte, da Friedrich Wilhelm die Leichen der Barrikadenkämpfer salutieren mußte. Und unter der Leitung des Ministeriums Arnim-Boitzenburg erließ er das Patent vom 21., das die Niederlage des preußischen Königtums gewissermaßen mit den deutschen Farben deckte: „Rettung aus unseren Gefahren kann nur aus der innigsten Vereinigung der deutschen Fürsten und Völker unter einer Leitung hervorgehen. Ich übernehme heute die Leitung für die Tage der Gefahr. Mein Volk, das die Gefahr nicht scheut, wird mich nicht verlassen, und Deutschland wird sich mir mit Vertrauen anschließen. Ich habe heute die alten deutschen Farben angenommen und mein Volk unter das ehrwürdige Banner des deutschen Reiches gestellt. Preußen geht fortan in Deutschland auf." Und mit schwarz-rot-goldner Binde ritt der König durch die Stadt. Dies der äußerliche Hergang jener unseligen Märztage. Wirr wie diese selbst ist die Überlieferung, und es ist, trotz glänzender Studien über die Ereignisse, die volle Klarheit noch nicht gewonnen, auch nicht darüber, wem die Schuld an ihnen zuzuschreiben ist. Die Szenen sind wie ein Roman und bilden gewissermaßen ein Seitenstück zu jener dramatisch und psychologisch großartigen Darstellung des Kurfürsten Joachim bei Wilibald Alexis, wie er sich in der Furcht vor dem Untergang Berlins auf den Kreuzberg flüchtet. Eins aber ergibt sich klar: jegliches Verhängnis ist das Produkt der Schwäche.

Ungefähr in der Art, wie die Ereignisse hier kurz dargestellt sind, hat sie

Bismarck in Schönhausen vernommen. Es versank ihm da gleichsam vor den Augen eine Welt — seine Welt. Ihn blendete nicht der Verheißung trügerischer Klang. Gewiß war ihm der Geist der deutschen Frage nicht fremd, und er hat später selbst die Möglichkeit zugegeben, daß sie durch die geeigneten Hände schon damals gelöst werden konnte. Aber er wollte nicht, daß die deutsche Kaiserkrone emporsteigen sollte aus den und über den Trümmern des preußischen Königtums. Er konnte und wollte keine philosophische Doktrin kennen, wie etwa Arnim, dem bei den Worten, daß Preußen fortan in Deutschland aufgehe, „der Hegelsche Gedanke vorschwebte, daß eine Sache an sich aufgehoben werden solle, um als Kern einer neuen, größeren Sache fortzuleben". Er ließ nur das Wirkliche gelten, und das war für ihn die Wiederherstellung des preußischen Königtums. In der Vendée hat in den Tagen der großen Revolution kein Royalist gewohnt, der es so ehrlich und so energisch mit seinem König gemeint hat wie er. Sein erster Gedanke war: Der König ist nicht frei. Wäre er frei, so würde er bald Herr der Sache werden, und so müßte man ihn aus der Gewalt der Aufständischen befreien. Der Gedanke kam den ursprünglichen Absichten Friedrich Wilhelms merkwürdig nahe. Auch er hat an Flucht gedacht, und eine ganze Reihe von Plänen ist darüber aufgestellt worden, bis er sich von dem reißenden Strome hat fortführen lassen. Zunächst dachte Bismarck an eine regelrechte Gegenrevolution. Er ließ auf dem Turm der alten Prämonstratenserkirche in Schönhausen die weiße Fahne mit dem schwarzen Kreuz aufziehen, er machte das Dorf mobil und fuhr mit seiner Gemahlin nach den umliegenden Dörfern, wo er die Bauern begeistert fand und bereit, nach Berlin zu ziehen, um dem Könige Hilfe zu bringen. Dann eilte er selbst in die Hauptstadt. Sein erster Gang galt den preußischen Generalen Prittwitz und Möllendorff, um sie zu der Wegführung des Königs zu veranlassen. Durch Prinz Karl, den er gleichfalls für seinen kühnen Plan gewinnen wollte, erhielt er Zutritt zum Schlosse. Aber er vermochte nicht durchzudringen. Dagegen hatte er in Potsdam, wo er zu dem Prinzen von Preußen gelangen wollte, um bei ihm den Befehl zum Handeln durchzusetzen, Erfolg, freilich nicht den erwarteten. Er ließ sich bei der Prinzessin melden, um von ihr den Aufenthalt des Gemahls zu erfahren. Sie hat ihn empfangen, die Auskunft zwar verweigert, aber ihm ihre kühnen und ehrgeizigen Pläne enthüllt, die mit der Abdankung des Königs und dem Verzicht des Gatten auf den Thron rechneten. Und während der Minderjährigkeit ihres Sohnes wollte sie die Regentschaft führen. In der Tat sind Bismarck später von Georg v. Vincke in dieser Richtung Eröffnungen gemacht worden, die darauf abzielten, durch ihn die Rechte im Abgeordnetenhause für diesen Plan zu gewinnen.

Auf diesem Boden war für Bismarck nichts zu erreichen. Anders die Generale Prittwitz und Möllendorff. Sie wären zu dem militärischen Schlage bereit gewesen, wenn die Generale Wrangel und Hedemann entschlossen waren, mitzugehen. So sandte er einen Vertrauten zu ersterem, erhielt eine volle Zusage und fuhr selbst nach Magdeburg zu General Hedemann. Aber dieser drohte, ihn als Hochverräter verhaften zu lassen. Hatte doch der Oberpräsident von Magdeburg in einem Aufruf erklärt: „In Berlin ist eine Revolution ausgebrochen; ich werde eine Stellung über den Parteien nehmen." Dann hat Bismarck eine Abordnung seiner Schönhauser Bauern nach Potsdam geführt. Als dort der König eben eintraf, wollte er sie ihm vorstellen. Doch da übermannte die Braven die bäuerliche Scheu, und sie zogen sich zurück. Er aber begrüßte den König, dem er wenige Tage zuvor in einem Briefe sein ganzes Herz ausgeschüttet hatte, und folgte ihm in das Schloß. Hier war er Zeuge von dessen Anrede an die Offiziere des Gardekorps, in der er sagte, daß er niemals freier und sicherer gewesen sei als unter dem Schutze seiner Bürger. Er war aber auch Zeuge des Murrens und Aufstoßens der Säbelscheiden, „wie es ein König von Preußen inmitten seiner Offiziere nie gehört haben wird und hoffentlich nie wieder hören wird".

„Mit verwundetem Gefühl kehrte ich nach Schönhausen zurück." Mit diesen Worten schließt Bismarck die Erzählung seiner eigenen Erlebnisse, die einen der wunderbaren Höhepunkte seiner „Gedanken und Erinnerungen" bildet. Sie zeigt ihn uns in seiner ganzen Eigenart und Größe. Er verkörpert in diesen schweren Tagen geradezu den alten preußischen Gedanken, der ihm selber wieder Trost in der Trauer war. Wie keiner hat er die Gefahr erkannt, die dem Staate in seinem Königtum drohte, dem doch nichts helfen konnte als die hingebende Treue, die über Schmerz und Trotz hinweg auch in seinem Fühlen und Denken den Sieg errang. In dieser gab es kein Wanken und kein Schwanken, wenn er auch selbst dem Könige gegenüber seiner Stimmung und seinem Groll über dessen Schwäche keine Zügel angelegt hat.

Doch er hatte nicht lange Zeit, daheim den düsteren und doch schöpferischen Gedanken nachzuhängen. Am 2. April mußte er zur Eröffnung des zweiten Vereinigten Landtags wieder nach Berlin. Als einer der wenigen hat er gegen die Adresse gestimmt, in der das Haus dem König den Dank für die Märzerrungenschaften aussprach. Unter dem „Murren" und „anhaltenden Gelächter der Versammlung" erklärte er, daß er gegen die Adresse stimmen werde, sie aber annehme, soweit sie ein Programm für die Zukunft enthalte. Nicht seine Ansicht habe gewechselt, aber er wolle glauben, daß das Ministerium Auerswald-Schwerin das einzige sei, das den Staat aus der gegenwärtigen Lage einem geordneten und gesetzmäßigen

Zustand zuführen könne, und aus diesem Grunde werde er demselben seine geringe Unterstützung überall widmen, wo es ihm möglich sei. Dieses Zugeständnis war er dem König, war er dem Staate schuldig[1]). Dann aber fuhr er fort: „Was mich aber veranlaßt, gegen die Adresse zu stimmen, sind in derselben die Äußerungen von Freude und Dank für das, was in den letzten Tagen geschehen ist: die Vergangenheit ist begraben, und ich bedaure es schmerzlicher als viele von Ihnen, daß keine menschliche Macht imstande ist, sie wieder zu erwecken, nachdem die Krone selbst die Erde auf ihren Sarg geworfen hat." Aber seine von dem tiefsten Weh belasteten Schwingen flogen doch dem großen Gedanken Einheit zu, da er sagte: „Wenn es wirklich gelingt, auf dem neuen Wege, der jetzt eingeschlagen ist, ein einiges deutsches Vaterland, einen glücklichen oder auch nur gesetzmäßig geordneten Zustand zu erlangen, dann wird der Augenblick gekommen sein, wo ich dem Urheber der neuen Ordnung meinen Dank aussprechen kann; jetzt aber ist es mir nicht möglich." Ein Weinkrampf zwang ihn, die Rednerbühne zu verlassen. Aber dann hat er sich selbst wiedergefunden, und mit sicherem Blick erkannte er, daß die nächste Sorge sich der auswärtigen Politik zuwenden müßte. Schon am folgenden Tage, unter dem Eindruck einer großen Volksversammlung, die sich mit der Polenfrage beschäftigte, schreibt er der Gattin, daß die Regierung genötigt sein werde, die von ihr selbst aufgewiegelten Polen vor dem Einrücken der Russen zur Ruhe zu bringen. Er spottet über den Enthusiasmus und die gutmütige Einfalt der Berliner, die glaubten, daß die Polen vor der völligen Wiederherstellung ihrer Grenzen von 1772 je Preußens Freunde werden könnten. Noch treffender ist das Wort, das er am folgenden Tag zur schleswig-holsteinischen Frage gesprochen hat. Er betonte dabei, daß die Verwicklungen der auswärtigen Verhältnisse, namentlich der dänischen Frage, eine Ungewißheit erzeugten, die auf dem Handel der Ostseeküsten schwerer laste, als manches materielle Übel tun würde. „Ich werde", fuhr er fort, „in meinem Antrage auf eine offene und schleunige Erklärung bestärkt durch einen der letzten Vergangenheit angehörigen und für das ganze Deutschland wichtigen Vorgang, bei welchem leider die Besorgnis, mit der wir dem phaetonischen Fluge der preußischen Politik nachsehen, auf eine bedauerliche Weise bestätigt wurde." Auch hier wie in seinen düsteren Worten über die deutsche Einheit und die Polenfrage der Auftakt für seine künftige Politik! Vor allem in der Polenfrage. Die Regierung hatte mit der König-

[1]) Er trug auch der Stimmung Rechnung, die in der Versammlung zutage getreten ist, von der er seiner Frau schrieb: „Diese Körperschaft ist, nicht durch Furcht vor den Berlinern, sondern vor der ganzen Lage Europas, so eingeschüchtert, daß sie alles, auch das mindeste einstimmig vermeiden will, was gegen das Ministerium sein könnte, um dieses durch jedes mögliche Mittel zu halten und zu kräftigen."

lichen Zusage der nationalen Wiederherstellung des Sarmatenreichs Öl ins Feuer gegossen. Während sie den jubelnden Dank des gesamten deutschen Liberalismus entgegennahm, brach in Polen selbst die Empörung aus. Vergeblich hatte Bismarck vor dieser „bedauerlichsten Donquichotterie, die je ein Staat zu seinem und seiner Angehörigen Verderben begangen hat", gewarnt. Gerade hier trat sein völliger Gegensatz zu dem Ministerium Auerswald am deutlichsten hervor, wenn er es auch im Interesse des Königtums soviel wie möglich geschont hat. Freilich die Millionenanleihe, die von der Regierung ohne jegliche Grundlagen dem Landtag vorgelegt wurde, lehnte er in seiner bedeutsamen Rede vom 10. April rundweg ab. Er hielt dem Finanzminister in klarer, unerbittlicher Weise seine verfassungsmäßigen Bedenken vor; er gab aber auch seinem Mißtrauen gegen die ungerechte Finanzpolitik, die durch die Konzession an den Zeitgeist die Städte zuungunsten des flachen Landes begünstige, starken Ausdruck. Seine Rede war freilich vorläufig nur ein Schlag ins Wasser, wenn sie auch für die verantwortlichen Stellen ein Schlag ins Gesicht war.

Der Schluß des Landtags machte zunächst seiner parlamentarischen Tätigkeit, nicht seiner politischen ein Ende. Weder in die Berliner Nationalversammlung noch in das Frankfurter Parlament ist er gewählt worden. Das letztere ließ ihn gleichgültig. Diese Körperschaft stand außerhalb seiner preußischen Anschauungen, sie mußte bekämpft werden, soweit sie auf die Selbständigkeit des preußischen Staates Einfluß gewinnen wollte. Er hat damals das Wirken dieses Parlaments wohl allzu einseitig beurteilt. Als er nach seiner Übersiedlung nach Frankfurt die Paulskirche besuchte, da betrachtete er den Raum in seinem verblaßten schwarz-rot-goldnen Schmuck mit dem gleichen humoristischen Unwillen, wie Hans Sachs in Wagners „Meistersingern" die „Tabulatur", auf Grund deren sein Schützling Walther v. Stolzing „versungen und vertan". Erst nach Jahren ist er dem warmblütigen Wirken des Frankfurter Parlaments, das ihm trotz allem in der deutschen Frage vorgearbeitet hat, gerecht geworden. Aber er konnte nicht zwei Frauen zugleich lieben: Preußen und Deutschland waren für ihn noch zwei Wesen, wenigstens zwei verschiedenartige Begriffe.

Die Wahl in die Berliner Nationalversammlung dagegen hatte er mit allen Kräften erstrebt. Jedoch trotz aller Bemühungen im Kreise Jerichow ist er nicht durchgedrungen. Aber hinter den Kulissen entfaltet er eine kraftvolle Tätigkeit. Noch während der Sitzung des Vereinigten Landtags war Georg v. Vincke mit jenem Plan hervorgetreten, von dem ihm schon in den erregten Märztagen die Prinzessin Wilhelm gesprochen hatte: den König durch den Landtag zur Abdankung zu bewegen oder, mit angeblichem Einverständnis des Prinzen von Preußen, eine Regentschaft der Prinzessin für ihren minderjährigen Sohn herzustellen. Bismarck wies den vielgeschäftigen Abgeordneten, der ihm einen

auf breitester Grundlage vorbereiteten Plan vorgelegt hat, sehr entschieden ab. Er erzählt selbst, daß diese Besprechung im Hotel des Princes beiderseits mehr enthielt, als sich niederschreiben läßt. Mit dem Vorschlag selbst war er rasch fertig. Er erklärte, daß er einen solchen Antrag mit dem Antrag auf gerichtliches Verfahren wegen Hochverrats beantworten werde. Das entsprach nicht nur seinem monarchischen Treugefühl, sondern auch seinem persönlichen Gefühl für die beiden königlichen Brüder. Prinz Wilhelm hat ihn denn auch bei seiner Rückkehr von England auf dem Genthiner Bahnhof begrüßt und ihm gesagt: „Ich weiß, daß Sie für mich tätig gewesen sind, und werde Ihnen das nie vergessen." Aber Bismarck hat weder ihm noch dem König die bittere Wahrheit geschenkt. Bei einer Einladung in Babelsberg hat er dem Prinzen Wilhelm seine Anschauung und die der Armee enthüllt und ihm das Gedicht zu lesen gegeben, das die Stimmung der Truppen auf dem Rückzug offenbarte und in den düsteren Versen gipfelte:

„Schwarz, Rot und Gold glüht neu im Sonnenlichte,
Der schwarze Adler sinkt herab entweiht;
Hier endet, Zollern, deines Ruhms Geschichte,
Es fiel ein König, aber nicht im Streit."

Da brach der Prinz in heftiges Weinen aus. — Wenige Tage vorher hatte Bismarck in Potsdam eine nicht minder eigenartige Unterredung mit dem König, bei dem seine „frondierende Haltung" so stark hervortrat, daß sogar die Königin eingriff. Aber da hat ihn doch der König durch seine Güte weich gemacht, und es war ein Appell an Bismarcks Herz und Ehre, wenn er sagte: „Vorwürfe sind nicht das Mittel, einen umgestürzten Thron wieder aufzurichten. Dazu bedarf ich des Beistandes und tätiger Hingebung, nicht der Kritik." Und Bismarck ging, „vollständig entwaffnet und gewonnen".

Nun mehrten sich die Besprechungen mit dem König. Und es ist kein Zweifel, daß dieser sich gerade an dem starken, treuen Willen des Herrn auf Schönhausen mehr und mehr aufgerichtet hat und der Zweifel, die ihn drückten, Herr geworden ist, und dann auch Herr der Revolution. Nunmehr entfaltete auch Bismarck wieder eine regere Tätigkeit. So hatte er an dem Sturze des Ministeriums Auerswald-Hansemann seinen vollen Anteil, ebenso an dem Übergang des Ministeriums von General v. Pfuel, der die in ihn gesetzten Erwartungen nicht erfüllte, an Brandenburg. Es war ja in dem erregten Berlin keine ganz leichte und gefahrlose Aufgabe, Minister zu sein. Die Unterhandlungen mit dem Grafen Brandenburg wie mit dem Direktor im Ministerium des Innern, Otto v. Manteuffel, hat Bismarck geführt, wie er denn auch bei dem gewaltsamen Vorgehen gegen die Nationalversammlung mit General v. Gerlach tapfer Hand in Hand gegangen ist. So ist er in

Bismarcks erste Wahlrede.

Nach einer Zeichnung von Johann Bahr.

gewissem Sinne doch noch zu seiner Gegenrevolution gekommen. Unter weitgehenden militärischen Vorsichtsmaßregeln wurde die Nationalversammlung geschlossen, nachdem General Wrangel mit seinen Truppen in Berlin einmarschiert war. Am folgenden Tage, dem 11. November, erfolgte die Auflösung der Bürgerwehr, nicht ganz so energisch, als Bismarck es gewünscht hätte, der eine gewaltsame Einnahme Berlins im Auge gehabt hatte. Auch die Vertagung der Nationalversammlung war nicht nach seinem Sinn. Er wollte die Auflösung. Doch der König hatte ihr noch eine Rolle in der deutschen Frage zugedacht, die sie freilich nicht zu spielen vermocht hat. Aber über Berlin war jetzt der Belagerungszustand verhängt, der Sieg über die Revolution, wenn auch spät, gewonnen. Einmal ist während dieser Entwicklung, die mit Hilfe Bismarcks zur Wiedererstarkung des preußischen Königtums geführt hat, auch von seinem Eintritt ins Ministerium die Rede gewesen. Bei Schaffung und Ergänzung des Ministeriums Pfuel hat General Gerlach, dem er in diesen Monaten in vollem Maße nahegetreten ist, sich bemüht, dem Freunde ein Portefeuille zu verschaffen. In diesem sehr bald als zu schwach erkannten Ministerium wäre freilich kein Platz gewesen für den jugendlichen Staatsmann. Aber Gerlachs Gedanke war, ihn aus dem gestürzten in ein neues, energischeres Kabinett hinüberzuretten. Indes der König wollte nicht. Er hat Gerlachs Vorschlag glatt abgelehnt und an den Rand der vorgelegten Liste die Worte geschrieben: „Nur zu gebrauchen, wenn das Bajonett schrankenlos waltet." Gleichwohl hat er ihn stets im Auge behalten, obschon jetzt Bismarck immer enger sich mit der äußersten Rechten verbündete. An der Ausgestaltung der konservativen Partei hat er ebenso seinen vollen, führenden Anteil, wie an der Gründung ihrer Organe, besonders der Kreuzzeitung, an deren Ausbau er eifrig arbeitete. Gerade in jenen Monaten hat er sich dieses Blattes besonders eifrig bedient und seinen Ideen in Einsendungen von stark betonter Eigenart Ausdruck gegeben. Sein Groll galt jetzt wieder wie in früherer Zeit der Bureaukratie, besonders dem Geheimratsliberalismus, der ihm in tiefster Seele verhaßt war und gegen den er in der Folge noch einen erbitterten Kampf geführt hat. Er dünkte ihn der Krebsschaden Preußens. Und er wollte nichts wissen von dessen Nivellier- und Zentralisationsversuchen. Es war eine Übergangszeit, in der er freilich seinen Standpunkt so energisch und rücksichtslos vertreten hat, daß viele in ihm nichts anderes sehen wollten als den die Rechte seiner Partei und seiner Standesgenossen mit allen Mitteln der Reaktion und des brutalen Egoismus wahrenden Parteimenschen. Und doch war auch in diesen Jahren sein Kompaß nur auf den einen Punkt eingestellt: die innere und äußere Größe Preußens.

Das war der Politiker, den sein standhaftes Pflichtgefühl selbst hart

erscheinen ließ. Aber der ganze Bismarck ist das nicht. Mitten aus den entscheidenden Besprechungen, den Intrigen und Verhandlungen schweift sein Blick immer wieder nach Schönhausen zu der Gattin und jungen Mutter. Denn am 21. August war ihm sein erstes Kind, eine Tochter, geboren worden. Seine Freude war groß, sein Glück über den guten Verlauf noch größer. Man liest das aus den Zeilen heraus, die er dem Schwiegervater schreibt, so übertrieben sie klingen mögen: „Ich bin recht froh, daß das erste eine Tochter ist, aber wenn es auch eine Katze gewesen wäre, so hätte ich doch Gott auf den Knien gedankt in dem Augenblick, da Johanna davon befreit war.“ Und er widmete sich in treuester Weise ihrer Pflege. „Denn“, meinte er, „mir traut sie doch am meisten, und ich bin auch der Vorsichtigste. So wechsle ich, wie Schillers Johanniterritter, zwischen politischen Plänen und Kämpfen am Schreibtisch und der Wärterschürze am Krankenbett.“ Und wenn er in den politisch entscheidenden Novembertagen seine Rückkehr von Tag zu Tag verschieben muß, entschuldigt er sich immer wieder in rührendster Weise bei ihr, als ob dies seine kühne Rolle und seine gute Tat bei der so Einsichtsvollen nicht an sich schon getan hätten. So schickt er ihr einmal einen Erikazweig vom Nähtisch der Königin, die „englisch liebenswürdig“ zu ihm war, „damit sie nicht eifersüchtig wird“. Dann aber, nachdem die Berliner Tagung vorüber war, kehrt er nach Schönhausen zurück und sieht von hier aus die Entwicklung der Dinge mit an, die ihn freilich bald wieder nach Berlin zurückberief.

Der König hatte am 5. Dezember dem Volke die Verfassung gegeben, aus sich heraus, wenn sie auch im allgemeinen den Ideen der Nationalversammlung entsprach und Bismarck an sich keine besondere Freude machte. Aber die Prärogative der Krone war gewahrt, wie es ihm der König in jener stundenlangen Unterredung in seinem Schlafzimmer in Potsdam versprochen hatte: er werde die Rechte der Krone auf dem jetzt betretenen Wege durchführen, solange er noch einen Soldaten und einen Fußbreit preußischer Erde habe.

Dann erfolgte, sehr gegen seine Erwartung, seine Wahl in die Zweite Kammer. Es war Westhavelland, das ihn dorthin entsandte. Und so stand er am 26. Februar wieder an derselben Stelle des Weißen Saales, an der ihn der Vereinigte Landtag gesehen hatte, von allen Seiten eifrig und herzlich begrüßt, zumal von den Konservativen, die den Ausfall der Wahlen sehr gegen Bismarcks Meinung als einen gewaltigen Sieg betrachteten. Man erzählt sich, er habe, wie einer seiner Parteifreunde ihn mit dem Rufe begrüßte: „Wir haben gesiegt“, die klassischen Worte gesprochen: „Nein, wir haben nicht gesiegt, aber wir haben angegriffen, und das ist die Hauptsache; der Sieg soll erst kommen, aber er wird kommen.“ Und in diesem Sinne hat er gesprochen und gehandelt. Gleich in die Adreßdebatte hat er energisch ein-

gegriffen, mit der vollen Absicht der Verteidigung des Königtums. Aus diesem Grunde hatte er sich, wenigstens äußerlich, in den Konstitutionalismus gefügt. Er mußte das, weil alles davon abhing, daß die Gegner keine tiefere Meinungsverschiedenheit zwischen ihm und dem König durchblitzen sahen. Das war für ihn kein Leichtes. Denn gerade in der deutschen Frage, die jetzt wieder mächtig in den Vordergrund gedrängt wurde, ging er ganz andere Wege als der König. Er führte ja auch da, wo er die schärfsten Waffen der Reaktion schwang, den Kampf gegen alles Unpreußische. Daran hatte er festgehalten in den Tagen der Not, wie sollte er jetzt noch irre werden an seiner leitenden Idee, da man selbst in Frankfurt so weit gekommen war, mit der deutschen Mission des Zollernstaates zu rechnen, da man auch außerhalb Preußens erkannte, welche ungemeinen Kräfte gerade ihm eigen waren, wie das keiner so klar ausgedrückt hatte als Karl Gutzkow in seinem Buche „Deutschland am Vorabend seines Falles oder seiner Größe", worin es heißt: „Wollte Gott, das übrige Deutschland besäße viel so feste Schwerpunkte und die Kraft wie Preußen. Zertrümmert und zerschlagen soll nur Altpreußen als Idee werden." Aber für Bismarck war dieses Altpreußen keine Idee, sondern eine sehr reale Macht, auf die ihm alles ankam.

In Berlin war am 3. April die Deputation des Frankfurter Parlaments erschienen, um Friedrich Wilhelm die deutsche Kaiserkrone anzubieten „im Namen der deutschen Nation". Der König lehnte sie ab, weil es ihm widerstrebte, ein Anerbieten anzunehmen, das aus dem Schoße eines Parlaments hervorgegangen war, dem also die staatsrechtliche Unterlage und vor allem die Zustimmung der Dynastien fehlte. Aber ein Anrecht, das er zu schätzen wußte, hat er für sich doch daraus hergeleitet. Ganz anders Bismarck, der dazu in der Zweiten Kammer das Wort ergriff. „Die Frankfurter Krone mag sehr glänzend sein," so hat er seine Ausführungen geschlossen, „aber das Gold, welches ihrem Glanze Wahrheit verleiht, soll erst durch das Einschmelzen der preußischen Krone gewonnen werden, und ich habe kein Vertrauen, daß der Umguß mit der Form dieser Verfassung gelingen werde." Für ihn war sie unvereinbar mit den Grundlagen und Lebensinteressen des preußischen Staates. Er führte die Folgen, die sich daraus für König und Staat ergaben, vor Augen, er zeigte die Gefahren, die dieses Geschenk in sich schloß. Von der Ablehnung der Einheit als solcher war keine Rede, aber auf diesem Wege konnte sie nicht gewonnen werden. Und mit staatsmännischem Scharfblick wies er auf die Folgen für die deutsche Politik hin, auf die weitere Verwirrung der deutschen Frage, wenn man in dem Augenblicke, da Europa anfange, sich von dem Taumel der Revolution zu erholen, den Frankfurter Souveränitätsgelüsten, die gerade um ein Jahr zu spät kämen, die Stütze

seiner Zustimmung leihe; Preußen werde dann, wenn man jenen die Unterstützung verweigere, um so eher imstande sein, die deutsche Einheit auf dem von der Regierung betretenen Wege herbeizuführen. Er dachte darin entschieden preußischer als der Preußenkönig selbst, der die schwarz-rot-goldene Binde berührt hatte und dem Zauber der Idee, „der Einiger und Schützer der Nation" zu werden, sich nicht entziehen konnte. So war er's zufrieden, daß der König der Versuchung widerstanden hatte. Wenn die Enttäuschung den Glauben an die Macht des preußischen Königtums noch mehr verringerte, obwohl, wie Bismarck in seinen „Gedanken und Erinnerungen" sagt, der persönliche Wille eines nicht sehr willensstarken Monarchen, wie Friedrich Wilhelm IV., hinreichte, der ganzen deutschen Bewegung die Spitze abzubrechen, so lag ihm daran wenig. Hat doch gerade Preußen die Aufstände, die sich in Sachsen und Baden daran knüpften, ohne sonderliche Mühe überwältigt.

Ein anderes war es mit der deutschen Politik des Königs selbst, die geeignet war, die Großmachtstellung Preußens, auf der doch eben diese Politik und Deutschlands Zukunft beruhte, in schwere Gefahr zu bringen. Darum hat er die Unionspolitik und das Dreikönigsbündnis, innerlich wenigstens, nicht bloß abgelehnt, sondern für einen schweren Fehler gehalten, ja für ein großes Unglück. Und ihn drückte es, wenn er seine Gegnerschaft zu diesen verhängnisvollen Abwegen der preußischen Politik nicht offen bekennen durfte. Aber am 6. September hat er doch in der Kammer, trotz der äußerlichen Zustimmung zu den einschlägigen Entwürfen und trotz den entgegenkommenden Worten für den Minister, den er für den Urheber dieser Politik hielt, den Schleier gelüftet, indem er, nicht an die deutschen Herzen, sondern nur an den gesunden Preußenverstand sich wendend, die Hoffnung aussprach, es möge das letzte Mal sein, daß die Errungenschaften des preußischen Schwertes mit freigebiger Hand weggegeben werden, um die nimmersatten Anforderungen eines Phantoms zu befriedigen, das unter dem fingierten Namen von Zeitgeist oder öffentlicher Meinung die Vernunft der Fürsten und Völker mit seinem Geschrei betäube, bis jeder sich vor dem Schatten des anderen fürchte und alle vergäßen, daß unter der Löwenhaut des Gespenstes ein Wesen stecke von zwar lärmender, aber wenig furchtbarer Natur. Und dann holt er weit aus, beschwört die Gestalt Friedrichs des Großen und gibt ein Bild von dem eigentlichen Preußentum, das er dem Minister v. Radowitz wie einen leuchtenden Schild vor Augen hält, um ihn vor Abwegen zu warnen. „Preußen sind wir," so schloß er, „und Preußen wollen wir bleiben!" „Und ich hoffe zu Gott, daß wir auch noch lange Preußen bleiben werden, wenn dieses Stück Papier vergessen sein wird wie ein dürres Herbstblatt." Aber weder der Minister noch die Kammer hat ihn verstanden, sonst hätte ihn nicht der Ab-

geordnete v. Beckerath den „verlorenen Sohn Deutschlands“ nennen können, ein Wort, das ihn nur veranlaßte, sein preußisches Gelübde zu erneuern.

Er stand im Feuer oder stellte sich hinein, mochte es nun den äußeren oder den inneren Fragen gelten, oder wenn er die zum Teil schief gestellten Vergleiche mit den fremden Verfassungen, der französischen und englischen oder gar der „achtzehn Jahre alten“ belgischen, zurückwies, eine Aufgabe, mit deren Lösung er stets eine Fülle belehrender Anschauungen verknüpft hat, die heute noch als deutscher Staatsweisheit tiefster Grund erscheinen. Aber diese Seite seiner parlamentarischen Tätigkeit befestigte seine Stellung weit weniger, als die Darlegung seiner spezifisch konservativen Ideen, die ihn zur Säule seiner Partei machten, besonders aber auch seine Fühlung mit General Gerlach noch enger schlossen. An ihm hat er einen der wichtigsten politischen Freunde gewonnen, der für die Gestaltung seines Schicksals von hoher Bedeutung war. Noch aber war es nicht so weit. Preußen ging einer schweren Krise entgegen, die sich gerade aus der deutschen Politik des Königs entwickelte, genau so wie Bismarck es geahnt und vielfach angedeutet hatte. Friedrich Wilhelm lernte bald genug, daß die Lösung der deutschen Frage, wie auch immer sie versucht wurde, doch alle kriegerischen Kräfte seines Staates beanspruchen und zur Auseinandersetzung mit Österreich führen mußte. Der Glaube, die deutsche Frage ohne oder gar mit der Donaumonarchie lösen zu können, war verhängnisvoll.

Indessen tobte in der zweiten Kammer der Kampf der Konservativen mit den liberalen Strömungen weiter, und Bismarck führte ihn auf der ganzen Linie mit einer durchdringenden Sachkenntnis auf allen Gebieten. Er wurde der Partei unentbehrlich, wenn er selbst sich auch durch das ganze parlamentarische Treiben oft genug angeekelt fühlte. Mit Recht schrieb er damals: „Unser Unglück in der Kammer ist und bleibt der Ehrgeiz der Parteiführer.“ Er selbst behielt immer das Wohl des Staates im Auge. Auch bei dem Erfurter Parlament, das der König als den „Reichstag der Union“ auf den Rat seines Radowitz einberufen ließ, hat er, sehr gegen die Absichten des Königs und seines Ministers, das „Stockpreußentum“ mit aller Entschiedenheit vertreten. Er wies auf das Unmögliche der Unionsverfassung hin, die der König trotz der Größe seines Staates dem „Vereinsrat“ der Fürsten unterstellen wollte, und meinte, „wenn die Herren dem preußischen, dem altpreußischen oder stockpreußischen Geiste nicht mehr Konzessionen machen wollten, dann könne er nicht an die Verwirklichung dieser Verfassung glauben, und wenn sie sich bemühen würden, diese Verfassung diesem preußischen Geiste aufzuzwingen, dann würden sie in ihm einen Bukephalus finden, der den gewohnten Reiter und Herrn mit mutiger Freude trage, den unberufenen Sonntagsreiter aber mitsamt seiner schwarz-rot-goldenen Zäumung auf den Sand setzen würde.“ Und er stellte

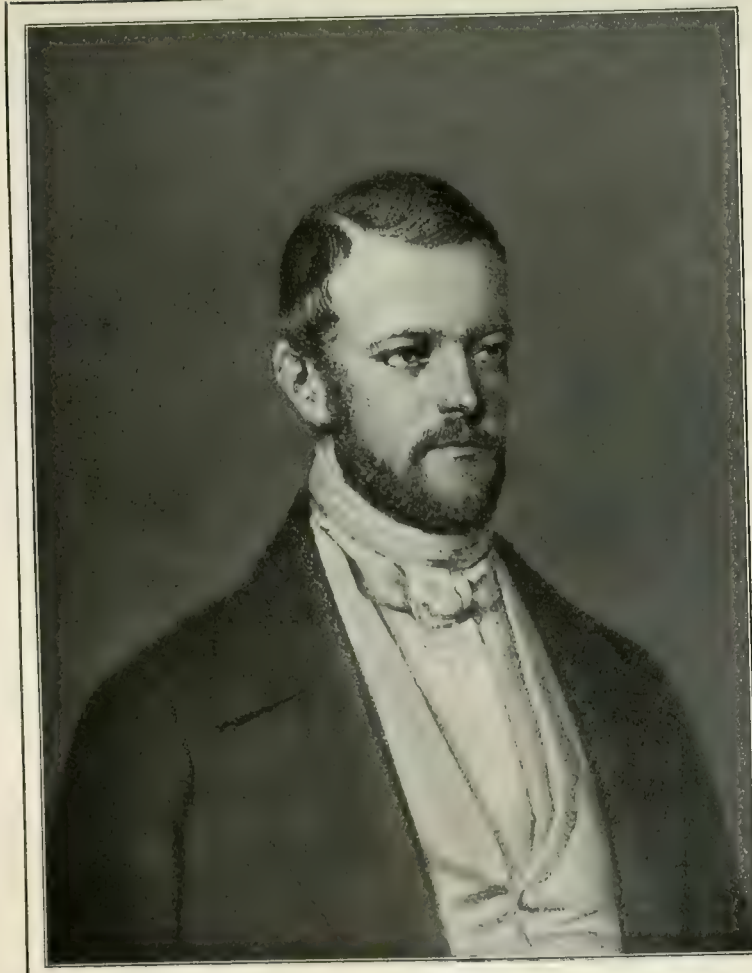
dem Radowitzschen Entwurfe seine eigenen Vorschläge entgegen, die aus dem Vereinsrat der Fürsten lediglich eine Einrichtung gemacht hätten, welche die Fühlung des Königs mit den Fürsten aufrecht erhalten, diesem selbst aber die volle Selbständigkeit gewahrt hätte. Es sind die ersten leisen Ansätze zu seinen Grundlagen des Norddeutschen Bundes und des Deutschen Reiches, wenn auch seine Anschauungen noch manche Wandlungen durchzumachen hatten.

Das Parlament schloß unter der allgemeinen Sorge, daß die drohenden Ereignisse das Kartenhaus, das es mühsam aufgebaut hatte, über den Haufen werfen würden. Bismarck hoffte dies. Ihm bangte nicht. Er ging zunächst, des parlamentarischen Treibens herzlich müde, nach Schönhausen zurück und freute sich, wieder ungestört seiner Familie leben zu können. Er hatte im Laufe seines Berliner Aufenthalts die Gemahlin in die Stadt geholt, und dort war ihm am 28. Dezember 1849 sein erster Sohn Herbert geboren worden. Jetzt lebten sie wieder auf dem Gute, verweilten eine Zeitlang bei Bismarcks Schwester in Kröchlendorff und waren schließlich an die See gegangen. So kam es, daß er die ganze Zeit politisch gar nicht hervorgetreten ist. Die Fühlung hatte er keineswegs verloren. Es ließ ihn kalt, wenn sich die Zeitungen noch immer mit ihm beschäftigten. Stand er doch selbst mit dem Redakteur der „Kreuzzeitung" in lebhafter Korrespondenz, auch mit den Freunden Gerlach und Kleist-Retzow. Seine Besorgnis vor dem steigenden Konflikte mit Österreich wurde von seinen Parteifreunden völlig geteilt, freilich aus ganz anderen Gründen. Diese fürchteten lediglich, daß Preußen dadurch völlig der Revolution ausgeliefert würde. Und ihre Sorge reifte den merkwürdigen Plan, die konservativen Friedensfreunde in allen deutschen Ländern, vor allem auch in Österreich, untereinander in engere Beziehungen zu bringen. Also eine Art heilige Allianz der Konservativen. Auch Bismarck wurde für die Idee gewonnen. Kein anderer als sein alter Freund Gerlach weihte ihn ein. Und nach der Vorbesprechung in Berlin, an der auch einige österreichische Vertrauensmänner teilnahmen, war er bereit, die Werbearbeit dafür zu übernehmen.

Aber die Politik ging über dieses konservative Spiel mit starkem Wellenschlag hinweg. Die Ernennung des Generals v. Radowitz zum Minister des Äußeren war erfolgt, das Unheilvollste, das nach der Meinung von Bismarcks Freunden in diesem Augenblicke geschehen konnte. Da wollte Bismarck eine Einladung des Königs zur Jagd im Letzlinger Forst benützen, um gegen den Minister zu arbeiten. Jedoch die Jagd unterblieb, und er verlor die Gelegenheit, den König in seinem Sinne zu beeinflussen. So gingen die Dinge weiter. Radowitz aber hatte die Alternative gestellt: entweder Schritte, die zum Kriege führen mußten, oder Rückkehr zu Österreich und zum Bundestag. Doch der König wählte den friedlichen Weg. Das bedeutete den Rück-

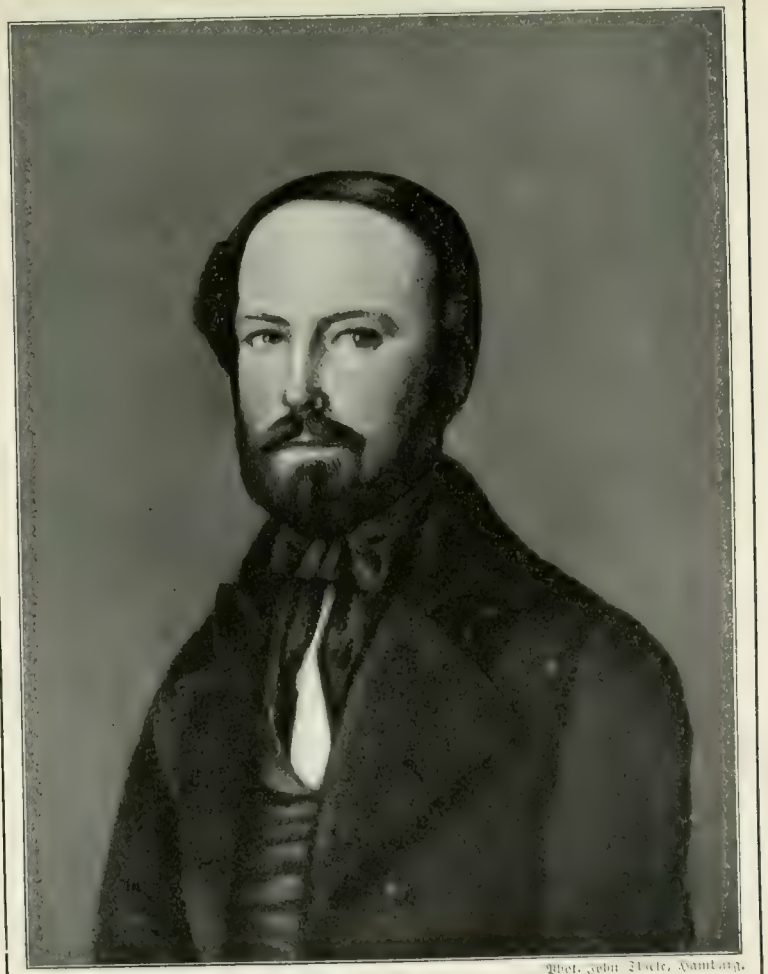
tritt des Generals. Bismarck jubelte. „Ich bin", so schrieb er an den Redakteur der „Kreuzzeitung", „vor Freude auf meinem Stuhl rund um den Tisch geritten, und manche Flasche Sekt ist diesseits des Gollenbergs auf die Gesundheit des Herrn v. Radowitz getrunken worden, zum ersten Male fühlte man Dank gegen ihn und wünschte ihm ohne Groll glückliche Reise. Mir selbst ist das Herz recht frei geworden, und ich fühle ganz mit Ihnen: lassen Sie jetzt Krieg werden, wo und mit wem man will, und alle preußischen Klingen werden hoch und freudig in der Sonne blitzen!" Diese kriegerische Stimmung war wohl berechtigt und entsprach der Lage durchaus. Denn Radowitz war zwar gestürzt, aber die Fehler seiner Politik wirkten nach. Er war so weit gegangen, daß ein Rückschreiten nicht möglich war, ohne Preußen bloßzustellen. Österreich hatte seine Forderungen gestellt, der Zar ihnen zugestimmt. Man konnte nicht hoffen, es ohne Schwertstreich zu bewegen, davon abzustehen. So schien der Krieg unvermeidlich. Und in der Tat, Preußen machte mobil. Aber die Mobilmachung tat zugleich eine Fülle von Schäden auf, die den Krieg als ein verhängnisvolles, ja selbst frevles Spiel erscheinen ließen. Gewiß, Prinz Wilhelm sah die preußische Waffenehre aufgerufen und hielt jeden anderen Ausweg für unvereinbar mit der Größe Preußens. Dahin war man durch das Spielen mit dem Feuer gekommen. Und jeder Tag brachte eine Verschärfung. Die Nachrichten und Noten aus Wien und Petersburg lauteten immer drohender. Schon hieß es, daß Böhmen ein einziges großes Kriegslager sei. Und in Kurhessen standen sich Preußen und die verbündeten Truppen der Österreicher und Bayern gegenüber. Bei Bronzell hatte man die ersten Schüsse gewechselt. Aber auch Preußen war von kriegerischer Begeisterung erfüllt. Bismarck sah mit Sorge und Unmut diese Strömung, die, wenn sie durchdrang, den Gegnern Wasser auf die Mühle liefern, vor allem aber Preußens Ansehen aufs schwerste schädigen mußte. Und gerade jetzt ward ihm Gelegenheit, mit sicherer und starker Hand in die Dinge einzugreifen. Er hatte zu gleicher Zeit zwei dienstliche Befehle erhalten, sich bei seinem Regiment zu stellen und zu der Einberufung der Kammern in Berlin zu erscheinen. Dieses Zusammentreffen nützte er, nach Berlin zu eilen und sich bei dem Kriegsminister Weisungen für sein Verhalten zu holen. Stockhausen traf er nicht. So war sein zweiter Gang zu dem Premierminister v. Manteuffel. Dieser wollte ihn unbedingt in Berlin behalten. Er brauchte ihn. Wenn einer, so war es Bismarck, der bei den Parteien der kriegerischen Stimmung mit Erfolg entgegenzuarbeiten vermochte. Er war dazu bereit und hat denn auch alles getan, die Stellung Manteuffels zu stärken. Aber er sah die Dinge doch ganz anders an als dieser. So wenig „der deutsche Schwindel und die Wut" auf Österreich nach seinem Sinne war,

in der kurhessischen Frage nachzugeben, hielt er für fehlerhaft und für Schwäche. Diese mußte vielmehr dazu benützt werden, Preußens Stellung im Norden zu befestigen. Hessen durfte nicht aufgegeben werden. Dies brachte ihn am 21. November in lebhaften Gegensatz zu General v. Gerlach. Mit der gleichen Heftigkeit, mit der er anderen gegenüber die Notwendigkeit des Friedens verteidigte, hat er sich mit ihm für die Notwendigkeit des Krieges unter gewissen Umständen — das heißt bei zu großer österreichischer Impertinenz — gezankt. „Wir wurden", so schreibt er an seine Frau, „beide sehr heftig. Gerlach nimmt die Sache rein juristisch und findet da das Recht bei Österreich. Wir können aber nicht leiden, daß hunderttausend Bayern und Österreicher zwischen unseren östlichen und westlichen Provinzen sich aufstellen." So stand Bismarck gewissermaßen zwischen den Schlachten, die freilich zunächst nur am grünen Tisch geschlagen wurden. Er war tief in die Verhandlungen verwickelt wie im Jahre 1848. Alles stand auf der Spitze, und jede Minute brachte ein anderes Bild. Am 24. glaubte er selbst, daß der Krieg unvermeidlich sei, und traf Sorge für seine Feldausrüstung. Am Nachmittag schien die Gefahr schon wieder geschwunden. Er war nun mit Gerlach wieder versöhnt und wirkte völlig in dessen Sinn. „Behalten wir Frieden," schreibt er selbst, „so hat mich Gott gewürdigt, nicht ohne Mitwirkung dabei zu sein, indem wieder, wie 48, Diplomaten und Minister in mir einen bequemen und inoffiziellen Vermittler finden, durch den es sich leichter unterhandelt als durch amtliche Noten." Aber er war auch selbst überzeugt von dem Segen seiner Mission. Er hielt den Krieg für einen schweren Fehler, der die Regierung wieder nach links geworfen hätte. Nach seiner Anschauung handelte es sich nur noch um militärische Etikettefragen. Und ein Krieg nur um solcher Gründe willen erschien ihm als Frevel, den man vor der Zukunft nicht verantworten könne. In der Hauptsache, der Zukunft Deutschlands, war man, wie er meinte, einig. Und um Lappalien sollten sich die Armeen Preußens und Österreichs nicht zerfleischen und die Geschicke Deutschlands dadurch in die Hände der Fremden legen, wie es bei einem Kriege zwischen Preußen und Österreich nie anders hätte sein können. Kurz, Bismarck sah in einem Kriege nur den Kampf für die Demokratie im Interesse des Ehrgeizes einzelner. Er war in tiefster Erregung: „Ich kann meine Tränen nicht halten, wenn ich denke, was aus meinem Stolz, meiner Freude, meinem Vaterlande geworden ist, das treue, tapfere, ehrliche Preußenvolk trunken gemacht mit dem Taumelkelch, den sie preußische Ehre nennen." „Ich kenne keine Ehre, die da anfängt, wo der gesunde Menschenverstand aufhört, hat Stockhausen einer hohen Person gesagt, die ihn schwer (!) beleidigte, und ich kenne keine Ehre, die darin besteht, daß man den Weg der Revolution mit Worten verdammt und mit Taten geht."



v. Bismarck-Schönhausen, ritterschaftlicher Abgeordneter der Provinz Sachsen im Jahre 1847.

Gezeichnet von Bürde. Lithographie von Mittag.



Phot. John Henle, Hamburg.

Bernhard v. Bismarck,
älterer Bruder des Fürsten.

Nach einem Gemälde in Friedrichsruh.

Freilich dieser Weg, den auch Bismarck als den richtigen erkannte, war der Gang nach Olmütz. Es war Manteuffel, der ihn gegangen ist, als er am 29. November 1850 die Punktationen unterzeichnete. An die Stelle der kriegerischen Entscheidung waren Unterhandlungen getreten, und diese bedingten an sich Preußens Nachgiebigkeit gegenüber den Forderungen Österreichs. Das war demütigend wie das kaudinische Joch, und Prinz Wilhelm hat es auch als solches empfunden. Aber zum Schaden Preußens ist es nicht durchschritten worden. Man hat mit Recht gesagt, die preußische Politik war in eine Sackgasse geraten. Oder um ein anderes Bild zu gebrauchen: sie hatte sich bei dem Streben nach jener Höhe, wo die deutsche Einheit glänzte, verstiegen und mußte zurück, oder sie geriet in Gefahr, von der steilen Wand in den Abgrund zu stürzen.

Schon waren die Kammern zusammengetreten, als das traurige Friedenswerk vollendet wurde. Die Zweite Kammer nahm dagegen scharfe Stellung. Und Georg v. Vincke ließ alle Minen springen gegen das Ministerium und sein Werk. Während Manteuffel selbst im Grunde nur sich persönlich verteidigte und meinte, er würde lieber da sein, wo Spitzkugeln fliegen, als da, wo spitze Reden fliegen, ging Bismarck in ganz anderer Weise vor zur Verteidigung der Olmützer Politik, freilich auch in ganz anderem Sinne, als sie von den Leitern der Regierung gemacht worden war. Er gab ein großartiges Bild von dem gewaltigen Kriege, der gegen zwei Kontinentalmächte hätte geführt werden müssen, während an der Grenze beuteluſtig die dritte rüstete, „die sehr gut wußte, daß im Dom zu Köln das Kleinod zu finden wäre, welches geeignet, die Revolution zu schließen und die dortigen Machthaber zu befestigen, nämlich die französische Kaiserkrone“. Aber dennoch würde er dazu raten, wenn ihm jemand die Notwendigkeit des Krieges beweisen und das Ziel zeigen könnte, das durch ihn erreicht werden soll, ohne ihn aber nicht erreicht werden kann. Und nun enthüllte er die ganze Größe seiner Auffassung, die ganze Richtlinie seiner eigenen großen Politik, die drei Kriege vorbereitet und zu glorreichem Ende geführt hat. „Die einzige gesunde Grundlage eines großen Staates, und dadurch unterscheidet er sich wesentlich von einem kleinen Staate, ist der staatliche Egoismus und nicht die Romantik, und es ist eines großen Staates nicht würdig, für eine Sache zu streiten, die nicht seinem eigenen Interesse angehört.“ Damit hatte er sich selbst aus jeder Parteilehre zu dem hohen Standpunkt echter Staatskunst emporgerungen, es aber auch den Gegnern unmöglich gemacht, gegen die Regierung und gegen ihn den preußischen Patriotismus und die preußische Waffenehre ins Feld zu führen. Preußens Ehre sah er darin, daß in Deutschland weder in dieser noch in irgendeiner anderen Frage etwas geschehe ohne Preußens Einwilligung und daß die beiden führenden Staaten das, was sie

für vernünftig und politisch richtig erkannt hatten, gemeinsam ausführten. Das war die Richtlinie, an der er vorläufig festhielt und die er zur rechten Zeit geändert hat. Denn das Endziel seiner Politik konnte sie ebensowenig sein, wie seine jetzige Auffassung der deutschen Frage das letzte Wort sein durfte. Sie hatte die Revolution veredelt, sie hatte in Frankfurt und überall in deutschen Landen eine Fülle von Ideen erweckt. Das Volk glaubte dem Ziel seiner Sehnsucht nahe geführt zu sein, die Höhle mit den Schätzen seiner Vorzeit schien ihm aufgetan. Doch durch Zauberkraft war die Türe wieder ins Schloß gefallen; es stand betäubt davor und hatte zu dem alten Sehnen nichts gewonnen als eine neue Enttäuschung. Aber der Deutsche hatte noch nie etwas gewonnen ohne das Schwert. Und die alte Sage von der Schlacht auf dem Walserfelde mußte in wundersamer Weise wahr werden. Schon jetzt hatten die beiden Staaten mit gezücktem Schwerte gegeneinander gestanden, um den Kampf um das Erbe der Revolution auszufechten. Und wenn die Streitenden noch einmal getrennt wurden, so zeigte sich doch schon, daß trotz Olmütz Preußen sein Recht gewahrt hatte. Es war allein fertig geworden mit seiner Revolution, Österreich nur mit Hilfe Rußlands. Wenn es den diplomatischen Sieg in Olmütz gewonnen hatte, so war doch nichts verloren, und Bismarck selbst hatte schon in seiner Rede vom 3. Dezember, die an sich eine Friedensrede gewesen war, doch auch gesprochen von der Möglichkeit eines Krieges um größere und wichtigere Dinge als um ein Phantom, wie es in seinen Augen die Unionspolitik gewesen ist. Freilich hatte Österreichs Unterhändler auf das Ziel hingearbeitet, Preußen machtlos auf ewig zu machen und sein Schwert gewissermaßen in der Scheide festzuschrauben. Aber auf Olmütz folgten die Verhandlungen in Dresden. So viel man preisgegeben hatte, an der Gleichberechtigung im Bunde hielt man fest, und daran scheiterten die österreichischen Pläne. So kehrte man zu den alten Grundlagen zurück, wenn auch Preußen sich bereit fand, durch ein Schutz- und Trutzbündnis Österreich für seine Stellung in Italien eine Gewähr zu geben. Das war kein glücklicher Gedanke gewesen und konnte verhängnisvolle Folgen nach sich ziehen. Dies zu verhindern, Preußen von diesen Verpflichtungen zu befreien, das war eine Aufgabe, die Bismarck zufiel, mehr durch seinen Willen und durch seine Tatkraft als durch die äußerlich gegebenen Verhältnisse. Doch auch diese haben ihn an einen Platz gestellt, wo er noch lernen, aber auch schon wirken konnte. Am 5. Mai 1851 erfolgte seine Ernennung zum Rat bei der preußischen Gesandtschaft am Bundestag in Frankfurt.

Am Bundestag

In der Session der Zweiten Kammer hatte Bismarck eine rastlose Tätigkeit entfaltet und dabei eine Umsicht und Schlagfertigkeit, aber auch eine Vertrautheit mit den verschiedensten Materien bewährt, die einer Regierung, die nicht blind war, den Gedanken eingeben mußte, diese junge Kraft im Staate selbst zu verwenden. Mit einer Landratstelle war es natürlich nicht getan, zumal der Name Bismarck ja schon einmal auf einer Ministerliste gestanden hatte. Auch daran hatte man gedacht, ihn als leitenden Minister nach Bernburg abzutreten, wo er, da der Herzog selbst krank war, in der Tat die Regierung des Ländchens zu führen gehabt hätte. Für Bismarck hatte dieser Plan viel Verlockendes. Liebe Erinnerungen spielten herein: dort war der Harz in der Nähe, und im Anblick der Berge, wo sein junges Glück begonnen hatte, mit der geliebten Frau zu leben, das war ein Gedanke, der ihm Freude machte. Aber er lehnte ab, weil der Minister Manteuffel Bedenken hatte und vor allem wohl Preußen nicht dieses Mannes berauben wollte, der sich treu und tapfer wie kaum ein anderer erwiesen hatte.

Bismarck wurde nur durch Pflichtgefühl in Berlin bei der Kammer festgehalten. Die Trennung von Frau und Kindern fiel ihm unendlich schwer, obwohl er sich auf dem Berliner Boden mit Gewandtheit bewegte und bald heimisch fühlte. Eine Fülle von Beziehungen wurde angeknüpft. Sein Name war stets in aller Munde, seine Reden erregten Aufsehen, seine Erscheinung imponierte. Auch bei der äußersten Linken hatte er Sympathien, und er hat es keineswegs verschmäht, mit den politischen Gegnern freundlichen Verkehr zu pflegen. Oft saß er mitten unter ihnen, und es machte einen seltsamen Eindruck, wenn sie aus ihren Bänken heraus von ihm angegriffen oder widerlegt wurden. Er war doch der Rückhalt seiner Partei, den sie stets vorschicken konnte, der in allen Kommissionen seinen Mann stellte und der wirklich arbeitete. Und so ist der Parlamentarismus für ihn das Sprungbrett geworden für die diplomatische Laufbahn, die der Traum seiner Jugend gewesen war und die ihm nun plötzlich wie ein Geschenk in den Schoß fiel. Nicht durch sein Zutun, nicht durch Intrige und Strebertum. Nichts lag ihm in dieser Zeit ferner als der Ehrgeiz, dem König anders zu dienen denn als „ein abgabenbewilligender Abgeordneter“. Seine Sehnsucht, als freier Mann auf der eigenen Scholle zu walten und zu schalten, hatte sich freilich in die Sehnsucht nach stetem Zusammensein mit Weib und Kind verloren. Wir finden sie in jedem Briefe widerklingen. Immer sind seine Gedanken bei ihnen in

Reinfeld, wohin sie während seiner Abwesenheit zu Johannas Eltern gegangen waren. Mit welcher Sorge durchlebt er die Tage, da die Kinder erkrankt sind. Ungeduldig wie ein Bräutigam erwartet er und fordert er Nachricht. Und wenn dann das genesene Töchterchen dem Briefe der Mutter ihre „eleganten Schriftzüge" beifügt, so versetzt ihn dieser Umstand in der Kammer „in eine vergnügtere Stimmung, als auf die Rednerbühne gehört". Die Sorge für die kleinen Lieblinge zieht sich wie der rote Faden durch sein ganzes Tagesleben. Dabei steht er im tiefsten seelischen Zusammenhang mit der geliebten Gattin. Es häufen sich die ernsten und heiteren Bekenntnisse seiner Liebe. „Laß Dich durch nichts irre machen in dem Glauben," schreibt er einmal, „daß ich Dich liebe wie einen Teil von mir, ohne den ich nicht leben mag; ich fürchte, ich würde nichts werden, was Gott gefällt, wenn ich Dich nicht hätte." Er setzt sie in Beziehung zu allem, was er erlebt. Kommt er vom Hofball heim, so schreibt er ihr: „Ich wollte, Du könntest den Weißen Saal in seiner feen- und riesenhaften Schönheit mit allen Säulen, Treppen, Springbrunnen, Blumen und fremden Bäumen und den tausend bunten Damen von oben ansehen bei einer solchen Gelegenheit; im Gewühl unten würde es Dir nicht gefallen, aber von oben gesehen, auf einem weichen Diwan unter Palmen und plätschernden Fontänen die Musik zu hören und das Wogen der Eitelkeit unter sich zu sehen, darin liegt Poesie." Und mit dem werdenden Frühling wächst seine Sehnsucht. Er sieht das Sprossen der Bäume und hört die Nachtigallen, die ihr Lied trotz der Menge singen, als wären sie allein im Park von Schönhausen. Und er besorgt ihr die Werke Eichendorffs. „Weißt Du," fügt er bei, „daß der Mann noch lebt? Laß es Deiner Begeisterung keinen Abbruch tun, daß er — Geheimer Regierungsrat ist." Das entspricht der Stimmung, in der er den Kammerherrntitel ablehnt, auf den er keinen Wert legt, „der Geld kostet und eine teure Uniform obendrein".

Und als nun die Ernennung nach Frankfurt erfolgt, da ist beiden mehr wehmütig als freudig zumute, vor allem ihm: „Mir ist, als sollten wir auswandern nach Amerika und von allem Lieben scheiden; denn, wer weiß, wann das Rad, das uns ergreift, uns wieder loslassen mag und wir wieder einen stillen Sommer auf dem Lande verleben." Und er läßt ihre Eltern um Verzeihung bitten, daß er ihr gemeinsames Stilleben so zerreiße. „Aber," so sagt er, „ich bin Gottes Soldat, und wo Er mich hinschickt, muß ich gehen, und ich glaube, daß Er mich schickt und mein Leben zuschnitzt, wie Er es braucht." Und er hatte sich auch keinen Augenblick besonnen, als des Königs Wahl auf ihn fiel. General v. Gerlach hielt die Ernennung für sein eigenstes Werk. Bismarck war damals wenigstens anderer Meinung und glaubte, daß sie auf die Initiative des Königs selbst zurückzuführen sei,

der ihn sogar unmittelbar zum wirklichen Bundestagsgesandten machen wollte. Aber sein Plan hatte viel Widerspruch gefunden und ist schließlich dahin abgeändert worden, daß der nach Petersburg ernannte Gesandte v. Rochow noch den Posten versehen und Bismarck ihn mit der Zusicherung begleiten sollte, sein Nachfolger zu werden. Ohne Zweifel war er, schon seinen ganzen Eigenschaften nach, die Persönlichkeit, den wichtigsten Posten der preußischen Diplomatie zu übernehmen und die Politik des Königs zu vertreten. Diesem lag daran, dort den Boden zu bereiten für ein enges Zusammengehen mit Österreich. Und Bismarck war durchaus gewillt, diese Richtlinien so lange einzuhalten, als es sich mit den Interessen Preußens vereinbaren ließ. Über diese dachte er freilich schärfer als der König. „Aber seinen Willen nach besten Kräften zu tun, bin ich entschlossen, und wenn mir Weisheit mangelt, werde ich Ihn bitten."

Wenn er vor seiner Ankunft in Frankfurt noch irgend welche Zweifel hegte in seine Kraft, so sind diese schon in den ersten Tagen geschwunden. Er fand sich leicht zurecht. Das Äußerliche war ja eine Formsache, die sich für ihn, den Weltgewandten, von selbst ergab. Aber seiner Sendung vollen Inhalt zu geben, das vermochte in der Weise, wie er es tat, doch nur er. Zunächst wurden seinem Tätigkeitsdrang durch Rochow noch feste Zügel angelegt, und auf die Dauer hätte er dies Verhältnis nicht ertragen. Denn Rochow faßte seine Stellung ziemlich engherzig auf und hätte, selbst ohne Initiative, seinem Legationsrat niemals die volle Bewegungsfreiheit gelassen, die für diesen die notwendige Grundlage für sein ganzes Wirken war. So hielt sich denn Bismarck zurück, empfand aber doch bald „das Drückende und Verletzende einer solchen Stellung". Auch langweilte er sich unglaublich, dachte wohl selbst an Rücktritt und schrieb an seinen Freund Gerlach: „Was vorgeht, das geschieht ohne mich, und ich habe die Empfindung eines Junkers in einer Sinekure, die drückendste, welche das konstitutionelle Gewissen eines abgabenbewilligenden Volksvertreters belasten kann." Aber gerade dieser Brief ist ein glänzender Beleg dafür, wie rasch Bismarck sich in die Frankfurter Verhältnisse eingelebt hatte und wie klar er Personen und Sachen durchschaute, wie sicher sein staatsmännischer Blick alle wichtigen Fragen durchdrang, die damals die deutschen Höfe beschäftigten, wie bestimmt er die Wege erkannte, auf denen sie gelöst werden konnten und mußten. Und obwohl er nicht einen Augenblick die ihm von seinem Minister empfohlene Zurückhaltung außer acht ließ, bewies er, daß diese Fluten, in die man ihn versetzt hatte, ihm ein vertrautes Element waren und daß er das Schwimmen ebensowenig zu lernen brauchte „wie ein junger Fisch". In wenigen Wochen hatte er die maßgebenden Persönlichkeiten studiert und vermochte sie trefflich zu beurteilen. Sein Augenmerk richtete sich sogleich auf die drei wichtigsten Punkte, den

Bundestag selbst, das Verhältnis zu Österreich und dasjenige zu den Mittel- und Kleinstaaten. Die Frankfurter Zentrale selbst hatte für ihn sofort jeden Nimbus verloren. Sie erschien ihm lediglich als eine zweckmäßige Handhabe für gewisse allgemeine polizeiliche und militärische Maßregeln. Preußen würde über kurz oder lang dahin kommen, auf eine organische Entwicklung deutscher Politik hinzuarbeiten und für diese mehr auf dem Wege der Sonderverträge innerhalb des durch die Natur angewiesenen geographischen Gebietes zu wirken. Denn der Bundestag selbst biete eher das Bild eines Krieges aller gegen alle, als das einer Verteidigung zu gemeinsamen Zwecken. Auch im Kampfe gegen die Demokratie erschien ihm Frankfurt durchaus entbehrlich. Ja selbst Österreich dünkte ihn nach dieser Richtung zu versagen. Es werde sich noch zeigen, wie wenig Schwarzenbergs System, über das er durch den Politiker Konstantin Frantz eingehenden Bericht erhalten hatte, den Namen eines konservativen verdiene. Dieser Brief war der erste Versuch, in das allzufeste Vertrauen des Königs und seines Ministers Bresche zu legen. Im übrigen schien es ihm wahrscheinlicher, daß Österreich Preußens, als daß Preußen Österreichs bedürfen werde. Und darum sei eine Verständigung über die beiderseitigen Interessensphären zu erreichen möglich, ohne daß man sich das Band des Bundestages noch enger zu schnüren brauche. Daß ein großer Teil der übrigen deutschen Staaten antipreußisch sei, verhehlte er sich nicht. Aber gerade ihnen gegenüber hielt er die Beschäftigung mit den deutsch-materiellen Fragen für äußerst wertvoll. Und „diejenige Stelle," meint er, „die darin die Initiative ergreift, sei es der Bundestag, der Zollverein oder Preußen allein, wird einen großen Vorsprung in den Sympathien der Beteiligten haben, denn die Sachen ‚quae numero et pondere dicuntur' sind der Mehrheit der Deutschen wichtiger als Ihnen und mir, und wenn ich auch eine Gleichheit von Maß, Gewicht, Wechselrecht und dergleichen Schnurrpfeifereien nicht sehr hoch anschlage und für schwer ausführbar halte, so sollte man doch den guten Willen zeigen und zu Ehren des Handwerks etwas damit klappern, und das mehr von preußischer als von bundestäglicher Seite". Das alles waren Wege, die er wies und die er selbst gegangen ist.

Zu Anfang Juli kam Prinz Wilhelm von Preußen nach Frankfurt. Er begrüßte den jungen Legationsrat sehr freundlich. Denn seine persönliche Hochschätzung für den tapferen Verteidiger des Königtums hatte auch durch dessen Eintreten für die Olmützer Politik nicht gelitten, obschon die Stellung zu dieser leidigen Frage für ihn maßgebend war. Wer mit ihm gehen wollte, der mußte Olmütz als Schmach empfinden. Daher ist auch wohl das Mißtrauen herzuleiten, das er dem Herrn v. Rochow gegenüber bei der Fahrt zum Hotel durch die Frage geäußert hat: „Und dieser Landwehrleutnant

Malwine v. Arnim, geb. v. Bismarck, 1848.

(Die Schwester des Fürsten.)

soll Bundestagsgesandter werden?" Ein Frage, die Rochow in sehr bejahendem Sinne beantwortet hat, wie denn auch das Urteil, das er über Bismarck nach Berlin schrieb, ein glänzendes war. Er meinte sogar, „daß eine solche hervorragende Persönlichkeit für den Frankfurter Posten zu gut sei, insofern nämlich so bewährte Eigenschaften mehr für ein tatkräftiges Einschreiten, für eine höchste Stelle im Innern des Vaterlandes berufen zu sein scheinen". Am 15. Juli erfolgte denn auch seine Ernennung zum endgültigen Nachfolger Rochows. Sie erregte begreifliches Aufsehen, und die Gegner ließen es nicht an feindseligen und selbst verletzenden Kundgebungen fehlen. Äußerlich blieb Bismarck dabei kalt, aber innerlich empfand er sie mit tiefem Groll.

Im übrigen hatte er sich in Frankfurt gut eingelebt. Die Schönheit des Landes tat ihm wohl, und er genoß den Rhein in seiner naturfreudigen Weise. Da ist er der Alte, wenn er im Kahn hinabfährt gegen Bingen und im Mondschein bis zum Mäuseturm schwimmt, oder wenn er in Heidelberg mit alten Freunden zusammentrifft und an den Stätten, die er auf der Hochzeitsreise besucht hatte, der fernen Gattin gedenkt. Er ist von erstaunlicher Beweglichkeit. Überall weiß er sich glänzend einzuführen. Auch der alte Fürst Metternich, dem er auf Schloß Johannisberg seinen Besuch macht, ist entzückt von dem jungen Diplomaten, so daß Graf Thun ihn erstaunt fragte: „Was haben Sie nur dem alten Fürsten angetan, der hat ja in Sie wie in einen goldenen Kelch hineingesehen und gemeint: ‚Wenn Sie mit dem nicht zurecht kommen, so weiß ich wirklich nicht.'"

Diese Begegnung war für Bismarck gewiß interessant, und es freute ihn, den Mann kennen zu lernen, der jahrzehntelang die Geschicke Deutschlands am Gängelbande geführt hat. Der Fürst ist denn auch merkwürdig aus sich herausgegangen und hat geradezu seine eigene Haltung gegen Preußen verleugnet, indem er das schicksalsvolle Wort sprach, Preußen sei kein saturierter Staat und es liege in Österreichs Interesse, daß es saturiert werde. Denn dann werde es imstande und geneigt sein, aufrichtig und ohne Rivalität mit Österreich zu gehen. Der Gedanke lag freilich in der Luft. Auch Napoleon hat ihn, wenige Jahre später, Bismarck gegenüber ausgesprochen und zu seiner Erfüllung gewissermaßen die Hand geboten. Sonst gab ja Bismarck auf derartige Äußerungen nicht viel. Er stand sofort über dem diplomatischen Spiel, wie es beim parlamentarischen geschehen war. Denn auch seine an sich niedrig eingestellten Erwartungen wurden noch enttäuscht. War er doch kaum acht Tage in Frankfurt, da hat er schon an seine Frau geschrieben: „Ich habe nicht gezweifelt, daß sie mit Wasser kochen; aber solche nüchterne, einfältige Wassersuppe, in der auch nicht ein einziges Fettauge zu spüren, überrascht mich." „Es sind lauter Lappalien, mit denen sich die Leute quälen, und

diese Diplomaten sind mir schon jetzt mit ihrer wichtigtuenden Kleinigkeitskrämerei viel lächerlicher als der Abgeordnete der Zweiten Kammer im Gefühl seiner Würde." Doch nun war er selbständig, und am 27. August erfolgte seine Einführung in den Bundestag. Da wurden sogleich die Rollen gewechselt. Nicht er war mehr der „Zögling", sondern er übernahm die Rolle des Erziehers und des Lehrmeisters. Und zwar im buchstäblichen Sinne des Worts. Sein erster Schüler war der k. k. Präsidialgesandte Graf Thun. Dieser hatte auch in dem äußeren Benehmen gegen den bisherigen preußischen Vertreter die Konsequenzen von Olmütz gezogen, und Rochow hatte das Benehmen des Grafen ruhig über sich ergehen lassen. Bismarck war nicht gewillt, dies weiterhin zu dulden. Zwar nahm er diese äußeren Dinge nicht tragisch. Er beobachtete, wie er mit viel Humor an Manteuffel schrieb, dieses seltene Exemplar von Diplomat mit der Ruhe des Naturforschers und schmeichelte sich, zu dessen gesellschaftlicher Glättung wenigstens in dessen Haltung gegen ihn schon einiges beigetragen zu haben, ohne daß ihr gegenseitiges Verhältnis den freundschaftlichen und vertraulichen Charakter verloren hätte. Graf Thun hatte die Gewohnheit, diplomatische Besuche sitzend und mit brennender Zigarre zu empfangen. Das gleiche tat er bei Bismarck. Dieser aber ließ sich nicht aus der Fassung bringen, sondern zündete sich ruhig eine Zigarre an und setzte sich. Auch in den Sitzungen beanspruchte Thun für sich allein das Vorrecht des Rauchens, während die übrigen Gesandten ganz im Geiste des alten Regensburger Reichstags es schweigend anerkannten. Bismarck war so keck, gleichfalls zu rauchen und damit schon zu Anfang in die ehrwürdigen Gepflogenheiten des Bundestags eine starke Unruhe zu bringen. Er hat noch im Jahre 1870 mit anmutigem Humor erzählt, wie dieser „Sitte Bruch" auf die übrigen Gesandten gewirkt hat, wie sie allmählich nach vorheriger Anfrage bei ihren Höfen es ihm nachmachten, so daß sich ein förmliches Tabakkollegium entwickelte. Auch gegen die übrigen gesellschaftlichen Verstöße Thuns führte er Krieg, und als ihm der Zustand unleidlich wurde, stellte er ihn ernstlich zur Rede und erzielte eine volle Wandlung des seltsamen Herrn. Als er aber von einem der Kollegen den Auftrag erhielt, jenem eine Forderung zu überbringen, legte er die Sache auf gütlichem Wege bei, obschon der andere Weg „pikanter" gewesen wäre.

Es war System in dem Verhalten beider. Bismarck erkannte sofort, daß Thuns Verstöße gegen die gesellschaftlichen Formen tiefere Bedeutung hatten und darauf ausgingen, den österreichischen Vorrang in jeder Beziehung zu zeigen. Aber da fand er in Bismarck den gewandten Gegner. Dieser war darauf bedacht, auch äußerlich die volle Gleichstellung der beiden Staaten darzutun. Nachdem seine endgültige Ernennung erfolgt war, traf er alle Vor-

kehrungen zu einer seiner Stellung würdigen Repräsentation. Er mietete eine in der Bockenheimer Straße gelegene, Rothschild gehörige Villa, und als diese eingerichtet war, holte er Anfang Oktober die Gattin heim. Die Freude, nun endlich wieder dauernd mit seiner Familie vereinigt zu sein, tritt auch in seiner Korrespondenz mit dem Minister in warmer Weise zutage. Und kaum war die anmutige Hausfrau in das neue Heim eingezogen, so öffneten sich dessen gastliche Pforten. Der Geburtstag des Königs am 15. Oktober gab zu einer Festlichkeit Gelegenheit, deren Glanz das Tagesgespräch des eleganten Frankfurt bildete. Er hatte es sich nicht nehmen lassen, den Tag durch einen Gottesdienst in der deutsch-reformierten Kirche zu verherrlichen und bei der Feier des 29. Füsilierregiments zu erscheinen, wo ein Unteroffizier ein warmherziges Hoch auf Seine Exzellenz den Herrn Landwehrleutnant v. Bismarck ausbrachte. Das Regiment hing an ihm. War es doch sein erstes gewesen, für bessere Equipierung desselben zu sorgen, damit es der österreichischen „Elitetruppe" nicht nachstehe, und für die Offiziere, die auf Frankfurts teurem Pflaster große Ausgaben für Repräsentation hatten, eine Zulage zu fordern. Sein Haus aber ward nun der Mittelpunkt der Gesellschaft und deren Kreis durch die künstlerischen Elemente Frankfurts wie der benachbarten Städte erweitert. Die Musik fand durch das feinsinnige Verständnis der Gemahlin eine warme Pflege und der Hausherr selbst seine Erholung darin wie in den zahlreichen Reisen in die Umgegend. Es war ihm eine Freude, der geliebten Gefährtin die schöne Landschaft des „glückseligen Westens" zu zeigen. Die Kunde von der hervorragenden Rolle, die die junge Exzellenz in Frankfurt spielte, drang bald nach Berlin, und der freundliche Graf Stolberg kam, um mit eigenen Augen zu sehen. Er war des Lobes voll, da er zurückkehrte und dem Hofe Bericht erstattete. Dabei unterließ es Bismarck nicht, seinen Untergebenen nach guter pommerscher Junkersitte ein Fest zu geben. In allem der echte Edelmann, der wußte, wie sehr der Glanz des eigenen Hauses zurückwirkte auf seine politische Stellung. Die war freilich keine leichte. Und nicht bloß wegen der Gegner. Die fast dogmatische Meinung des Königs und seiner Vertrauten, daß Preußens Stellung und Geltung auf dem guten Verhältnis zu Österreich beruhe, erschwerte ihm am Anfang manchen Schritt. Wir wissen, auch er war gewillt, diese Linie festzuhalten, so lange sich Preußen nichts vergab. Aber er sah hier mehr, als die Herren in Berlin sehen konnten und zunächst auch wollten. Auf Schritt und Tritt begegnete er Intrigen und den Versuchen, Preußen zurückzudrängen. Es waren ja zunächst kleine und kleinliche Fragen. Aber das Prestige hing doch von ihrer Lösung ab. Und darum griff Bismarck mit einer Energie und doch mit einer unangreifbaren Klugheit durch, die

rasch die Wirkungen dieser Machenschaften zerstreuten, mochte es sich nun um die Truppen zum Schutze des Bundestags handeln, über die sich Österreich die Führung gewinnen wollte, schon um den Vertretern der Kleinstaaten zu zeigen, daß es über preußische Soldaten ebenso verfügen könne wie über die übrigen Kontingente, oder um die Protokollführung und die Veröffentlichung der Niederschriften. Denn Bismarck war in dieser Beziehung auf unbegreifliche Mißstände gestoßen, die er freilich in rücksichtsloser Weise beseitigte, zumal die Veröffentlichung zu Kundgebungen gegen Preußen benützt worden war, vor allem gegen dessen Handelspolitik, ein Gebiet, auf dem man diesem Staate am meisten schaden konnte. Bismarck ließ dagegen alle Minen springen und die preußische Presse zur Beleuchtung der bundestäglichen Politik arbeiten, so daß Graf Thun bald mit Schrecken in den Artikeln Bismarcksche Ausdrücke wiedererkannte. Es kam zu einer äußerst erregten Auseinandersetzung, in der Thun sogar von seiner Abberufung sprach, aber doch erklärte, daß ihm bei den etwa Preußen unangenehmen Veröffentlichungen jede Absicht ferngelegen habe. Denn auch er sei von der Notwendigkeit des Zusammengehens mit Preußen überzeugt und durchdrungen von der Fruchtlosigkeit aller Bestrebungen, denen diese Grundlage fehle. Da nahm Bismarck in seiner liebenswürdigen Weise der Sache jede persönliche Spitze, indem er erklärte, daß die Differenz zwischen den Kabinetten liege und auch dort keine willkürliche, sondern eine durch die geschichtlichen und politischen Verhältnisse gegebene sei. Aber es habe den Anschein, als ob man in Wien weniger von der Notwendigkeit des Zusammenwirkens überzeugt sei als er selbst. Und so träten denn die üblen Folgen dieser Erscheinung auch hier hervor. Wenn man aber seinen Staat am Bundestage überstimmen, ja den Bundestag zu einer Preußen tyrannisierenden Behörde ausbilden wolle, so werde man diesem letzten Bande deutscher Einheit ein Gewicht anhängen, das zu tragen es unvermögend sei.

So brachte er alles in Beziehung zu der großen Frage. Graf Thun mußte erkennen, daß hier die kleinen Nadelstiche ebenso versagten, wie die Versuche, diesen Staat politisch zu beugen. Das war vorläufig ein Vorteil. Noch besser aber war es, daß man in Berlin allmählich einsah, wie sehr allzu weitgehende Nachgiebigkeit das Verhältnis verschlimmere und dem eigenen Staate schädlich sei. Das war schmerzlich, um so mehr, als man an dem Zusammengehen mit dem Kaiserstaate, freilich mehr aus inneren Gründen, festhalten wollte. Denn gerade diejenigen Kreise, denen Bismarck nahestand und die seine Sendung nach Frankfurt bewirkt haben wollten, arbeiteten an nichts Geringerem als an einem Verfassungsbruch. Weniger die Furcht vor einer neuen Revolution als rein reaktionäre Absichten zeitigten dieses Projekt, dem auch die Minister eine Zeitlang geneigt waren. Bismarck ward

durch General v. Gerlach von diesem unheilvollen und die Ehre des Königs gefährdenden Plane unterrichtet. Man rechnete unbedingt auf seine Mitwirkung als Mitglied in der Zweiten Kammer, in die er im Oktober 1851 von seinen Brandenburgern wiederum gewählt worden war. Er machte zwar keinen Gebrauch von dem Mandat, aber er hatte seine Gründe, sich seinen Einfluß im Parlament gleichsam in Reserve zu halten. Es ist fraglich, ob er früher, etwa nach der Session von 1850, zu einem Gewaltstreich bereit gewesen wäre. In Frankfurt aber hatte sich sein Sinn gewandelt. Er hatte erkannt, daß man die Mächte der Tiefe nicht mehr zu fürchten brauche, die Verfassung sich aber bewährt habe, zumal ihre Auslegung völlig in der Hand des Königs und seiner Ratgeber lag. Sie war nach seiner Meinung das Gefäß, dem die Persönlichkeiten den Inhalt gaben. Darum schien ihm ein Verfassungsbruch weder wünschenswert noch notwendig. Er vermied es, mehr zu sagen. Aber er erklärte: „Die Regierungsgewalt ist in Preußen, sobald nur Krone und Minister einig sind, stärker und fester als in irgend einem Lande der Welt; so lange Seiner Majestät der Entschluß zum Befehlen nicht abgeht, wird die Neigung zu gehorchen auch da sein, 1852 nicht weniger als heute." Es war für ihn nicht leicht, diesen Standpunkt gerade jener Gruppe gegenüber zu vertreten, mit der er durch Gesinnung und durch persönliche Beziehungen so eng verwachsen war. Mußte er sich doch selbst gegen seinen Minister stellen. Aber er hatte schon früher über jeder Parteidoktrin gestanden, sobald es das Machtinteresse des Staates gegolten hatte. Und jetzt noch mehr. Er übersah die Lage Preußens ganz anders als früher. Und sein späteres Wort: „Ich habe in Frankfurt im Amte erkannt, daß viele der Größen, mit denen meine Erfurter Politik gerechnet hatte, nicht existierten", darf man auch auf die Revolution anwenden. Sie hatte für ihn nicht nur alle Schrecken — diese hatte sie für ihn nie gehabt —, sondern auch alle Bedeutung verloren. Er rechnete sie zu den imaginären Werten: sie war für ihn zur Idee geworden. Und diese schien ihm, wenn er auch wie kein anderer Staatsmann philosophisch zu denken vermochte, für den Staatsmann bedeutungslos. So hat er die Berliner Kreise durch seinen klaren Widerstand von einem Schritte abgehalten, den er jetzt für nichts anderes gehalten hätte als für eine Donquichotterie. Er war eben nach innen und außen der Realpolitiker. Das hat er besonders auch in einer Sache bewiesen, die damals den Deutschen tief ans Herz gewachsen war und in der sie doch eine große, schmachvolle Enttäuschung erlitten haben: in der deutschen Flottenfrage. Es war Bismarcks Schicksal, daß er in fast allen Fragen, die dem deutschen Volke nahegingen, eine dessen Wünschen entgegengesetzte, ja fast feindliche Rolle spielen mußte, um sie dann selbst in groß-

zügiger Weise zu lösen. Aber aus diesem letzten Zeugnis des deutschen Einheitstraums von 1848 war eine Geldfrage und schließlich eine Machtfrage geworden, die Österreich und seine Gefolgschaft gegen Preußen ausspielen wollten. Bismarck hätte gern diese Schöpfung der Revolution gerettet, vorausgesetzt, daß es ihm gelang, die daraus zu bildende Nordseemarine mit der preußischen Marine in Verbindung zu bringen, so daß Preußen dabei der gemeinsame Kriegsherr wurde. Das war aber unter den damaligen Verhältnissen nicht möglich. Im Gegenteil. Es bestand Gefahr, daß man auf Preußens Kosten diese Schiffe unter den Einfluß der anderen stellte. Er hat versucht, die Angelegenheit mit Österreich allein zu ordnen und den Bundestag auszuschalten. Aber auch dieser Plan scheiterte. Da verlor er fast die Geduld. „Was hier gelogen und intrigiert wird, den Rhein auf und ab, davon hat der ehrliche Altmärker keine Vorstellung." Und er sah keinen Ausweg als „Repressalien". Und so hemmte er mit allen Mitteln den Versuch einer Anleihe, mit dem sich der Bundestag in seiner Abwesenheit an das Haus Rothschild gewandt hatte. Es ist bezeichnend, wie niedrig er die Autorität des Bundestags einschätzte, daß er eine direkte Warnung an Amschel Rothschild gelangen ließ, auf dies Geschäft nicht einzugehen. Preußen würde ihn für seine etwaigen Verluste zur Verantwortung ziehen.

So suchte er den Gegnern durch seine Gegenmaßnahmen den Boden unter den Füßen zu entziehen. Bei ihm handelte es sich nicht um die paar Schiffe, nicht um die Flottenschwärmerei, sondern um das Ansehen Preußens. Denn dessen Stellung war nach seiner Anschauung unhaltbar, solange die Bundesversammlung wohl begründete Rechte Preußens „um eines so unbedeutenden Zweckes willen" verkannte. Aber er ließ sich nicht aus der Fassung bringen und wollte durch demonstratives Fernbleiben die Herren einschüchtern. Doch noch einmal schien die Frage einen günstigen Ausgang zu nehmen. Die Geldnot drängte zur Entscheidung, und da wollte Bismarck durch Schaffung eines Bundes der deutschen Seeuferstaaten der heimatlosen Flotte einen Herrn schaffen. Hannover sollte diesen Gedanken anregen. Dabei wird er sogar ein wenig warm. „Ich würde", meinte er, „es als einen großen Erfolg unserer deutschen Politik betrachten, wenn die Flottenfrage unter preußischer Anleitung in kurzer Frist und in einer Weise geschlichtet werden könnte, welche der über den Wert des Gegenstandes hinaus lebendigen Teilnahme der öffentlichen Meinung entspräche." Er war durchaus nicht blind gegenüber dieser Macht, und er schlug den Wert der Flotte als Mittel gegen die Plackereien von Griechenland, Portugal oder einer südamerikanischen Republik keineswegs gering an. Aber auch dieser glänzende Plan scheiterte. Die Flotte war verfallen. Im Frühjahr 1852 kam sie unter den Hammer.

Hannibal Fischer hat die öffentliche Versteigerung vollzogen. Ganz Deutschland war aufs tiefste empört, da es dieses Symbol seiner Einheit verschwinden sah, da die Flagge gesenkt werden mußte, der freilich England in übermütigem Hohn die Anerkennung versagt hatte. Doch hat Bismarck bedauert, daß Preußen sich nicht entschließen konnte, die Dampferkorvetten zu kaufen.

Aber er hatte nicht Zeit und auch nicht Lust zur Trauer. Eine andere Frage beschäftigte ihn, die für Preußens Stellung in Deutschland von schicksalsvoller Bedeutung war: die Neuordnung des deutschen Zollwesens. Bismarck hatte schon in den ersten Wochen seiner Frankfurter Tätigkeit ausdrücklich betont, wie notwendig es sei, sich beizeiten mit den deutschen materiellen Interessen zu befassen. Es ist keine Frage, daß sich der preußische Staat gerade durch seine Zollvereinspolitik jene Stellung in Deutschland geschaffen hat, die auch durch die Revolution und Olmütz nicht erschüttert worden ist. Das Wort König Ludwigs I. von Bayern: „Preußen ist ein Blitz, der mitten durch Deutschland hindurchfährt" kennzeichnete die Bedeutung des Zollvereins in geradezu prophetischer Weise. Wie man sich auch in Süddeutschland zu Preußen stellen mochte, der Zollverein wurde als eine segensreiche Einrichtung empfunden, und zwar von den Regierungen nicht minder als von den weitesten Schichten des Volkes. Es war klar, daß die Schwarzenbergische Politik dieses mächtige Gebäude in seinen Grundfesten erschüttern und zum Einsturz bringen wollte, um an seine Stelle ein anderes zu setzen, das den weitgehenden wirtschaftlichen Bedürfnissen des österreichischen Gesamtstaats Rechnung trug, aber auch seinen Einfluß auf die deutschen Mittelstaaten verstärkte. Daher hatte man schon in Dresden die Forderung gestellt, daß die Zollgesetzgebung dem Bundestage zugewiesen werden solle. Und auch in Frankfurt hatte man bereits die Frage ins Rollen gebracht. Der Augenblick war günstig. Am 31. Dezember 1853 lief die zwanzigjährige Frist ab. Es galt, die ruhige Erneuerung zu verhindern und entweder den Zollverein zu sprengen oder den Eintritt der Donaumonarchie zu erzwingen. Aber auch Preußen traf seine Vorkehrungen. Schon am 7. September 1851 schloß es mit Hannover und den übrigen Staaten des sogenannten „Steuervereins", Braunschweig, Oldenburg und Schaumburg-Lippe, freilich mit weitgehenden Zugeständnissen, einen Vertrag, wonach diese mit dem 1. Januar 1854 dem Zollverein beitreten würden. Das war ein gutes Stück vorwärts, mußte aber Österreichs Bestrebungen und die Unruhe und Eifersucht der alten süddeutschen Mitglieder steigern. Darin lag eine Gefahr, da ja durch die notwendige Kündigung des Zollvereins die Maschen des alten Netzes gelöst und Österreich ein Eingreifen in dieselben möglich gemacht werden mußte. Das Bekanntwerden des ganz im geheimen abgeschlossenen Septembervertrags brachte deshalb Wien

und die übrigen Höfe in ſtarken Aufruhr. „Die Rache für Olmütz“ nannte Graf Beuſt dieſen Schritt Preußens, den Schwarzenberg mit einer mehr als unpaſſenden Note beantwortete. Aber Berlin ging entſchloſſen vorwärts und kündigte bereits am 11. November den Zollverein mit dem Bemerken, daß es zur Erneuerung auf Grund des Vertrages mit Hannover bereit ſei. Man lud die Vertreter zu dieſem Zweck für den 1. April 1852 nach Berlin. Schwarzenberg kam dem zuvor und ſetzte eine Verſammlung für den Januar in Wien an. Bismarck war alſo mit ſeiner Ernennung ſogleich vor eine Frage von entſcheidender Bedeutung geſtellt. Er hatte in Frankfurt Gelegenheit, die Feindſeligkeiten Öſterreichs zu beobachten und, wie das ſeine Art war, ſogleich zu parieren. Seine Ratſchläge gingen nach Berlin und fanden dort volles Verſtändnis. Er hegte von Anfang an wenig Beſorgnis, daß Wien ſein verderbliches Werk gelingen werde, vorausgeſetzt, daß man feſt bliebe. Es kümmerte ihn nicht, daß die Mittelſtaaten in Darmſtadt tagten und gegen Preußen Stellung zu nehmen ſich anſchickten. Denn dieſe wurden durch die Nachricht von dem plötzlichen Tode Schwarzenbergs am 5. April 1852 aufgeſchreckt. Das bedeutete zwar keine Änderung des Wiener Syſtems, denn des Fürſten Nachfolger, Graf Buol v. Schauenſtein, war deſſen getreuer Schüler und Nachbeter, aber doch nicht Schwarzenberg ſelbſt. Bismarck glaubte, daß man den Abtrünnigen Zeit laſſen müſſe, ſich langſam zu faſſen und zur alten Fahne zurückzukehren, die ſie ja trotz der Verheißung trügeriſchem Klang von ſeiten des Kaiſerſtaates nicht gerne verließen. Dagegen meinte er, daß die Hoffnungen der Darmſtädter Konvention nur dann ſich vereiteln ließen, wenn Preußen jetzt direkte Verhandlungen mit Wien anknüpfte. Und das iſt geſchehen, allerdings unter anderen Vorausſetzungen und Abſichten. Aber der Unterhändler war kein anderer als Bismarck ſelbſt. Nach langen Vorbeſprechungen in Berlin wurde er als Stellvertreter des Grafen Heinrich v. Arnim am 8. Juni nach Wien geſandt. Er hatte einen Brief des Königs an den Kaiſer perſönlich zu überbringen, im übrigen ging ſeine Weiſung dahin, ſtatt des Eintritts in den Zollverein einen Handelsvertrag vorzuſchlagen. Er ſollte dabei bemüht ſein, die Beziehungen ſo freundlich wie möglich zu geſtalten, und jede überflüſſige Spannung heben, jedenfalls aber verhindern, daß die aus der Zollfrage ſich etwa ergebenden Zwiſtigkeiten auf die allgemeinen Beziehungen beider Staaten ausgedehnt wurden. Er hatte von Anfang an keine Hoffnung, in der Zollvereinsfrage einen Erfolg zu erzielen. Und auch in Berlin hat man einen ſolchen nicht erwartet. Man wollte im Grunde nur den übrigen Staaten zeigen, daß man den beſten Willen gehabt habe, mit Öſterreich zu gutem Ziele zu kommen, daß aber alle Bemühungen an deſſen hartnäckigem Standpunkt geſcheitert ſeien. Es iſt ſpäter

Phot. John Thiele, Hamburg.

Bismarck als Bundestagsgesandter 1858.

Nach dem Gemälde von Jakob Becker.

bekannt geworden, daß der König seinen Bundestagsgesandten deshalb ausgewählt hat, weil er ihn für den Wiener Botschafterposten ausersehen hatte. Damals hatte dieser keine Ahnung von den geheimen und für ihn so ehrenvollen Absichten seines Königs, die ihn übrigens kaum befangener gemacht hätten. Aber wertvoll war für ihn der Aufenthalt am Kaiserhofe jedenfalls. Er lernte mit seinem Scharfblick die ganze Lage durchschauen, und seine Menschenkenntnis vermochte sich über die maßgebenden Persönlichkeiten in der kurzen Zeit glänzend zu orientieren. Vor allem fühlte er auf den ersten Blick, daß dem Grafen Buol jede Geschäftskenntnis und Geschäftsgewandtheit fehlte und daß er sich auf dem Boden der zu führenden Verhandlungen mit der vollen Unsicherheit des Neulings bewegte. Ganz anders Bismarck. Er war ebenso offen und entgegenkommend, so gefällig in der Form wie fest in der Sache. Er wich nicht einen Schritt zurück. So fand er in allen Kreisen des Hofes, mit Ausnahme des Auswärtigen Amtes, vollen Anklang. Zumal die höheren Offiziere kamen ihm mit großer Wärme entgegen. Man hielt mit der gereizten Stimmung gegen das ganze Schwarzenbergische System und mit äußerst herben Urteilen über die herrschenden Verhältnisse nicht zurück. Ganz anders natürlich Buol und die um ihn. Wenn Bismarck mit voller Absicht die wirtschaftlichen Interessen taktvoll aus den politischen herausschälte und die Möglichkeit eines einträchtigen Zusammengehens in den übrigen Fragen betonte, faßten jene die Zollvereinssache ausschließlich von der politischen Seite an und kamen gerade dadurch, während sie sehr offensiv vorgingen, unwillkürlich in die Defensive. Daran vermochte die persönliche Begegnung mit dem jungen Kaiser nichts zu ändern, so bedeutungsvoll sie für die Zukunft gewesen ist, weit über Gastein und 1866 hinaus bis in die Zeiten hinein, da Bismarcks Hand das feste Band zwischen den beiden Häusern Zollern und Habsburg schlang, die er durch Zwiespalt und Kampf hinweg zu jener festen, einer Welt in Waffen sich entgegenstellenden Freundschaft geführt hat. Der Eindruck, den Bismarck von dem jungen Kaiser gewann, war ein tiefer und schöner. Schon was er über ihn hörte, machte auf ihn Eindruck: eine eiserne Pflichterfüllung, die äußersten Anforderungen an sich selbst, ebenso aber an die anderen stellend, starkes Selbstbewußtsein und Drang nach selbständiger Entscheidung. Dabei immer verbindlich in der Form und von großer Wahrhaftigkeit. Und dieser günstige Eindruck wurde noch verstärkt durch die persönliche Begegnung. „Der junge Herrscher", so schrieb er von Ofen aus an Gerlach, „hat mir einen sehr angenehmen Eindruck gemacht: zwanzigjähriges Feuer, gepaart mit der Würde und Bestimmtheit eines reifen Alters, ein schönes Auge, wenn es lebhaft wird, und ein gewinnender Ausdruck der Offenheit, namentlich beim Lächeln. Wenn er nicht

Kaiser wäre, würde ich ihn für seine Jahre etwas zu ernst finden. Die Ungarn sind begeistert von dem nationalen Akzent, mit dem er ihre Sprache redet und von der Eleganz, mit der er reitet." Der Gattin gegenüber ergänzt er das Bild: „Er kann sehr gewinnend sein, das habe ich gesehen, ob er es immer will, weiß ich nicht, er hat es auch nicht nötig. Jedenfalls ist er für dieses Land gerade, was es braucht, und mehr als das für die Ruhe der Nachbarn, wenn ihm Gott nicht ein friedliebend Herz gibt."

Die Reise nach Ofen und der Aufenthalt in Ungarn, das er auf einem mehrtägigen Ausfluge kennen lernte, war für ihn ein idyllisches Intermezzo, dem er sich mit poetischem Behagen hingab. Die Dampferfahrt von Wien nach Ofen, wo ihn die Landschaft anmutet wie Odenwald und Taunus nahe aneinandergerückt, das Volksfest bei der „schönen Schäferin", einem romantischen Punkt, den Blick vom hochgelegenen Ofener Schloß, wo ihn der Kaiser einquartiert hatte, seinen Ausflug nach der Pußta — das alles schildert er in seiner feinen, anschaulichen Weise. Man liest aus allem die gute Laune, zu der freilich Graf Buol am wenigsten beigetragen hatte. Dazu kam, daß Bismarck bei seiner Rückkehr nach Wien die bestimmte Nachricht erhielt, daß Hannover im Begriff war, vom Septembervertrag zurückzutreten. Aber das bestärkte ihn nur in seiner festen Haltung, die er von Anfang an gegenüber Graf Buol eingenommen hatte, mochte dieser von der politischen Unzulässigkeit eines Handelsvertrags sprechen, bei dem Österreich sich selbst als Ausland betrachten müßte, oder von der Unmöglichkeit, durch einen solchen Schritt seinen berechtigten politischen Einfluß auf Deutschland aufzugeben. Auch der Vorwurf, Preußen trage durch seine Politik die politische Zersetzung nach Deutschland hinein, ließ ihn völlig kalt. Er wies nur darauf hin, daß Preußen es müde sei, Pflichten für Deutschland zu erfüllen. Das sei ein undankbares Geschäft, von dem es völlig zurückgekommen sei. Es wolle nichts anderes, als seinen finanziellen und wirtschaftlichen Haushalt bürgerlich und praktisch regeln. Seine Tür stehe den Willigen offen, aber es werde keineswegs entgegenkommend um jene werben, die außerhalb dieser Richtung lägen. Aber sie hätten Österreich gegenüber völlig freie Hand, wenn ihre Interessen sie dahin zögen.

Diesen klaren Worten gegenüber, in denen er seine Politik gewissermaßen zur Sentenz gemünzt hatte, versagte Buols staatsmännische Weisheit völlig. Er vermochte Bismarck nicht aus dieser sicheren Stellung herauszulocken oder zu drängen, und es ist bezeichnend für seinen ohnmächtigen Grimm, daß er von den bitteren Beschwerden Thuns über Bismarcks Abwesenheit von Frankfurt sprach, die diesem den willkommenen Anlaß boten, „sich der Mühe eines Ausflugs nach Frankfurt zu unterziehen", den Buol in seinem schlecht verhehlten Unmut wünschte.

Die Mission war also gescheitert. Aber das war ja im Grunde ihr Zweck

gewesen, und Bismarck sorgte dafür, daß der Zollverein trotz aller österreichischen Machenschaften und trotz allen Widerstrebens der Mittelstaaten unter Dach und Fach kam. Denn die Rolle des Geistes, „der stets verneint", hat er immer nur gespielt, um positive Arbeit zu leisten. In Wien wäre der Erfolg nur durch Nachgiebigkeit Preußens zu gewinnen gewesen. Diese Gefahr hat er glücklich vermieden und dadurch dessen Stellung bedeutend gehoben, nicht nur in Deutschland, sondern auch gegenüber dem europäischen Konzert. Freilich war er selbst zunächst der Gegenstand heftiger persönlicher Angriffe und Intrigen, die ihn beschuldigten, er sei in Wien zu weit gegangen und wolle nun seinen Minister Manteuffel stürzen, um selbst an dessen Stelle zu treten. Ein Gewitter schien sich über ihm zusammenzuziehen, das ihm jede weitere Wirksamkeit hätte rauben können. Aber mit sicherer Hand hat er die Fäden des Lügengewebes zerrissen, das selbst den Prinzen Wilhelm einen Augenblick an ihm irre gemacht hat, als ob er fähig wäre, „Haugwitzeleien" zu treiben. So führte er die Arbeit für den Zollverein mit ruhiger Sicherheit zu Ende, aber auch mit staunenswerter Tatkraft. Er machte durch eine glänzende Preßkampagne mit Zuhilfenahme der süddeutschen Zeitungen Stimmung für die preußische Handelspolitik. In allen Kammern regte sich der Protest gegen die zollvereinsfeindliche Politik der Regierungen. Er bemühte sich mit Erfolg, „gleichsam ein Netz von Vertrauensmännern über Süddeutschland auszuspannen", wobei er auch schon an die Zukunft dachte. Noch waren die süddeutschen Beziehungen zu Preußen recht schwache, trotz der Verwandtschaft des preußischen mit dem bayrischen Königshause. Er regte an, alle wissenschaftlichen und gewerblichen Vereine des Südens in Verbindung mit Berlin zu bringen und dieses gleichsam zum geistigen Mittelpunkt Deutschlands zu machen. Solche Vorschläge machte er, während er darauf drang, die Forderung für den Wiedereintritt in den Zollverein zu steigern und etwa mißgünstige Minister in den Vereinsstaaten bei dieser Gelegenheit zu Fall zu bringen. Zwar dauerte der Widerstand noch fort. Aber schon begann die Furcht vor Österreich größer zu werden als „der preußische Schrecken". Und zudem drängte die europäische Politik zu rascherer Entscheidung. Rußland, das während der Revolution Österreich zu Hilfe gekommen war, machte eine scharfe Wendung gegen die Donaumonarchie. Die ehrgeizigen Pläne Franz Josephs, die seine Zollpolitik als den Anfang einer energischen Reichspolitik mit dem Ziel der Erneuerung des deutschen Kaisertums erscheinen ließen, weckten sein Mißtrauen, und so fand Preußen an dem Zaren einen stillen, aber bedeutsamen Helfer. Mochte Hannover immerhin das Werk noch eine Zeitlang aufhalten. Es hat sich dadurch nur selbst geschadet. Österreich selbst stimmte am 19. Februar 1853 dem Handelsvertrag zu, gegen den es sich so lange gesträubt

hatte, und isolierte dadurch den Welfenkönig vollständig. Und so ward am 8. April 1853 der Zollverein und zugleich der österreichische Handelsvertrag geschlossen.

Alles in allem doch Bismarcks eigenstes Werk. Jedenfalls hat er in Frankfurt und Wien, und nicht zuletzt in Berlin, seine ganze Kraft eingesetzt und der Sache selbst den großen Gesichtspunkt gegeben. Rache für Olmütz, wie Graf Beust es bezeichnet hatte, das war es in der Tat. Und noch viel mehr. Es war ein voller Sieg der Politik Preußens, der seinem Einfluß auf Deutschland die alte Grundlage erhielt und sogar erweiterte. Wien sah seine Anstrengungen vereitelt und mußte nachgeben. Mochte es in Frankfurt noch das Präsidium führen, aus dem Gehege des Zollvereins war es fern gehalten worden. Und was das Bitterste war, es mußte gute Miene machen zum bösen Spiel. Es hatte in Bismarck den Gegner gefunden, der stets bereit war zum Ausgleich, zum friedlichen, aber gleichberechtigten Nebeneinander, der aber keinen Finger breit wich, wenn es Preußens Ansehen galt.

Zunächst hatte es sich in der Hauptsache um die deutschen Dinge gehandelt. Aber auch diese hat er unter dem Gesichtspunkt der preußischen Großmachtstellung betrachtet. Denn ein Nachgeben Österreich gegenüber hätte sie erschüttert und Preußen der Vorteile beraubt, die es durch die Wandlung der europäischen Politik seit Olmütz gewonnen hatte. Diese aber drängte, von zwei Seiten her getrieben, einer schweren Krisis zu. Bismarck hatte sie von seiner Frankfurter Warte aus längst kommen sehen, wenn er auch die Dinge ganz anders beurteilte und die herrschenden politischen Anschauungen nicht teilte. Denn Europa sah die Hauptgefahr in dem Zaren Nikolaus, der in der Tat auf die gesamten Verhältnisse einen stetig wachsenden Druck ausübte. Kein anderer als Zar Nikolaus hatte Österreich, nachdem er es aus den Fängen der Revolution befreit hatte, den Nacken gesteift, so daß es wagen konnte, Preußen das kaudinische Joch von Olmütz zu bereiten. Das hatte den Herrscher aller Reußen in dem Wahn bestärkt, daß er über Wohl und Wehe aller zu entscheiden habe, noch mehr, daß ihm maßlose Macht verliehen sei und daß er, wenn nicht durch sein gebieterisches Wort, so doch durch sein siegreiches Schwert den europäischen Staaten Gesetze diktieren könne, daß diese schweigend der Ausdehnung des heiligen Rußland zusehen müßten und daß somit der Augenblick gekommen sei, den alten Plan auszuführen und auf der Hagia Sophia in Konstantinopel statt des Halbmonds den russischen Doppeladler aufzupflanzen. Im Februar 1853 stellte er an die Pforte Forderungen, die, wenn sie erfüllt wurden, für die Türkei den Anfang vom Ende bedeuteten. Die Donaufürstentümer sollten aus der türkischen Suzeränität als selbständige Staaten unter den Schutz Rußlands treten, den es überdies über alle Christen des ottomanischen Reiches sich anmaßte. Aber da traten ihm England entgegen

und Frankreich, das einen neuen Herrn hatte, der gesonnen war, dem Zaren sein europäisches Schiedsrichteramt streitig zu machen. Bismarck hatte das Emporkommen desselben mit steigendem Interesse verfolgt. Den Staatsstreich vom 2. Dezember 1851 beurteilte er zunächst noch als der leidenschaftliche Gegner der Revolution, der auch in Preußen den Bonapartismus vertreten sah, und zwar durch das liberalisierende Beamtentum. Louis Napoleon war für ihn trotz der diktatorischen Handhabung des eisernen Zepters nichts anderes als der unberechtigte „aventurier". Auch als Preuße, meinte er, könne er sich über den 2. Dezember nicht freuen, weil er einen Feind, der krank gewesen, erstarken sehe, mit der beiläufigen Folge, daß ein leichtsinniger und lügenhafter Freund, Österreich, einen Zuwachs von Unverschämtheit daraus ziehe. Zwar fürchtete er nicht Napoleons Kriegsgelüste. Er glaubte noch nicht an dessen Fühlung mit dem Heere, die er dann doch für eine Reihe von Jahren gewonnen hat.

Denn ein Jahr später war Napoleon bereits am Ziel und Bismarck hatte in Frankfurt als Vertreter des Präsidialgesandten die Aufgabe, die Frage der Anerkennung des französischen Kaisertums zu behandeln. Er war nicht der Meinung, sie trotz der widersprechenden Wiener Verträge von 1815, die das Haus Bonaparte für alle Zeiten des französischen Thrones für verlustig erklärt hatten, auf die Dauer zu versagen, aber eine Übereilung hielt er für unwürdig, und das kleine, freie Frankfurt, das mit seiner Anerkennung nicht hatte warten können, hat er damit gebüßt, daß er eine Forderung der Stadt auf hunderttausend Taler, die er sonst aus Billigkeitsgründen bewilligt hätte, ablehnte. Dagegen verhehlte er nicht seinen Unwillen, als die „Kreuzzeitung" in wenig taktvoller Weise die Heirat des Kaisers mit der Gräfin v. Montijo verspottete. Er wollte nicht durch solche Taktlosigkeiten die Beziehungen zu dem neuen Frankreich abgebrochen wissen. Ein Bündnis mit Frankreich hielt er zwar für ein großes Unglück. Aber „die Möglichkeit, unter Umständen dieses Übel als das kleinere zu wählen", durfte man sich in den Augen der Bundesgenossen nicht abschneiden, auch wenn man niemals davon Gebrauch machen wollte. Das sind schon die Gesichtspunkte, die er später als Botschafter und Minister im Auge behalten und mit denen er bis 1866 die preußische Politik durch eine Unzahl von europäischen Schwierigkeiten gesteuert hat. Napoleon war ihm Vertreter der französischen Großmacht, und er hat mit ihm gerechnet, ihn bekämpft und schließlich vernichtet. Im Jahre 1853 aber erschien Napoleon III. als der Berufene, der einig mit England Europa aufrief zum Kampfe gegen die verderbliche moskowitische Macht. Die ganze Linie war geschlossen und eine volle Demütigung des Zaren unausbleiblich, wenn Preußen sich der Koalition anschloß und mit seinen viermalhunderttausend Mann den Hauptstoß gegen den umstellten Gegner führte.

Daß dies nicht geschah, ist Bismarcks großes Verdienst. Er hat damit Preußen und dem übrigen Deutschland die Nöte eines europäischen Krieges erspart, der für beide Teile nur Blut und Kraft gekostet hätte, aber doch „Müh ohne Zweck" gewesen wäre. Es waren zunächst weniger die Westmächte, die Preußen in diesen verhängnisvollen Kreis hineinzuziehen versuchten, sondern vor allem Österreich, das diese gewaltige Krisis mit gemischten Gefühlen hatte heraufsteigen sehen, aber durch seine Interessen an der unteren Donau geradezu in das russenfeindliche Lager getrieben wurde, um gewissermaßen das Wort Schwarzenbergs wahr zu machen, man wisse gar nicht, wie undankbar Österreich sein könne. Die Monarchie hatte die Wahl, ihren Balkaneinfluß in Frage gestellt zu sehen oder durch die Schwächung des Zaren, der sie gerettet hatte, die Macht Napoleons zu stärken, der ihr durch Anschneiden der italienischen Frage die schwersten Gefahren bereiten, die inneren Irrungen und Wirrungen mehren konnte. Kein Wunder, wenn der leitende Staatsmann Graf Buol v. Schauenstein das gefährdete Schiff im Zickzack führte und dabei doch alles daran setzte, Preußen und die deutschen Staaten mit in den Konflikt hereinzuziehen. Und es fehlte, abgesehen vom deutschen Liberalismus, nicht an Köpfen, die damals den Krieg gegen Rußland an sich als eine freudige und nützliche Aufgabe betrachteten. Auch am preußischen Hofe gab es eine Gruppe, die den Krieg wegen Olmütz als nationale Aufgabe und als Ehrensache ansah. Ihr Führer war Prinz Wilhelm von Preußen, der die Stunde gekommen sah, Rache für Olmütz zu nehmen. Und es fehlte nicht viel, so wäre er mit seiner Anschauung wirklich durchgedrungen. Denn der König sah zwar im Grunde völlig klar: er erkannte, daß Preußens Interessen gegen den Krieg sprachen, und sein Premierminister teilte diese Anschauung; aber zu viel der Einflüsse machten sich geltend, und allzusehr waren König und Minister ihnen zugänglich. Freilich die Vertrauten Friedrich Wilhelms, General Gerlach und sein Kreis, waren unbedingt für das Zusammengehen mit Rußland und bekämpften die kriegerische Richtung mit aller Macht, die ihnen zu Gebote stand. Ihr bester Helfer war Bismarck, der in jenen Monaten der Krise eine Tätigkeit entfaltete, die uns heute mit Bewunderung erfüllt. Seine Berichte und Darlegungen, seine privaten Korrespondenzen aus dieser Zeit sind ein Zeugnis seines glänzenden Weitblicks und seiner hohen, alle überragenden staatsmännischen Weisheit. Mit höchster Leidenschaft und mit kühlster Überlegung hat er die große politische Aufgabe durchgeführt, Preußens Schiff von dem Strudel zurückzuhalten, dem es immer wieder zugetrieben wurde. So oft er das Steuer, über die Hände des Steuermanns hinweg, in andere Richtung stellte, immer wurde es zurückgedreht auf das verhängnisvolle Ziel. König und Minister riefen ihn wiederholt nach

Berlin, noch öfter die Freunde, die ihn unter jedem Vorwand ins Hoflager brachten. Am häufigsten wohl hat er selbst die Möglichkeit gesucht, durch seinen persönlichen Einfluß für den Frieden zu wirken. Nicht als Friedensfreund an sich und nicht als Freund Rußlands. Denn aus dem Traume der heiligen Allianz war er längst erwacht. Er sah in dem Zaren nicht mehr den Kreuzritter und Helfer gegen die Revolution. Er wußte genau wie Prinz Wilhelm, daß unter Rußlands Ägide Österreich den Triumph von Olmütz erlebt hatte. In späterer Zeit konnte der Augenblick wohl kommen, wo man auch an Rußland Rache nahm, selbst mit Österreichs Hilfe. Aber im damaligen Stadium der preußischen Entwicklung gab es nur einen Gegner, und das war Österreich, das jetzt mit allen Kräften um Preußen warb. Ihm galt Bismarcks Mißtrauen. Und er dachte, wenn es zum Kriege kommen sollte, so müßte dieses der Gegner sein. In diesem Sinne hat er in geradezu machiavellistischer Weise geraten, das Heer so aufzustellen, daß es zu richtiger Zeit nach der einen wie nach der anderen Seite rücken konnte. Er war völlig unempfindlich gegen alle Phrasen von der „wahrhaft deutschen Politik", unter der doch jede Regierung etwas anderes, und zwar jede das verstehe, was sie gerade von anderen verlange, und das stets nur gegen, niemals für Preußen gelte. Wohl sah er in den großen Krisen das Wetter, das Preußens Wachstum förderte, und benutzte sie furchtlos, ja vielleicht rücksichtslos. Er war stets dafür, die volle Kraft einzusetzen, wenn es Stattliches zu wagen galt. Aber für andere und für Ideen fechten, das war ihm nicht bloß verlorene Liebesmüh, sondern sogar Zeichen der Schwäche für einen großen Staat.

Derart waren die Gedanken, die er in seinen zahlreichen Briefen dem Minister und General Gerlach darlegte. Letzterer war es, der ihm eine Berufung nach Berlin verschaffte. Und er nützte den Aufenthalt, um mit allen Mitteln und Gründen für den Frieden zu wirken und Preußen von dem verhängnisvollen Beitritt zur Koalition zurückzuhalten. Dabei fand er seinen gewichtigsten Gegner in dem Prinzen Wilhelm. Dieser hatte ihn für seine Sache gewinnen wollen und ihn gleich nach seiner Ankunft zu sich befohlen. Er forderte ihn auf, seinen Einfluß beim König für den Krieg zu nützen. Aber Bismarck legte ihm klar und offen seine Meinung und sein System dar. Er enthüllte ihm das Bild von der europäischen Politik, wie es sich in seinem Kopfe schon damals malte. Er bewies ihm haarscharf, wie Preußen nicht den geringsten Anlaß habe, Rußland jetzt den Krieg zu erklären. Denn selbst ein siegreicher Ausgang wäre vom Übel. Er würde Preußen der steten Gefahr russischer Rache aussetzen. Dazu käme dann die gefährliche Wendung, die die polnischen Dinge nehmen müßten. Ja, er ging so weit, zu erklären, daß man den Krieg nur aus Furcht vor Frankreich und im

Liebesdienste Englands und Österreichs führen würde. Der Prinz war aufs äußerste betroffen und empört. Und als Bismarck ihm vorhielt, daß man auf diesem Wege zu der Rolle Yorcks bei Beginn des Feldzugs von 1812 oder eines indischen Vasallenfürsten herabsinken würde, fuhr er mit den zornigen Worten dazwischen: „Von Vasallen und Furcht ist hier nicht die Rede.“ Es war eine der großen Szenen, die der künftige König und Kaiser mit seinem künftigen großen Minister erlebte, bis er so weit war, das Richtige in dessen Anschauungen zu erkennen. Und Bismarck ist nicht müde geworden, ihn für seine Politik zu gewinnen. Aber damals grollte ihm der Prinz und schrieb unmittelbar nach der Unterredung an Manteuffel, Bismarcks Politik sei die Politik eines Gymnasiasten. Und doch war es keine andere Politik als jene, die ihn später nach Böhmen und nach Versailles geführt hat.

In jenen Märztagen aber war Bismarck durchgedrungen und ziemlich befriedigt nach Frankfurt zurückgekehrt. Er fand die Vertreter der Bundesstaaten durchaus für den Frieden gestimmt. Sie wollten alle vom Kriege nichts wissen. Sie waren sogar auf Österreich böse, weil es sich so scharf gegen Rußland gewendet hätte. Aber in Berlin war man wieder stark in Versuchung gekommen. Dort war der österreichische Generalfeldzeugmeister Heß erschienen. Bismarck ward wieder mißtrauisch: „Ich fürchte mich vor dem, was Heß in Berlin kocht“, schrieb er an Gerlach. „Er scheint lange bleiben zu wollen, legt am Ende Spargelbeete an!“ Und in der Tat kam am 20. April jener Bündnisvertrag zustande, durch den Preußen dem Nachbarstaat für die Zeitdauer des Krieges dessen Besitzstand gewährleistete und unter Umständen doch für Österreich in den Krieg hineingezogen werden konnte. Freilich glaubte der König dadurch Österreich von den Westmächten abziehen und für eine friedliche Politik gewinnen zu können. Denn unmittelbar nach dem 20. April rückte er mit scharfem und plötzlichem Entschluß von den Westmächten ab, für die sein Liebling Bunsen und der Kriegsminister v. Bonin mit merkwürdigem Eifer gearbeitet hatten. Bismarck war, als er von dem Bündnis gehört hatte, wiederum nach Berlin geeilt, fand aber Bonin schon mit voller königlicher Ungnade entlassen und Bunsen in London beurlaubt.

Prinz Wilhelm hatte dem König einen scharfen und erregten Brief geschrieben, der den vollen Bruch zu bedeuten schien. Schon sprach man davon, daß der Prinz auf die Festung geschickt würde. Aber Friedrich Wilhelm sandte den Bruder nur für vier Wochen auf Urlaub nach Baden-Baden. Aber trotz dieser raschen und glücklichen Wendung blieb das Schutz- und Trutzbündnis von bedenklichem Einfluß auf die preußische Politik. Es ist bezeichnend, wie sich Bismarck in das „fait accompli“ findet. Aber er gibt auch sofort die nötigen Winke, wie man die schädlichen Folgen vermeiden und gerade durch das

Johanna v. Bismarck, geb. v. Puttkamer.

Nach dem Gemälde von Jakob Becker

Bündnis Österreich von seiner kriegerischen Politik zurückhalten könne. Das war um so schwerer, als die öffentliche Meinung weit über die Kreise des Liberalismus hinaus gegen Rußland Partei nahm.

Österreich aber nützte den Vertrag sofort dazu, um sein Übergewicht im Bunde zu bekunden, der sich unbedingt den preußisch-österreichischen Vereinbarungen anschließen sollte. Schon am 26. April sagte Bismarck in seiner Denkschrift: „Nach der von Österreich vorgeschlagenen Form für die Behandlung der Sache am Bunde würde Österreich, wenn nicht allein, so doch mehr als Preußen in der Rolle einer europäischen Macht, wir mehr in derjenigen eines Heerführers der deutschen Staaten auftreten." Es war das alte Lied, das alte Spiel. Kaum war Preußen freundschaftlich entgegengekommen, mußte es den Kampf um seine Stellung wieder aufnehmen. In diesem Falle freilich haben die Mittelstaaten ihm die Sache wesentlich erleichtert, sehr zur Unzufriedenheit des österreichischen Präsidialgesandten und des Grafen Buol, der indessen bei seinen weiteren Schritten in und gegen Petersburg den Berliner und die übrigen deutschen Höfe so weit außer acht ließ, daß Kaiser Franz Joseph persönlich einlenkte und mit dem Preußenkönig jene Zusammenkunft in Tetschen herbeiführte, die freilich Bismarck wiederum zu schwerster Besorgnis Anlaß gab. Und zwar mit Recht. Denn der König stimmte den österreichischen Erklärungen in Petersburg zu und war bereit, die Mittelstaaten zum Eintritt in das Bündnis gemeinsam mit Wien zu veranlassen. Bismarck sah Österreich in sein Verderben rennen und Preußen mit sich hineinziehen. Indessen nahm Rußland durch die rasche Räumung der Donaufürstentümer der Wiener Hofburg den Kriegsgrund. Aber trotzdem plante man dort, dem Bunde den Antrag auf Mobilmachung vorzulegen, einen Schritt, den die preußische Regierung gemäß Bismarcks Ratschlägen sehr kräftig abwehrte. Doch sofort folgte der Rückschlag. Österreich hatte mit den Westmächten hinter Preußens Rücken am 8. August die in Petersburg zu stellenden Forderungen vereinbart und ließ dann an Preußen lediglich die Einladung ergehen, sich diesem Friedenswerke anzuschließen. Trotzdem war der König dazu geneigt. Bismarck war aufs tiefste betroffen. „Das ist die Art", schrieb er darüber an Gerlach, „wie man uns behandeln muß, wenn man etwas recht Unverschämtes von uns verlangen will. Wir ängstigen uns allein zu sein und hängen uns an den Rockschößen Österreichs fest," das überzeugt ist, „daß wir ihm doch nachlaufen wie ein herrenloser Pudel. Ich finde das selbst mit der Ehre unverträglich, die Seine Majestät die Offiziersehre zu nennen pflegt, und jedenfalls nicht gehandelt wie ein großer Staat." Glücklicherweise ließ sich der Bundestag nicht auf die österreichischen Zumutungen ein, und Bismarck konnte diese Stellungnahme der Mittelstaaten

in Berlin nützen, um auf die Folgen des Zusammengehens mit Österreich hinzuweisen. Rußland würde sich, durch die beiden Mächte bedroht und bedrängt, an Frankreich wenden und die Verbindung mit ihm um jeden Preis erkaufen. „Kann daher", so hatte er an Manteuffel geschrieben, „Preußen Österreich nicht vom Krieg zurückhalten, so werden wir allerdings mit Frankreich und Österreich gehen, so lange ihre Wege zusammenfallen, aber mit Frankreich, sobald es sich von Österreich trennt und mit Rußland in Beziehungen tritt." Und es gelang ihm, den Minister und den König zurückzuhalten. Die Folge war, daß auch Österreich den Beginn des Krieges durch die Westmächte ruhig vorübergehen ließ, ohne auch nur seinen Botschafter von Petersburg zurückzurufen. So hatte es sich zwischen zwei Stühle gesetzt. Während es aber von den Westmächten schwere Vorwürfe hören mußte, suchte es den Bund nach den ersten Siegesnachrichten doch noch zu seiner Unterstützung zu bewegen. Es kam alles auf Preußens Festigkeit an, die notwendig auf Frankfurt zurückwirken mußte. Aber da hatte Bismarck Grund genug, „Klagelieder" anzustimmen, und es wäre vielleicht dem Wiener Kabinett doch geglückt, Preußen ins Schlepptau zu nehmen und völlig in das Lager der Verbündeten von Sebastopol herüberzuziehen, wenn es den Bogen nicht selbst überspannt hätte. Es schloß am 2. Dezember sein Schutz- und Trutzbündnis mit Frankreich und England. Was sollte nun Preußen tun? Sollte es beitreten? Bismarck aber sagte: „Ich würde überhaupt nicht beitreten, schon deshalb, weil Jeder sieht, daß wir es aus Furcht tun würden, und daß es also nützlich ist, mehr Furcht in uns zu wecken, um mehr von uns zu erreichen." „Es muß uns Söhnen Teuts erst einmal sehr schlecht gehen, ehe wir Courage haben; so lange wir noch etwas zu verlieren haben, fürchten wir uns, sind wir ausgezogen und durchgeprügelt, so ist jeder ein Löwe." Das war viel gesagt, aber zu rechter Zeit. Der König blickte mit schwerer Sorge nach Paris und wandte sich sogar an das protestantische Gewissen der Königin von England, ein Schritt, den Bismarck für so unglücklich wie möglich hielt. Denn nach seiner Meinung würden die Engländer sogar katholisch werden, wenn dies nötig wäre, sich den Beistand Frankreichs zu erhalten. „Die Baumwolle sitzt ihnen viel tiefer als der Protestantismus im Leibe." Er fürchtete in diesem Augenblick weder etwas von Frankreich noch von England. Das Unglück, das andere von dorther kommen sahen, konnte nach seiner Meinung nur von Österreich kommen. Freilich als es von Preußen auf Grund des Aprilvertrages die Stellung der zweihunderttausend Mann forderte und die Mobilisierung der Bundestruppen beantragte, da gaben die Verhältnisse Bismarck so recht, daß man in Berlin und in Frankfurt nicht anders konnte, als seinem Rate zu folgen. Am 5. Januar 1855 gab Manteuffel den

energischen Bescheid. Am 8. treffen wir Bismarck bereits wieder in Berlin, wo er bis zum 20. Januar blieb. In diese Zeit fällt jene Unterredung mit dem französischen Gesandten, Marquis de Moustier, der ja allen Anlaß hatte, mit der Wirksamkeit des jungen Diplomaten unzufrieden zu sein. Als er ihm aber im Laufe des Gesprächs sagte: „Diese Politik wird Sie nach Jena führen", erwiderte Bismarck mit jener Schlagfertigkeit, mit der er dergleichen geschichtliche Reflexionen abzufertigen pflegte: „Warum nicht nach Roßbach und Leipzig?" Die Folge war eine Beschwerde beim König selbst, der aber Bismarcks Antwort durchaus richtig bewertete und sogar belobte. Und schon die nächsten Wochen sollten zeigen, wie gut sie in die Lage paßten. Der schwerste Fehler, den Österreich in jener Periode des Schwankens und des Wankens, des Drohens und Intrigierens machte, war die Zustimmung Buols zu dem Durchmarsch der französischen Truppen nach Polen und Rußland, was zum mindesten eine Herabwürdigung des deutschen Bodens zur Etappenstraße bedeutete, ganz abgesehen von den schweren politischen Folgen, die sich daraus ergeben mußten. Als Bismarck von dieser Absicht hörte, sagte er in Frankfurt zu einem der Gesandten, daß Preußen diesen Schritt Frankreichs mit der Aufstellung von mehreren Armeekorps am Rhein erwidern müsse. Und auch der Südwesten Deutschlands müsse mobilisieren. Moustier erfuhr davon. Ein Grund zu einer neuen Beschwerde gegen Bismarck! Jetzt wurde Manteuffel unruhig. „Und das", schrieb Bismarck an Gerlach, „beunruhigt mich. Denn mir erscheint die Sache nicht nur an und für sich selbstverständlich, sondern auch, wenn sie es nicht wäre, müßte man doch den Franzosen den Glauben beibringen, daß wir auf Truppen sofort mit Truppen antworten werden. Es liegt darin das einzige Mittel, Komplikationen mit Frankreich zu verhüten." Und er, der Tag und Nacht nichts anderes tat, als für den Frieden zu wirken, tritt aus seiner Reserve heraus und für eine energische Politik ein: und zwar nicht bloß für Preußen, sondern für ganz Deutschland. „Denn", so schreibt er in diesen Tagen an Manteuffel über Deutschland, „die Südwestspitze ist eine Art Schlußstein des deutschen Gewölbes, dessen Fall von schwerer Bedeutung werden kann und der der Stütze ebenso wert wie bedürftig erscheint." „Wenn die französischen Absichten, Truppen durch Deutschland zu führen, praktisch näher treten, so ist meine Ansicht die, daß man Marsch- und Operationslinien durch Baden, Württemberg usw. unter keinen Umständen gestatten kann; lieber das Bajonett fällen; denn es würde daraus ohne Zweifel bald die militärische Herrschaft Frankreichs in diesen Ländern, halb mit Liebe, halb mit Gewalt, sich entwickeln, und der Bund als Gesamtheit wäre damit schon zerbrochen und gelähmt." Und Gerlach gegenüber meint er: „Es wäre wider die einfache Offiziersehre, wenn wir aus Angst vor unseren Feinden unsere Bundesgenossen

im Stiche ließen, die sich gegenüber den österreichisch-französischen Einschüchterungen doch bisher über unsere Erwartung anständig verhalten haben. Ich würde gar nicht wissen, mit welchem Gesicht ich hier auf diesem Posten nachher noch figurieren sollte, wenn es so käme. Ich würde elend vor Scham."

Und doch saßen zur selben Zeit drei preußische Diplomaten, Graf Hatzfeld, Usedom und Wedell, in merkwürdiger Willfährigkeit gegenüber den Wünschen des Kaisers in Paris. Freilich hat Friedrich Wilhelm selbst ihrer seltsamen Tätigkeit ein Ende bereitet. Bismarck sah dieses diplomatische Treiben vom Standpunkt der Ehre aus an und meinte, wenn man die Voraussetzungen Österreichs erfülle, dann dürfe man als gehorsamer Diener von Österreich und Frankreich sagen: „Nichts ist verloren als die Ehre." Die Folge seiner Haltung waren neue Klagen der französischen Regierung, Vorwürfe von seiten der österreichischen, höhnische Angriffe im „Moniteur". Es war ein förmliches Verleumdungsnetz, das um Bismarck gesponnen wurde, das er aber selbst durch seine tapfere und ritterliche Haltung zu zerreißen vermochte. Und die Regierung konnte nicht anders als ihren Vorkämpfer und Pfadfinder decken, wenn auch Manteuffel über eine gewisse Pedanterie nicht hinauskam.

Inzwischen zeigte sich immer deutlicher, welches wenig glückliche Spiel Graf Buol unternommen hatte. Die Stellung Österreichs sowohl in der antirussischen Liga wie im Bunde war unerfreulich, wenn auch Bismarck durch persönliches Eingreifen sie noch mehr erschüttern zu können glaubte, sobald er amtlich ermächtigt würde, zu den preußischen Gesandtschaften oder den Höfen selbst in nähere Beziehung zu treten und zwar durch Besuche. In der Tat hat er einen solchen eigenartigen Vorschlag seinem Minister gemacht, freilich mit dem Zusatz: „Wäre ich Minister, müßte ich mich auch bedenken." Und doch war in der Zeit der Krimkrisis wieder davon die Rede gewesen, ihn für Manteuffel, dessen Stellung längere Zeit erschüttert war, ins Ministerium zu berufen. Wieder war es sein alter Freund Senfft v. Pilsach gewesen, der ihn dem König in Vorschlag brachte. Aber gegen seinen Eintritt ins Ministerium sträubte sich der König noch immer.

Indessen erlebte Bismarck die Genugtuung, daß Drouyn de l'Huys gerade wegen der Pläne, die er mit dem Grafen Buol geschmiedet hatte, von Napoleon fallen gelassen und durch den Grafen Walewski ersetzt wurde. Das war natürlich für den österreichischen Minister ein harter Schlag. Er verlor dadurch noch mehr das Augenmaß gegenüber den Dingen und ließ in seinen Noten an die ihm ergebenen Mittelstaaten die Drohung durchblicken, daß Österreich aus dem Bunde austreten werde, ein Gedanke, den er alsbald fallen ließ, um nun das Steuer völlig herumzuwerfen und sich mit allen Zeichen der Reue Rußland wieder zuzuwenden. Bismarck begleitete diese ziellosen Schritte des Wiener Staatsmanns mit den humorvollen Ausdrücken seiner scharfen Kritik

und erkannte an dem Ärger des Gegners, daß Preußen ganz richtig gehandelt hatte. Aber nun war er doch der Meinung, daß man Österreich die Brücke zur Rückkehr offen halten müsse, doch ohne sie auch nur mit einem Fuße selbst zu betreten. Es mußte, wie er früher gesagt hatte, die Überzeugung gewinnen, daß Preußen es in sein Verderben rennen lasse. Dann werde es den Weg zu dessen Tür und den Vorwand, sich von Frankreich zu lösen, schon zu finden wissen. War er sich doch ganz klar darüber, daß Buol die Lieblingsidee des Fürsten Schwarzenberg, eine Koalition der drei Kaiser zustande zu bringen und durch sie Preußen und England zu erdrücken, überkommen hatte und jederzeit bereit war, sie zu verwirklichen, vorausgesetzt, daß er's vermochte. Also mißtrauisch blieb er gegen Buol und gegen Prokesch-Osten, dessen getreuen Mitarbeiter, der nach seiner Wiederkehr zum Bundestag ihm mit schmeichelnder Freundlichkeit entgegenkam.

Aber beim Bunde vermochte er zunächst nichts zu erreichen: alle seine Anträge wurden durch die Gegenvorschläge Bismarcks pariert, und der Versuch, die deutschen Staaten in das Geleise der französischen Politik zu führen, scheiterten. Und Anfang August vertagte sich der Bundestag bis in den Oktober hinein. Bismarck nahm gleichfalls Urlaub, aber statt ins Seebad, ging er nach Paris. Es war die Zeit der großen Weltausstellung. Die Königin Viktoria hatte es sich nicht nehmen lassen, ihrem siegreichen Verbündeten den Gegenbesuch zu machen. Bismarck wurde am 27. August auf einem Ball in Versailles dem Kaiser und der Königin vorgestellt und mit ungewöhnlicher Liebenswürdigkeit aufgenommen. Besonders auch von Walewski, dem „Pariser Manteuffel". Er war hingegangen, gewissermaßen als sein eigener Chargé d'affaires. Er wollte die Elemente, in denen er sich zu bewegen hatte, aus eigener Anschauung kennen lernen. Wien kannte er schon. Sein kurzer Aufenthalt hatte genügt, ihn den vollen Einblick in die ganzen Verhältnisse gewinnen zu lassen. Jetzt studierte er in gleicher Weise Paris, in das er ja später zurückgekehrt ist, nachdem er in Petersburg zwar kaltgestellt, aber doch wie kein anderer in alle Dinge eingeweiht worden war.

Jetzt kam es ihm vor allem darauf an, zu erforschen, wie weit das Einverständnis zwischen Paris und Wien reichte. Er ward dabei angenehm enttäuscht. Denn man äußerte sich über den Staat, der sich erst vor kurzer Zeit so tief mit dem Kaiserreich eingelassen hatte, mit ziemlicher Bitterkeit, und seine Vertreter traten allenthalben sehr zurück. Man hatte also keine guten Erfahrungen gemacht, und Napoleons politisches Herz schien „frei für eine andere Liaison". Hatte er doch bei seinem Besuch in England gegenüber dem Prinzgemahl geäußert, er müsse zur Befestigung seiner Dynastie Belgien und das linke Rheinufer gewinnen. Er hoffe das „ohne Pistolenschuß" zu erreichen. Denn Preußen verstehe seinen Vorteil und werde gern zwei Millionen

Seelen abtreten, wenn es dafür zehn oder zwölf sich selbst in Deutschland nehmen dürfe. Es sind wohl damals auch Bismarck gegenüber schon die ersten Andeutungen gefallen, wenn auch der Kaiser erst zwei Jahre später völlig aus sich herausgegangen ist. Aber was jener hören und sehen wollte, das ist ihm schon damals nicht entgangen. Napoleons Stellung schien ihm gefestigt, aber Frankreich kriegsmüde. Der Zug nach der Krim hatte die Kasernen geleert. Die Opfer waren größer, als man es Wort haben wollte. Sie betrugen nach der damaligen Schätzung achtzigtausend Mann. Das Geld beherrschte Stadt und Land. „Geld ist alles in Paris," so schrieb er an Gerlach, „und Montmorency oder ein Marschall ein Hund neben Rothschild, Fould und Pereyre." Aber trotzdem war es ein Militär- und Polizeistaat.

Alles, was er gehört, hat er in seinen Berichten nicht gesagt. Aber sicherlich ist er beruhigt nach Deutschland zurückgekehrt, und als nach dem Fall von Sebastopol am 23. September Buol aufs neue ins französische Fahrwasser einzulenken suchte, da ließ dies Bismarck ziemlich kühl. So lange sie, meinte er, nicht wieder Truppen aufstellten, sei das doch nur Wind. Aber man müßte einmal ein ernstes Bürgerwort mit ihnen sprechen.

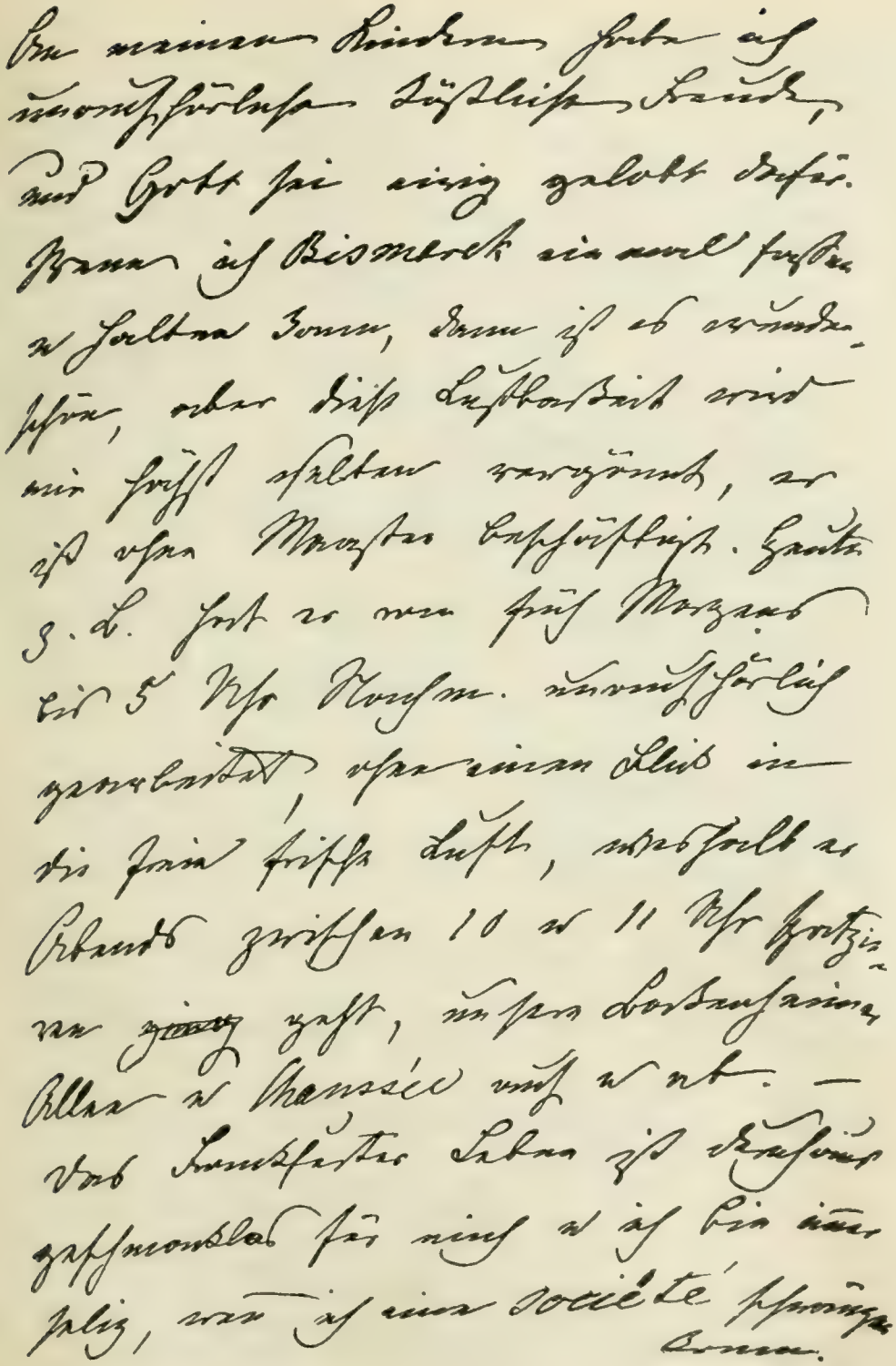
Indessen war in Frankfurt an Stelle Prokeschs Graf Rechberg ernannt und dadurch wenigstens der Ton der Verhandlungen entschieden gehoben worden. Auch hier bahnten sich durch den Verkehr der beiden Persönlichkeiten zukünftige Dinge an, ebenso wie auf Bismarcks Reise zu den süddeutschen Höfen, die er gegen Ende des Jahres im persönlichen Auftrag des Königs unternahm. Seine Anregung hatte also doch Anklang gefunden. In München wie in Stuttgart ward ihm die wärmste Aufnahme zuteil. Der bayrische Hof hielt ihn volle acht Tage fest. Der König schüttete ihm sein ganzes Herz aus, vertraute ihm seine Pläne und seine Sorgen. „Er meint es ehrlich wie Posa," schreibt Bismarck an Gerlach, „und nur mit Wehmut sehe ich den Pegasus seiner königlichen Phantasien im Sande der Bundesverhandlungen ermüden." Er findet nichts von Rheinbundvergiftung und keine Spur von Partikularehrgeiz: „Die Leute sind froh, wenn sie das Leben haben, und ängstigen sich gegenwärtig mehr vor ihren eigenen Kammern, als vor Russen und Franzosen zusammen." Er gibt in seinem Bericht an Gerlach ein ziemlich klares Bild der politischen und parteilichen Verhältnisse und der Gegensätze, die in den Kammern aufeinanderplatzten. Die Opposition machte dem König Sorge, und er bat Bismarck um Ratschläge, ihr zu begegnen. Ja, er wünschte eine geheime Verständigung mit Preußen „über das Maß von Rechten, welches den Kammern in Deutschland ohne Schaden gelassen werden könnte, so eine kleine Dosis Karlsbader Beschlüsse". Diese Ausführungen waren natürlich dem alten General ein Labsal und auch ganz auf ihn zugeschnitten. Denn

Bismarck wollte auch diese Gelegenheit benutzen, um bei dem Vertrauten des Königs in gewissem Sinne Stimmung für den bayrischen Hof zu machen. Aber aus der Schilderung weht doch eine unmittelbare Wärme. Man sieht, er ist angenehm enttäuscht, auch bis zu einem gewissen Grade von dem Minister v. der Pfordten. Er hält ihn für ziemlich aufrichtig, wenn auch für zu leicht beeinflußbar. Er fühlt, daß man in München im Augenblick gut preußisch war, ebenso wie in Stuttgart, wenn er auch noch meinte, daß ein ewiger Bund nicht mit ihnen zu flechten sei. Der württembergische König ging noch mehr aus sich heraus, und es war für Bismarck äußerst lehrreich, zu sehen, wie sich in dessen Kopfe die Welt malte. Voller Ingrimm gegen Österreich und die Unaufrichtigkeit seines Ministers, sprach er das bedeutsame Wort, Deutschland mit Preußen sei auch ohne Österreich stark genug, sich Frankreichs zu erwehren. Napoleons Wünsche aber gingen mehr nach Italien als an den Rhein, denn in der Erweiterung der Rheingrenze würde stets der Keim einer europäischen Koalition gegen Frankreich liegen. Und es war ganz in Bismarcks Sinne gesprochen, wenn König Wilhelm meinte, Frankreich zeige jetzt noch die Sammetpfote in Wien, die Krallen würden bald genug zum Vorschein kommen, und mit Österreich sei nur zu verkehren, wenn es im Unglück sei; im Glücke sei es treulos. Ersteres werde nicht ausbleiben, wenn es so fortgehe, und dann werde Deutschland einig sein."

So konnte Bismarck mit seiner Fahrt sehr zufrieden sein. Auch hier hat er sehen wollen und hat gesehen. Denn er traute nur seinen eigenen Wahrnehmungen und seinem eigenen Urteil. Jedenfalls erkannte er, daß es des Einenden mehr gab als des Trennenden und daß der gute Wille, vorläufig wenigstens, vorhanden war und es nur darauf ankam, das Vertrauen auf Preußen zu stärken. Auch hierin ist er der bewußt Schaffende. Ehe noch seine Pläne gereift sind, bereitet er schon die Mittel vor zu ihrer Durchführung. Er studiert die Menschen, nicht um sie zu beherrschen, sondern um sie für die Politik umzustimmen, die er brauchte und die schließlich die einzige war, die auch jenen frommte.

Inzwischen war man dem Frieden, den schließlich alle Mächte ersehnten, näher gekommen. Am 16. Januar 1856 wurden in Wien die Friedenspräliminarien geschlossen. Alles weitere wurde einem Kongresse zugewiesen. Der Ort desselben aber war nicht Wien, sondern Paris. Ein neuer Erfolg Napoleons, ein neuer Schlag für Buol und wohl auch eine Kränkung, denn um die Präliminarien hatte er sich wirkliche Verdienste erworben. Aber auch Preußen wurde zunächst nicht zur Teilnahme an dem Kongresse eingeladen, sehr zur Freude Bismarcks, der sich von der Teilnahme nur eine neue Gefahr für Preußens Stellung erwartete. Denn man war selbst bei den Friedensverhandlungen vor Überraschungen nicht sicher, die die Früchte zweijähriger Weisheit und Ruhe gefährden konnten. Und schließlich mußte Preußen doch

noch beigezogen werden zur Regelung der europäischen Verhältnisse, an denen es ja auch beteiligt war. So begannen Bismarcks Warnungen und Mahnungen vor allzu großer Dienstbeflissenheit aufs neue, zumal er schon damals recht wohl fühlte, daß gerade Österreich gegen die Einladung arbeitete, „um durch den Ausschluß Preußens aus dem Rate der Großmächte das preußische Ansehen in den Augen Deutschlands herabzudrücken". So galt es vor allem zu verhindern, daß Österreich auf dem Kongreß als Vertreter des gesamten deutschen Bundes auftrat. In der Tat bezweckte dies die österreichische Vorlage an den Bund, und der König war willens, darauf einzugehen. Bismarck war außer sich. Es war einer jener Augenblicke, wo er sich mit seiner ganzen Persönlichkeit einem unheilvollen Schritt seiner Regierung entgegenstemmte, dabei aber innerlich vor Schmerz und Ingrimm erbebte. „Ich habe", so schreibt er, als er die betreffende Weisung von Berlin erhalten hatte, an Gerlach, „die ersten vierundzwanzig Stunden nach jener Chamade schlagenden Instruktion unter fortwährenden Anfällen galligen Erbrechens gelitten, und ein mäßiges Fieber verläßt mich keinen Augenblick. Ich finde nur in der Erinnerung an den Frühling 1848 ein Seitenstück meiner körperlichen und geistigen Stimmung, und je mehr ich mir die Lage klar mache, umso weniger entdecke ich etwas, woran mein preußisches Ehrgefühl sich aufrichten könnte. Viermal hat Österreich in zwei Jahren das Spiel gegen uns durchgeführt, daß es den ganzen Grund, auf dem wir standen, von uns forderte und wir nach einigem Sperren die Hälfte oder so etwas abtraten. Jetzt geht es aber um den letzten Quadratfuß, auf dem noch eine preußische Aufstellung möglich ist." Genug, ihm schien der Schritt die Hergabe des letzten Restes preußischer Politik „für eine Einlaßkarte zu den Konferenzen, wobei man noch gewärtigen müßte, daß einem die Tür vor der Nase zugeschlagen würde." Gerlach beeilte sich, den Brief dem Monarchen vorzulegen, ohne mehr zu erreichen, als daß Bismarck einige Veränderungen an der Vorlage beantragen durfte, die freilich auch diese Chamade zu Preußens Vorteil wendeten, trotz der persönlichen Bemühungen des Grafen Buol, der auf der Reise zum Kongreß in Frankfurt Station machte, aber an Bismarcks politischer und gesellschaftlicher Überlegenheit den alten, festen und sicheren Widerstand fand. Weder an der „huldigenden Demonstration", die Graf Rechberg für seinen Premierminister veranstaltete, nahm er teil, noch ließ er sich durch persönliche Liebenswürdigkeiten desselben verleiten, von seinem Standpunkt abzugehen, und so fiel der Bundesratsbeschluß im Sinne Preußens aus. Im Gefühl einer erlittenen Niederlage reiste Buol nach Paris. Aber freilich, in Berlin war man nicht so kühl gegenüber der Etikettenfrage wie Bismarck, der meinte, man müsse jeden Anflug eines schmollenden oder begehrlichen Ausdruckes auf dem politischen Gesichte



Faksimile eines Briefes von Johanna v. Bismarck an Hedwig v. Blankenburg.

wie z. B. in den letzten 14 Tagen,
wo ich einen angenehmen Vor-
wand nach dem anderen hatte
zu Hause zu bleiben. Zuerst
kamen die geliebten Kreppel-
Käfer Stollbergs, dann mein
Vater, dann Charlotte aus Koblenz
dann wurde ich sehr heiser &
bin's auch noch u. Husten aus
Leibeskräften, so daß ich für
4 Gesellschaften gedankt habe u.
heute, wo wir zum Diner u.
Ball bei 2 verschiedenen Frank-
fuster Größen geladen, – das-
selbe zu thun beabsichtige,
nur ein hübsches concert, was am
frühen Abend stattfindet, werde

Ich fühle mich
im Allgemeinen doch sehr einsam
hier, weil ich mit Niemand –
~~aber~~ mit Niemand harmonisch
in keiner Weise —
Aber das schadet ja nichts,
man lebt nicht, um sich zu
amüsiren, gebe nur Gott meinem
kleinen Lieblingen Gesundheit,
~~dann~~ fehlt mir nichts, um glück-
lich zu sein. Und möchte
sich endlich ein vernünftiges
ehrliches Küchenwesen zu uns
~~verb~~ verirren, dann würde
ich auch von der häuslichen Behaglichkeit
nichts vermissen. Aber die
Küchenfrage ist bisjetzt eine sehr

Britische, die uns schon viel
Kopfbrechens, u. auch, ungeheure
Gelder u. Kronthaler gekostet u.
mit der wir immer ins Reine
kommen.

Doch wirst du jetzt keinen
Sinn für dergl. prosaische Dinge
haben, so will ich denn diesen
häßlichen Brief schließen, dich
noch einmal innigst warm ans
Herz drückend u. dir des Herrn
reichsten Segen herabflehend.
Wangemann reiche ich in treuer
Freundschaft die Hand und denke
oft u. viel an Euch in der
herzlichsten Liebe, besonders am
25 ß — Gott befohlen, meine geliebte
Hedwig!

Deine treue Johanna

Einliegender Brief gieb gütigst an Moritz.

vermeiden. Man nahm die am 13. März endlich erfolgende Einladung mit einer gewissen Überstürzung an; am Morgen war die Aufforderung gekommen, und um zwei Uhr konnte man schon in den Blättern lesen, daß Preußen annehme. Das war ihm zu viel „Empressement". „Etwas kühler," meinte er, „äußerlich wenigstens, wenn man es nicht innerlich hatte, wäre würdiger gewesen."

Aber schließlich konnte er doch mit dem Erfolg seiner zweijährigen, beispiellosen Tätigkeit zufrieden sein, als am 30. März der Pariser Friede geschlossen wurde. Es war vor allem sein Verdienst, wenn Preußen und Deutschland der Krieg, der ihm nichts einbringen konnte, gegen einen Feind, der es noch nie bedroht hatte, erspart blieb. Preußens Politik hatte ihre Schwerkraft bewiesen viel mehr durch ihre Friedenstaktik, als wenn es seine Truppen hätte marschieren lassen. So hatte es die Hände frei und konnte sie, wenn es wollte, dem bieten, der ihm die seinigen am weitesten entgegenstreckte und mit den vorteilhaftesten Angeboten. Es war klar, daß sich eine neue Gruppierung der Mächte vorbereitete, und damit kam auch für Preußen der Augenblick, die richtige Stellung zu finden, die es brauchte, um seine erste große Aufgabe durchzuführen, den Austrag mit Österreich.

Noch hielt Bismarck eine friedliche Lösung für möglich, wenn auch sein Mißtrauen gegen die österreichische Politik in diesen zwei Jahren reichliche Nahrung erhalten hatte. Aber die Basis dafür war nur zu suchen in der festen europäischen Stellung Preußens. Mit wenig Freude sah er daher die englischen Neigungen des Coblenzer Hofes, die auch beim Könige selbst einer gewissen Sympathie begegneten. Die Pläne der englischen Heirat, die damals spielten, fanden seinen Beifall nicht, und die politischen Folgen schätzte er sehr niedrig ein. Er erwartete nichts Gutes von den Engländern, denn der rohe und leidenschaftliche Eigennutz, die Unkenntnis festländischer Verhältnisse waren ihnen geblieben: „Stark ist der Bulle immer noch, aber wo er hinstößt, das weiß er nicht mehr, seit der Nasenring der Oligarchie ihm abgenommen ist." Und England paßte ihm nicht in das System, das er sich jetzt für seinen Staat zurechtlegte. Er sah die Annäherung zwischen Paris und Petersburg sich vorbereiten und vollziehen, er wußte, daß Österreich gern in diesem Bunde der Dritte sein wollte, und glaubte, daß Preußen dies werden konnte, daß Rußland sowohl wie der französische Kaiser ein Interesse an dieser Gestaltung des europäischen Konzerts hatten. Es war aber auch der einzige gangbare Weg, wenn man nicht mit Österreich zusammengehen wollte, was schließlich zu einem Kampf gegen Ost und West führen mußte. Dazu aber war damals die Zeit noch nicht gekommen. So lange sie um die deutsche Vorherrschaft miteinander rangen, war an einen festen und sicheren Zusammenschluß der beiden nicht zu denken. So ging sein ganzes Sinnen und Denken dahin,

die Entscheidung unter möglichst günstigen Umständen herbeizuführen. Denn daß Preußen in nicht zu langer Zeit für seine Existenz gegen Österreich fechten mußte, daß es gar nicht in seiner Macht lag, dem vorzubeugen, davon war er jetzt völlig überzeugt. Er sah aber auch, wie Napoleon sein Augenmerk auf das junge, aufstrebende Piemont gerichtet hatte und wie es in des Kaisers Macht lag, in Italien für Österreich die Pandorabüchse zu öffnen. Und daß er gewillt war, das zu tun! Aber mit dieser Erkenntnis stieg sogleich wieder eine Sorge auf: ob die Berliner Politik so stark sein würde, diesem Kampfe fern zu bleiben, den Rivalen seinem Schicksal ruhig zu überlassen und dadurch das Vertrauen Napoleons, aber auch dasjenige des jungen Italien zu gewinnen, dessen Schicksal so viel gemeinsam hatte mit dem des preußischen Staates. Noch war er nicht der maßgebende Leiter der preußischen Politik, und es sollten noch Jahre vergehen, bis er an den Platz gestellt wurde, wo er die Macht hatte, seine Ideen zu verwirklichen. Aber wenn man seine politischen Äußerungen dieser Jahre liest, so erscheint seine Berufung als etwas so Selbstverständliches, daß man sich nur wundert, wie sie nicht früher erfolgt ist. Freilich, wenn man die Zeitungen jener Tage durchblättert und die heftigen Angriffe findet, die sich gegen die preußische Politik und auch gegen den Bundestagsgesandten v. Bismarck richteten, dann wird es begreiflich, daß ein kranker König sich nicht entschließen konnte, eine solche Kampfnatur, selbst wenn sie der Vorkämpfer der preußischen Größe war, durch Berufung ins Ministerium noch mehr in den Vordergrund zu stellen.

Denn mit der wachsenden Krankheit des Königs wuchs auch das Bestreben nach Frieden, und selbst kleine Dinge vermochten ihn aufs tiefste zu erregen. Dies trat ganz besonders bei dem Neuenburger Handel hervor. Die leidige Sache, ein letzter Rest des Jahres 1848, war auf dem Pariser Kongreß gleichfalls zur Sprache gekommen, aber glatt unter den Tisch gefallen. Darauf der große Putsch der Royalisten vom 3. September und der Gegenputsch vom 4. September. Der König hatte seine „kleine Schweizer Affaire", die zu einer europäischen zu werden drohte. Jedenfalls erprobte sich an ihr die Gesinnung der Mächte: Österreich intrigierte, England stellte sich auf die Seite der schweizerischen Demokratie, und nur Napoleon nahm sich mit Wärme der Sache an. Es gelang Bismarck im weiteren Verlauf der Verhandlungen, den Bundestag zu einer äußerst günstigen Haltung zu veranlassen und durch seine energischen Vorstöße auch Napoleons Bereitwilligkeit zu steigern. Er war freilich nicht mit voller Seele dabei. Anfang März schrieb er darüber an seine Frau: „Dazwischen aller Verdruß über Neuenburg; ein Teil der gefangenen Royalisten ist jetzt hier, die quälen den armen König aufs äußerste, lieber Preußen aufzugeben als Neuenburg, und

tun, als hätten sie ganz unermeßliche Verdienste, während sie doch etwa in der Lage von jemand sind, der einem dienstfertig Feuer zur Zigarre geben will und dabei das Haus ansteckt; ich würde in solchem Falle nur bescheidene Ansprüche auf Dank für meine bewiesene Hingebung machen, wenn der Erfolg ein so unangenehmer ist. Die Sache endet noch mit einer Blamage für uns, weil wir uns nicht schnell genug entschließen, zu tun, was doch geschehen muß." Zu den abschließenden Verhandlungen wäre er nun gern selbst gegangen, indessen verblieb die Vertretung doch dem Botschafter Grafen Hatzfeld, während Bismarck als „Ferien- und Vergnügungsreisender" seinen außerordentlichen Einfluß geltend machte. So wurde die leidige Frage am 13. Mai endlich erledigt, wenn sie auch im Herzen des Königs eine schmerzhafte Wunde zurückließ.

Inzwischen aber hatte Bismarck in Paris über ganz andere Dinge, wenn nicht verhandelt, so doch gesprochen, die seine Voraussetzungen vom Frühjahre 1856 vollauf bestätigten. Der Kaiser ging dabei merkwürdig weit aus sich heraus. Das „linke Rheinufer" mit seinem ganzen Zubehör von Holland, Belgien und Luxemburg lehnte er ab. Eine solche Erwerbung würde Europa niemals zugeben. Es könnte sich also nur um eine kleine Verbesserung der Grenzen handeln. Anders sei es mit Italien. Wenn er einen Krieg brauchte, so würde er ihn in dieser Richtung suchen, und die Abtretung einiger Küstenpunkte und ein gewisses engeres Verhältnis Italiens zu Frankreich erstreben. Dazu aber sei notwendig, daß Preußen nicht entgegenarbeite. Seine Politik von 1806 sei ein schwerer Fehler gewesen. Beide Staaten seien aufeinander angewiesen. Preußen brauche die Elbherzogtümer und Hannover und eine starke Flotte. Denn es gelte, durch Zusammenwirken mit der französischen die englische Seeherrschaft zu brechen. Zunächst aber sei er zufrieden mit Preußens Neutralität für den Fall, daß er mit Österreich in Feindseligkeiten geraten sollte.

Er schlug hier zum ersten Male dieses Thema an, das dann in den Gesprächen von Paris und Biarritz mehrfach durchgeklungen hat. Bismarck freilich hielt sich sehr zurück und bat den Kaiser, sich solcher Gedanken zu entschlagen, denn Friedrich Wilhelm IV. sei für eine solche Politik nicht zu gewinnen. Er warnte vor jeglicher Indiskretion, wie er selbst über die ganze Eröffnung schweigen werde. Denn, „wenn irgend eine andere deutsche Regierung in die Lage versetzt würde, über dergleichen Äußerungen nach Paris zu berichten, so würde das für Preußen so wertvolle gute Vernehmen mit Frankreich gestört werden". Und in der Tat hat er über diese Eröffnungen bis über den Losbruch des Krieges von 1870 hinaus geschwiegen. Aber man fühlt in der Korrespondenz der nächsten Wochen deutlich die Nachwirkung des Gesprächs. Das Fazit seiner Rechnung war: die Stimmung Napoleons mußte ausgenutzt, bessere Beziehungen zu Frankreich angestrebt werden. Nicht

im Sinne des Hauses Savoyen. Was Cavour gab, das durfte Bismarck als Preuße nie zugestehen. Von Opferung irgendwelcher nationalen Werte durfte nicht die Rede sein. Napoleon mußte sein Werkzeug sein, nicht mehr. Er wollte ihn nutzen, sein „Walhall" zu bauen, wie Wotan die Riesen! Aber den Preis wollte er sich nicht und durch nichts abtrotzen lassen! Es ist das größte und kühnste Spiel, das er gespielt hat. In jenen Apriltagen hub es an. Man sieht es seinen Berichten an, wie sehr es ihn freute und wie sehr er bestrebt war, für seine Anschauungen in Berlin Boden zu gewinnen. Aber da stieß er auf harte Widerstände. Sein alter Freund Gerlach war überhaupt nicht zu bekehren, obschon er gerade ihm gegenüber sein System in der geistreichsten und reizvollsten Weise entwickelte. Niemals ist der Gegensatz ihrer Grundanschauungen stärker zutage getreten als in ihrer Auffassung vom Bonapartismus. Für den alten General war der Name ein Begriff wie der der Revolution, in gleicher Weise hassens- und verabscheuenswert. Und es bedeutete eigentlich einen Bruch, wenn Bismarck schrieb: „Meinen Sie ein auf Frankreich und seine Legitimität anzuwendendes Prinzip, so gestehe ich allerdings, daß ich dieses meinem spezifisch preußischen Patriotismus unterordne." Er schüttelt alle romantischen und politischen Theorien ab; er stellt sich auf den festen Boden der Realität und zeigt Gerlach die Notwendigkeit einer Bündnispolitik, die sich freilich wieder von den damals geläufigen Begriffen völlig unterschied. Er meint unter Bündnissen keine Schutz- und Trutzbündnisse, sondern: „alle die Nuancen von Möglichkeit, Wahrscheinlichkeit oder Absicht, für den Fall eines Krieges dieses oder jenes Bündnis schließen, zu dieser oder jener Gruppe gehören zu können, bleiben doch die Basis des Einflusses, den ein Staat heutzutage im Frieden üben kann". Er zeigt ihm dabei die Lage des preußischen Staates, sein Verhältnis zu Österreich. „Man muß nach Berlin kommen," schreibt er bitter, „um nicht ausgelacht zu werden, wenn man von Österreichs Unterstützung in irgendeiner für uns erheblichen Frage sprechen will." „Unser Rezept für alle Übel ist, uns an die Brust des Grafen Buol zu werfen und ihm unser brüderliches Herz auszuschütten." Und dann sagt er: „Unsere inneren Verhältnisse leiden unter den eigenen Fehlern kaum mehr als unter dem peinlichen und allgemeinen Gefühl unseres Verlustes an Ansehen im Auslande und der gänzlich passiven Rolle unserer Politik."

Aber hier war alles „verlorne Liebesmüh". Wohl schienen eine Zeitlang der Minister und Edwin v. Manteuffel von den Ausführungen Bismarcks gefesselt zu sein. Auch der König. Und als der Prinz Napoleon eben jetzt nach Berlin kam, fand er bei Hofe freundliche Aufnahme. Der König brachte sogar einen Toast auf ihn aus, worin er freilich das Wort kaiserlich ängstlich vermied. Aber es war wenig gastlich und wenig politisch, alsbald die „Kreuzzeitung" über

den Prinzen und seinen kaiserlichen Herrn in wenig taktvoller Weise loszuziehen zu lassen, sehr zum Ärger Bismarcks, der ja in diesen Tagen selbst der Kreuzzeitungspartei als „Bonapartist" hinreichend verdächtig erschien. Über den Vorschlag, den er schon von Paris aus gemacht hatte, den Wünschen Napoleons wegen eines Besuches in Berlin entgegenzukommen, wurde mit bewußter Absicht hinweggegangen.

Hier war der Ansatz zu einem Konflikt vorhanden, der aber vorläufig doch noch vermieden worden ist, obschon Bismarck seinen alten politischen Freunden wenigstens vom parteipolitischen Standpunkt aus bereits stark entfremdet war. In der Zugluft der höheren Politik waren ihm diese Parteigegensätze mehr und mehr als etwas Kleines und Kleinliches erschienen. Und er zog sich vom Parteileben, so weit er konnte, zurück. Es behagte ihm nicht mehr. Die Sitzungen der Zweiten Kammer mied er so viel wie möglich. Er war darüber mit seinen höheren Zwecken hinausgewachsen. Und schließlich hatte er die Neuwahl sogar abgelehnt, um sich mit einem Ruck aus dem Zwiespalt zu lösen. War es doch in der Fraktion selbst zu Konflikten gekommen. Waren es doch gerade die Brüder Gerlach, die seinen Eintritt ins Ministerium nach dem Jahre 1854 verhinderten, weil sie sich nicht mit ihm in den Einfluß beim Könige teilen wollten. Selbst in der Partei wurde ihm auf die Haltung in der deutschen und der auswärtigen Politik nicht der verlangte führende Einfluß zugestanden. Er hat ja später selbst darüber geklagt, zumal über die seltsamen Quertreibereien der Kamarilla, die ihn als Werkzeug gerne gebraucht hätte, aber ihm unter keinen Umständen eine überragende Rolle einräumen wollte. Für sie war die Hauptsache gewesen seine stramme Haltung in und zu der Partei. Auch der König hatte ihn nicht wegen seiner Fähigkeiten für die auswärtige Politik, sondern wegen seines parlamentarischen Wirkens, dessen Bedeutung er ja wohl erkannte, hochgeschätzt. Darum war auch er über die Ablehnung der Wiederwahl sehr verstimmt, und es bedeutete sehr viel, daß er ihn in die Erste Kammer berief, bei deren Neuschaffung er ihn freilich in eigenartiger Weise zu Rate gezogen hatte. Aber was ihn in seiner Größe schon damals zeigte, das mußte den armen König enttäuschen. Bismarck war weit über die Verhältnisse hinausgewachsen. Das Parlamentsleben und Parteiwesen wäre für ihn eine Art Folterbett gewesen, auf das sich der alle Überragende nicht spannen lassen wollte.

So beginnt in dem Augenblick, da er in so bedeutsamer Weise in die preußische und deutsche Politik eingreift, der Kampf mit der Kamarilla. Er konnte eben nicht Werkzeug sein. Das fühlten sie alle, und deshalb bereitete sich langsam, aber mit aller Bestimmtheit die Entfremdung vor. Doch es wäre ganz unmöglich gewesen, ihn jetzt aus seinem Wirkungskreise zu reißen,

wo eine Reihe von Fragen spielte, die eben nur er beherrschte. Er war auch dem Minister Manteuffel sowie dem Könige, dessen Zustand freilich seit seinem Dresdener Aufenthalt immer bedenklicher wurde, unentbehrlich. Jene Frage der Besetzung Rastatts mit österreichischen Truppen, die von Wien aus wieder in so feindseliger Weise gegen Preußen ausgeschlachtet wurde, ist dann lediglich durch seine Bemühungen, seine Ratschläge wie seine persönliche Widerstandsfähigkeit, glücklich zu Ende geführt worden, ohne daß Preußens Ansehen dabei gelitten hätte. Es ist eigenartig, wie unter seinen Händen die an sich geringfügigsten Dinge eine gesteigerte Bedeutung gewinnen und wie er sie für die große Politik zu nutzen weiß. Wenn man in Berlin in seltsamer Kurzsichtigkeit dem Rivalen in die Falle zu gehen droht, so ist es Bismarck, der sein „Hab acht" noch im richtigen Augenblicke ruft und damit dem Minister eine Demütigung erspart. Sonst aber fühlt er aus allem, aus dem Händedruck der Hofleute, aus dem Lächeln der Hofdamen, daß die Zeit der Gnade für ihn vorüber ist. Er kümmert sich nicht darum. Ja, man merkt wohl, daß er jetzt den Kopf höher trägt, daß sein persönliches Selbstgefühl stärker zutage tritt, wenn er auch dem König und dem Minister stets mit der gleichen Ergebenheit und Höflichkeit entgegenkommt wie ehedem. Und er war nicht gewillt, eine Besserung seiner Stellung mit der leisesten Änderung seiner Gesinnung zu erkaufen.

Und dann läßt er alle diese kleinen und kleinlichen Dinge weit hinter sich und geht nach Dänemark und Schweden zu einer Jagd- und Ferienreise, die ihn mit einer neuen, großen Natur in Berührung bringt. Mit jugendlicher Kraft und Freude gibt er sich seiner Jagdleidenschaft hin und genießt zugleich in vollem Maße die Schönheiten der schwedischen Landschaft. In tiefer Einsamkeit, abgeschlossen von jedem Verkehr, sicher vor Depeschen und diplomatischen Verhandlungen, genießt er Wald und See und wünscht wohl, hier sich die Hütte bauen und mit seinen Lieben der Größe und Stille der Natur sich erfreuen zu können. Und doch ist es nur ein reizvolles Zwischenspiel in der rastlosen Tätigkeit dieses seltenen Mannes, der auch dorthin nur gegangen ist, um zu lernen. Mußte er doch auch zu Skandinavien Stellung nehmen. Es ist die Bismarcksche Methode: nicht aus den Akten beurteilt er die Verhältnisse; er will Menschen und Verhältnisse kennen lernen und auf diesem Wege das Richtige finden.

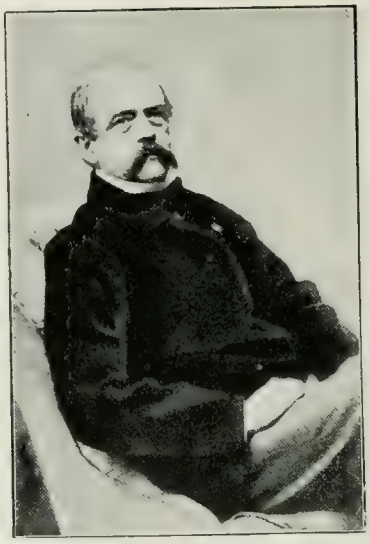
Nach kurzem Aufenthalt in Berlin, wo er dem Minister über seine politischen Wahrnehmungen Bericht erstattete, ging er nach Kurland, um den Elch zu jagen. Da ist er der echte Jäger, der einen guten Schuß mit tagelangen Mühen erkauft. Kaum aber ist sein weidmännischer Ehrgeiz befriedigt, geht es in voller Hast zurück nach Berlin, wo seine Anwesenheit dringend notwendig wurde. Zar Alexander II. war in Deutschland, traf in Weimar mit Kaiser Franz Joseph, in Stuttgart mit Napoleon zusammen. Bismarck hatte

in Darmstadt seine erste Unterredung mit dem Zaren, während Prinz Wilhelm in Baden-Baden dem französischen Kaiser begegnete. Die europäische Politik war in lebhafter Bewegung. Bismarck sah die Wandlung der Dinge, die der großen Epoche seiner eigenen Tätigkeit gewissermaßen vorausgehen mußte. Es war für ihn die Zeit höchster Spannung, und doch schien alles in der Schwebe zu bleiben. Denn auf Preußen lastete gerade in jenen Tagen ein schweres Verhängnis: die Krankheit Friedrich Wilhelms. Der Sommer hatte ihm eine Reihe von Aufregungen gebracht. Im Juli hatte er dem Kaiser Franz Joseph in Schönbrunn einen Besuch abgestattet, und bei der Rückkehr traf ihn in Pillnitz bei der Begegnung mit dem König von Sachsen ein Schlaganfall, von dessen äußeren Folgen er sich zwar bald erholte. Aber seine geistige Kraft war gebrochen. Die Umgebung sah die Symptome der Krankheit, und auch Bismarck, der am 27. Juli bei der zu Ehren des Zaren veranstalteten Parade mit dem König ritt, bemerkte bei dem Gespräch das Versiegen der Gedanken und mußte das Pferd des Königs in Schritt einlenken. Dann kam nach einer scheinbaren Besserung im Oktober die Katastrophe. Er hatte den Zaren zum Märkisch-Schlesischen Bahnhof im geschlossenen kaiserlichen Salonwagen begleitet, im Tabakdampf, denn der Zar war ein starker Raucher, während ihm der Geruch unerträglich war. Es folgte ein neuer Schlaganfall. Tagelang war der König bewußtlos, bis die Ärzte durch Aderlaß ihn wieder zum Bewußtsein brachten. So berichtet Bismarck, der von Manteuffel aus Reinfeld nach Berlin berufen wurde und nun in diesen Tagen höchster Spannung eine Unterredung mit dem Prinzen Wilhelm hatte. Das Verhältnis der beiden hatte seit ihrer näheren Berührung nach den Märzereignissen mannigfache Wandlungen durchgemacht. Aber nach der weitesten Entfremdung in der Krimkrisis hatte sich wiederum ganz von selbst eine Annäherung ergeben. Die Sicherheit und Entschiedenheit des Bundestagsgesandten, seine menschlichen Eigenschaften mußten ihm das Vertrauen des Prinzen gewinnen. Und in diesen schweren Augenblicken, wo ihn jeder Augenblick auf den Thron rufen konnte, trat es besonders stark hervor. Auf einem langen Spaziergange legte ihm der Prinz die Frage vor, ob er die Verfassung unverändert annehmen oder zuvor eine Revision vornehmen lassen solle. Bismarck bestritt nicht die rechtliche Möglichkeit eines solchen Schrittes, aber „aus Gründen der Politik" riet er dringend ab. Er wies auf die Folgen hin, die ein Zwist zwischen der Krone und dem Landtage für Preußens Ansehen in Deutschland und für seine europäische Aktionsfähigkeit haben müßte, und auf die Parteinahme des liberalen Deutschland gegen diesen Schritt. Verfassungsfragen hätten jetzt untergeordnete Bedeutung: jetzt komme alles an auf die Machtfrage und die innere Geschlossenheit. Also auch

hier erscheint er als des Prinzen getreuer Eckard, der ihn vor dem verhängnisvollsten Schritte warnt, den er bei seiner Thronbesteigung hätte tun können.

Aber noch war es nicht so weit. Denn selbst die Regentschaft, die bei dem unheilbaren Zustand notwendig war, wurde durch die Kamarilla in eigenartiger Weise verzögert. Zunächst wurde Prinz Wilhelm lediglich am 23. Oktober auf drei Monate mit der Stellvertretung des Königs betraut, während doch das Gutachten der Ärzte eine Wiederherstellung kaum mehr hoffen ließ. Auch Bismarck bekam die Macht jener Vertrauten zu fühlen. Als er von der Unterredung mit dem Prinzen nach Sanssouci zurückkam, geriet er unwillkürlich in eine Konferenz derselben hinein, die, wie es schien, gerade von ihm gehandelt hatte. Der Generaladjutant Edwin v. Manteuffel trat auf ihn zu und schärfte ihm ein, daß alle Gesandten sich ohne Zögern auf ihre Plätze zu begeben hätten. Bismarck hielt mit der gebührenden Antwort zurück und beschränkte sich darauf, seine Anwesenheit mit der Weisung seines Ministers zu begründen. Aber im Dezember kam er auf den damaligen Auftritt zurück in demselben Schreiben, in dem er die Stellvertretung sehr deutlich als Provisorium und die lange Dauer desselben als ein Unglück für das Land bezeichnete. Doch war vorläufig nichts zu ändern. Die Stellvertretung wurde noch dreimal auf je drei Monate verlängert. Dann setzte im Sommer 1858 die Kamarilla wieder ein. Man wollte die Königin veranlassen, den Gatten zur Unterschrift eines Briefes an seinen Bruder zu bewegen, in dem er erklärte, daß er sich wieder wohl genug zur Übernahme der Regierung fühle und ihm für die Stellvertretung danke. Das hätte die volle Herrschaft der Kamarilla „unter Kontrolle der königlichen Unterschrift“ durch die Königin bedeutet. Auch Bismarck wurde in den Plan eingeweiht. Aber er lehnte auf das bestimmteste ab mit der Erklärung, das würde eine Haremsregierung werden. Der Prinz berief ihn nach Baden-Baden und erfuhr von ihm den seltsamen Plan. Er wollte seinen Abschied nehmen. Aber Bismarck riet ihm, den Minister v. Manteuffel nach Baden-Baden zu befehlen und die Fäden der Intrige durch seine Weisungen zu durchschneiden. Doch noch war das Spiel nicht zu Ende, obschon der Zustand des Königs sich immer mehr verschlimmerte. Bismarck hat schließlich beim Landtag, wo die äußerste Rechte sich noch mit seltsamen Anträgen gegen die Regentschaft trug, durch sein entschiedenes Auftreten in einer Fraktionssitzung diese Machenschaften vereitelt. Am 7. Oktober übernahm der Prinz von Preußen die Regentschaft. Und es war Bismarck, der ihm in seiner treuen und entschiedenen Weise, aber fern von allen ehrgeizigen und streberhaften Plänen, den Weg gebahnt hatte.

Bismarck als Botschafter
in Paris.



Bismarck als preußischer
Ministerpräsident.

Bismarck als Landwehroffizier.
Nach einer Aufnahme von H. Schnäbeli, Berlin.

Bismarck als Landtagsabgeordneter.
Nach Graffs Lichtbild lithographiert von Schwabe.

Bismarck im Vollbart.

Nach einer Aufnahme von Loescher & Petsch, Hofphotograph in Berlin i. J. 1883.

Bismarck im Sachsenwald.

Nach einer Aufnahme von A. Bockmann in Lübeck i. J. 1886.

Bismarck zu Pferde.

Nach einer Aufnahme von Karl Hahn.

Jahre des Übergangs

Bismarck hatte zur beschleunigten Durchführung der Regentschaft sein gutes Teil beigetragen, nur geleitet von dem Interesse für den Staat und wohl auch für den Regenten selbst. Ehrlich und offen hatte er auch dem Minister Manteuffel geraten, sein Portefeuille zur Verfügung zu stellen und so seiner unfreiwilligen Verabschiedung vorzubeugen. Aber dieser mißtraute ihm und blieb, um schon am 6. November seine Entlassung zu erhalten. Prinz Wilhelm schuf sich ein neues Ministerium, das von den Liberalen innerhalb und außerhalb Preußens mit ungeheurem Jubel begrüßt wurde. Eine „neue Ära" schien angebrochen. Der einst so viel geschmähte Prinz war mit einem Male ohne eigenes Zutun eine der populärsten Persönlichkeiten. Aber auch Bismarck war über diese plötzliche Wendung der Dinge sehr erstaunt, obwohl er den Dingen ruhig entgegensah, viel ruhiger als seine Gattin, die in ihrer pommerschen Heimat wie in Berlin an eine dem Gemahl drohende Katastrophe zu glauben begonnen hatte und in ziemlicher Erregung nach ihrem liebgewordenen Frankfurt zurückgekehrt war. Sie spielte förmlich die Rolle der „Herzogin von Friedland", die vom Kaiserhofe in das Heerlager des Gemahls kommt und dessen Sturz für unausbleiblich hält. Aber Bismarck war kein Wallenstein und Prinz Wilhelm kein Ferdinand. Gerade der letzte Sommer hatte, wie wir gesehen, die beiden einander wieder näher gebracht. Denn als Stellvertreter des Königs hatte er noch besser beurteilen können, wie glänzend Bismarck in Frankfurt die Geschäfte führte. Hatte er doch den leidigen Rastatter Handel aus einer Niederlage in einen Sieg Preußens gewandelt und auch den Reformplänen des Grafen Beust einen ruhigen und entscheidenden Widerstand entgegengesetzt. So hatte ihn der Prinz zu den Julikonferenzen in Baden-Baden beigezogen, wo auch Cavour erschienen war und den Prinzen einen Blick in seine von Napoleon bereits gemischten Karten tun ließ. Es war daher nicht wahrscheinlich, daß Bismarck es mit seiner ursprünglichen Partei halten werde. Aber damit war noch nicht gesagt, ob ihn der Regent auf seinem Platze in Frankfurt belassen werde, obwohl er gerade jetzt gerne geblieben wäre, wo die Aufrollung der italienischen Frage und damit ein neuer Vorstoß Österreichs drohte, Preußen und Deutschland in seine eigenen kleinen Hausangelegenheiten hereinzuziehen. In der Tat brachte der 1. Januar 1859 bereits die Entscheidung. Kaiser Napoleon hielt seine so berühmt gewordene Neujahrsansprache, und Österreich nahm die freilich nicht zu mißdeutenden Drohungen sofort auf. Es war Bismarcks

letzte große Aufgabe am Bunde, die österreichischen Versuche, den deutschen Krieg gegen Frankreich zu entfesseln, so weit wie möglich zu vereiteln.

Aber mitten hinein in diese Aktion fiel seine Ernennung zum Botschafter in Petersburg. Sie war ihm an sich ganz gewiß nicht unangenehm. Es hatte für ihn nichts Demütigendes, diesen Posten anzunehmen, der als der wichtigste galt. Nur die lockende Aufgabe und das Interesse des Staates gaben ihm den Wunsch, wenigstens vorläufig noch in Frankfurt zu bleiben, statt dort Herrn v. Usedom, dem er ebensowenig traute wie dem neuen Minister des Auswärtigen v. Schleinitz, das Feld zu räumen. Mehr denn je fürchtete er die Nachgiebigkeit gegen Österreich, die gerade jetzt sein politisches System, das er noch in jener bedeutsamen Denkschrift vom Juli 1858 so klar und großzügig dargelegt hatte, zu durchkreuzen drohte. Aber vielleicht war es gerade diese Politik, die den Regenten veranlaßte, ihn in Petersburg „kalt zu stellen". War doch um die Jahreswende von Bismarcks Parteigängern, die sich von ihrem ersten Schrecken bald wieder erholt hatten und erkennen mußten, daß das Ministerium mit seinem leitenden Haupte, dem Fürsten von Hohenzollern, keineswegs dem Liberalismus mit Haut und Haaren verschrieben und auch der Regent nicht gesonnen war, dieser Richtung rückhaltlos zu folgen, der Gedanke wieder aufgegriffen worden, Bismarck ins Ministerium zu bringen, und zwar in der Zusammensetzung: Roon als Kriegsminister, Delbrück als Handelsminister. Im Januar wurde dieser Plan von Gerlach und Graf Eberhard v. Stolberg in Verbindung mit dem Flügeladjutanten Karl Goltz in Angriff genommen. Der Versuch, an dessen Gelingen allerdings vorläufig nicht zu denken war, hat Bismarck bei dem Regenten nicht geschadet, dem er bald darauf in der alten, offenen Weise gegenüberstand. Dieser hat ihm gegenüber mit seinem Groll über die Rechte im Herrenhaus und ihre Frondeurrolle zwar keineswegs zurückgehalten, aber ihm persönlich über die Auffassung seiner Versetzung nach Petersburg die huldvollsten Aufklärungen gegeben. Bismarck scheint in dieser Audienz den Versuch gemacht zu haben, sein Verbleiben in Frankfurt durchzusetzen. Er schildert selbst sehr eingehend, wie er dem Prinzen nahegelegt habe, daß er in Frankfurt mehr nützen könne als in Petersburg, aber auch mehr als jeder andere, zumal als Usedom, über den er schon damals wie später des öfteren die Schale seines Mißtrauens ausgegossen zu haben scheint, ebenso wie über den Grafen Schleinitz und über den Kriegsminister v. Bonin. Er hat das Ministerium einer sehr scharfen Kritik unterzogen, aber auch den Regenten vor der Absicht, „sein eigener auswärtiger und Kriegsminister sein zu wollen", mit aller Entschiedenheit gewarnt. Er sah in jenen die Organe der Prinzessin Augusta und fürchtete den Einfluß der hohen Frau, die sich nach seiner Meinung

als die Gründerin und Patronin dieses Ministeriums ansehen durfte. Vielleicht hat ihm Prinz Wilhelm schon damals in manchen Punkten recht gegeben. Aber er hatte wohl nach dieser Unterredung das Gefühl, daß es besser sei, diesen selbständigen und selbstherrlichen Geist noch von Berlin fern zu halten, wenn er auch seiner monarchischen Treue rückhaltlos vertraute. Und vielleicht wollte er ihn auch fernhalten von den augenblicklichen Fragen der Politik, in denen er nicht gedrängt und geschoben werden wollte, um eben selbst sein eigener auswärtiger Minister zu sein. Genug, am 23. Januar erfolgte Bismarcks endgültige Ernennung nach Petersburg. Er ging nach Frankfurt zurück, um die Übergabe der Geschäfte an Usedom durchzuführen, was nicht ohne sehr gründliche Anleitungen für das fernere Verhalten geschah. Den Abschluß bildete sein scharfes Vorgehen gegen seinen militärischen Kollegen in der Militärkommission, wo General Dannhauer völlig in das österreichische Fahrwasser geraten war. Dann trat er am 23. März von Berlin aus auf Grund plötzlichen Befehls die Reise an.

„Rußland hat sich unter unsern Rädern gedehnt, die Werste bekamen Junge auf jeder Station, aber endlich sind wir im Eisenbahnhafen." So schrieb er am 28. März von Pskow aus an die Gattin, nachdem er sechsundneunzig Stunden mit nur ein paar Stunden Unterbrechung in Schlitten und Wagen zurückgelegt hatte. Am 29. traf er in Petersburg ein, am 1. April übernahm er die Geschäfte. Sofort fühlte er sich wohl und heimisch. Alle amtlichen Beziehungen schienen ihm im Vergleich zu Frankfurt aus Dornen zu Rosen geworden. „Die Bundestagszeiten und das Präsidialgift", meinte er, „sehen sich hier wie Kindereien an." Und man wähnt den Göttinger Studenten zu hören, wenn er an seine Frau schreibt: „Ich habe hier nur angenehme Eindrücke; das einzige, was mich erbittert, ist, daß man auf der Straße nicht rauchen darf." In der Politik traf ihn ein vertrauter Ton: der Haß und der Groll gegen Österreich. Der ging durch die gesamte kaiserliche Familie und war gewissermaßen das Erbteil des Zaren Nikolaus II. Die ganze russische Politik schien auf Krieg gestimmt und keinem anderen Gedanken Raum zu geben als dem, wie man Österreich ans Leben könne. Die Kaiserin-Mutter hatte für ihn sogar etwas Ergreifendes, wenn sie von dem gebrochenen Herzen ihres Mannes sprach, und von Franz Joseph, den er als Sohn geliebt, wie von einem der Rache Gottes Verfallenen. Für politische Rachsucht hatte freilich Bismarck kein Organ. Ihm tat der arme österreichische Botschafter inmitten dieser feindseligen Stimmung förmlich leid. Aber freilich beklagte er es tief, daß man sich in Berlin von Österreich noch nicht so unabhängig gemacht hatte wie in Petersburg.

Im übrigen warf die italienische Frage ihre Wellen bis nach Petersburg.

Hier wollte man durch einen Kongreß den Krieg bannen. Aber der Plan scheiterte an der Weigerung des Wiener Hofes, das bei der Frage doch am meisten interessierte Sardinien beizuziehen. Da gab es auch für Bismarck viel zwecklose Arbeit wegen der von vornherein verlorenen Frage. Den Losbruch des Ungewitters konnte er nicht hindern, und so blickte er mit schwerer Sorge aus seinem russischen Tomi nach Berlin, wie sich sein Hof zu der gewaltigen Bewegung stellen würde, die Napoleon entfesselt hatte und die durch die nationale Frage ihren großen und entscheidenden Inhalt erhielt. Seine Auffassung war ihm längst klar, und sie hat vielleicht zu seiner Versetzung nach Petersburg mit am meisten beigetragen. Was Napoleon in Italien erstrebte, die Beseitigung der österreichischen Herrschaft, das wollte auch er. Es war ihm ganz recht, wenn Österreich nach dem Abgang des Grafen Buol den von Napoleon hingeworfenen Handschuh aufnahm. Aber er wollte nicht, daß Preußen und Deutschland in den Krieg verwickelt würden. Wien war gegen alle Mahnungen taub und wies die englische Vermittlung in schroffer Weise ab. Man brauche Verbündete und keine Vermittler, war der Wiener Bescheid gewesen, und man hoffte mit Sicherheit auf Preußen und auf Deutschland. Und in der Tat, Deutschland war Feuer und Flamme für diesen Krieg. Es wähnte den Tag gekommen, die endgültige Abrechnung mit Frankreich zu halten und ihm Elsaß-Lothringen zu entreißen. Es fühlte auf einmal die volle Gemeinsamkeit mit dem Staate Österreich und hörte mit Begeisterung den Aufruf des Kaisers Franz Joseph, der diesen Krieg um seine italienischen Provinzen mit dem großen Krieg von 1813 verglich. Zornig schrieb damals Bismarck an seinen Bruder Bernhard, er sei in großer Sorge, „daß wir uns schließlich mit dem nachgemachten 1813er von Österreich besoffen machen lassen und Dummheiten begehen“. Ihm lag ja nichts daran, wenn die Parteien in Deutschland sich zu irgendeiner Politik hinreißen ließen. Aber diesmal wurde er bedenklich, wenn er seine Parteifreunde durch ihre „Kreuzzeitung“ tatsächlich das Kreuz gegen Frankreich und ebenso gegen das revolutionäre Italien predigen hörte, wenn die Liberalen und Gothaer die Hilfe zwar an gewisse nationale Zugeständnisse zugunsten der preußischen Stellung in Deutschland binden wollten, aber doch den Waffenschrei ertönen ließen. Ging doch die Stimmung für den Krieg noch viel weiter. Auch in militärischen Kreisen war man begeistert und selbst ein so klarer Kopf wie Moltke war bedingungslos für den Krieg. Der Prinzregent hatte sofort die Kriegsbereitschaft für das preußische Heer befohlen, zunächst zum Zweck der bewaffneten Vermittlung; innerlich aber war er zum Kriege entschlossen. Denn auch er gedachte des Jahres 1813, und die alte Feindschaft gegen

das französische Kaisertum regte sich in ihm. Vor allem aber fürchtete er — der Gegner der Olmützer Politik — daß er dem Schicksal seines Vaters verfallen und durch die Neutralitätspolitik isoliert werden könnte. Er überschätzte eben Frankreichs Kräfte und unterschätzte die eigenen. So schien für die österreichischen Pläne der Boden bereitet, und Bismarcks ängstliches Bangen war nicht unberechtigt. Und er griff wieder ein, so gut er konnte. Er knüpfte gewissermaßen an seine Frankfurter Tätigkeit an. Allen Bemühungen Österreichs, Preußen durch den Bund zur Gefolgschaft zu zwingen, mußte der Boden entzogen werden. Er wußte, wenn Preußen versagte, dann würden auch die Mittelstaaten, so sehr sie jetzt der Begeisterung ihrer Untertanen für den Franzosenkrieg Rechnung tragen mußten, Gewehr bei Fuß stehen bleiben und nicht Österreichs außerdeutsche Stellung verteidigen, die ohne diese Hilfe verloren war. Erst Italien, dann Deutschland! Dieser Plan war in ihm schon völlig reif, und es war ihm geradezu ein Schmerz, wenn in Berlin ein Schritt geschah, der ihn vereiteln, für Jahrzehnte unmöglich machen konnte. Das war für ihn die Pein in seiner Petersburger Stellung, und in dieser Beziehung fühlte er sich wirklich kalt gestellt. Kein Augenblick war günstiger, die preußische Politik über den Bund zu stellen. In diesem Sinne schrieb er jenen Brief an seinen Minister v. Schleinitz, der diesem ein Wegweiser sein konnte, heute aber ein Zeugnis für den sicheren Blick ist, mit dem Bismarck die europäischen und deutschen Dinge damals schon überschaute. Warum sollte Preußen sich selbst das Wasser abgraben, um Österreichs Mühlen zu treiben, warum sollte es einen Staat stärken, der ihm sein eigenes Wachstum wehrte? Darum hätte er lieber den ganzen Bund zerschlagen, als daß er geduldet hätte, daß Österreich ihn nützte, Preußen in seine Gefolgschaft zwang. Mit Schmerz und Ingrimm sah er, wie in Berlin die Neigung wuchs, den Österreichern ihr Italien zu verteidigen und unter Umständen die ganze Stoßkraft Frankreichs gegen Preußen zu lenken. „Unsere Politik", schrieb er am 2. Juli an seine Frau, „gleitet mehr und mehr in das österreichische Fahrwasser hinein, und haben wir erst einen Schuß am Rhein gefeuert, so ist es mit dem italienisch-österreichischen Krieg vorbei und statt dessen tritt ein preußisch-französischer auf die Bühne, in welchem Österreich, nachdem wir die Last von seinen Schultern genommen haben, uns soweit beisteht oder nicht beisteht, als seine eigenen Interessen es mit sich bringen." „Ich sehe sehr trübe in die Zukunft." „Aber Gott, der Preußen und die Welt halten und zerschlagen kann, weiß, warum es so sein muß, und wir wollen uns nicht verbittern gegen das Land, in dem wir geboren sind, und gegen die Obrigkeit, um deren Erleuchtung wir beten." Und so beschleicht ihn das Gefühl einer tiefen Resignation: „Was sind

unsere Staaten und ihre Macht und Ehre vor Gott anders als Ameisenhaufen und Bienenstöcke, die der Huf eines Ochsen zertritt, oder das Geschick in Gestalt eines Honigbauern ereilt." So schwer liegt die Frage von Krieg und Frieden auf ihm, so bedenklich erscheint ihm die Berliner Politik. Doch auch diesmal war das Glück Preußen günstig und hielt es von den letzten Konsequenzen seiner Politik zurück, die der Regent in Begeisterung und Pflichtgefühl zu ziehen gewillt war. Am 4. Juni wurden die Österreicher bei Magenta, zwanzig Tage später bei Solferino geschlagen. Prinz Wilhelm befahl die Mobilmachung von sechs Armeekorps und stellte zugleich in Frankfurt die Forderung, daß ihm der Oberbefehl über das gesamte Bundeskontingent übertragen werde. Aber das wollte weder Napoleon III. noch der Kaiser Franz Joseph. Dieser sah vor solcher militärischen Machtentfaltung seine Stellung in Deutschland zusammenbrechen. Lieber ließ er die Lombardei fahren, als daß er sich dieser Gefahr ausgesetzt hätte. Und Napoleon kam ihm entgegen. So schlossen die beiden den Vertrag von Villafranca, der das Weitergreifen des Krieges verhinderte und vor allem Preußen ausschaltete. In der Tat empfand jetzt auch der Regent diesen plötzlichen Frieden als eine neue Demütigung. Wiederum hatte Preußen für eine Idee sich begeistert und in Kosten gestürzt, wiederum erlebte es eine schwere Enttäuschung. Es war schade um die schöne nationale Stimmung, die sich an den deutschen Hoffnungen berauscht, aber die große Sache in falscher Weise mit den kaiserlichen Zwecken verknüpft hatte. Österreich gab sich damit zufrieden, für diesmal noch Venedig gerettet zu haben und schloß am 10. November zu Zürich den endgültigen Frieden.

Während nun in Deutschland sich das Gefühl grenzenloser Enttäuschung geltend machte, war Bismarck in hohem Grade über den Ausgang erfreut. Das Wetter hatte sich verzogen, ohne daß seinem Staate besonderes Unheil geschehen war. Er selbst freilich hatte persönlich schlimme Zeiten durchzumachen gehabt. Wir lesen heute seine Schilderung von Moskau und dem alten Schloß von Archangelsk mit Freude und Interesse. Aber dort holte er sich den Keim der Krankheit, die sich durch Nichtbeachtung noch steigerte und zu einem schweren Rheumatismus entwickelte. Doch kaum war er so weit genesen, daß er die Urlaubsreise in die Heimat antreten konnte, da verschlimmerte sich durch falsche und gewissenlose Behandlung sein Zustand so sehr, daß eine Zeitlang die Amputation eines Beines in Erwägung gezogen werden mußte. Dann ging er nach Nauheim und Baden-Baden, wo seine kräftige Natur sich bald völlig erholte. Aber er hatte sich eben erst zu seinen Lieben nach Reinfeld begeben und wollte sich gerade zur gemeinsamen Rückreise nach Petersburg rüsten, als er vom Regenten die Aufforderung erhielt,

Die Friedensverhandlungen in Nikolsburg, 1866.

Kullmanns Mordanschlag in Kissingen, 13. Juli 1874.

ihn zur Zusammenkunft mit dem Zaren Alexander II. zu begleiten. So fuhr er dem Zaren nach Warschau entgegen, machte eine Reihe von Hoffestlichkeiten mit und kam dann mit ihm nach Breslau, wo die Begegnung stattfand. Für ihn war diese eine gewisse Genugtuung, weil man in eingeweihten und in politischen Laienkreisen ihr eine ganz besondere, gegen Österreich gerichtete Bedeutung beilegte. Aber Bismarck wußte recht gut, daß man noch nicht so weit war, wie ja überhaupt in dem Festtrubel von Breslau die Politik ziemlich unter den Tisch gefallen zu sein scheint. Er traf dort mit Roon zusammen, und beide waren sich so ziemlich klar, daß die wichtigen politischen Dinge, die dort betrieben werden sollten, kaum zu einem gedeihlichen Ziele führen könnten. Aber es war für beide von Wert, daß sie sich hier wieder einmal zu vertrauter Aussprache zusammenfanden und wieder engere Fühlung nahmen. Dann eilte Bismarck nach Reinfeld zurück, um seine Familie nun endlich nach Petersburg zu bringen. Alles war für die Fahrt, die von Tauroggen aus mit Pferden zurückgelegt werden mußte, vorbereitet, ein vierzehnsitziger Wagen harrte seit Wochen schon in dem schicksalsvollen Ort. Am 2. November brach er von Reinfeld auf. Aber in Hohendorf bei Elbing, wo er bei dem alten Freunde Below halt machte, erkrankte er schwer an einer Lungenentzündung. Tagelang rang er mit dem Tode. Dann half sich seine starke Natur selbst. Doch an eine Weiterreise war vorläufig nicht zu denken. Monatelang mußte er in Hohendorf bleiben. Endlich im Februar konnte er an den Aufbruch denken. Ihn zog es nach Petersburg, doch die Ärzte und vor allem die Gattin wünschten, daß er sich im Süden erst völlig erholen solle. Aber da rief ihn der Regent nach Berlin und hielt ihn trotz seiner dringenden Bitten monatelang fest. Die Zeit ward Bismarck, dem eine Erholungsreise viel besser getan hätte, als das Hangen und Bangen, wie sich sein Schicksal gestalten sollte, zur peinvollen Qual. Indessen ist sie doch in hohem Maße interessant und wichtig für das Verhältnis des Prinzen zu dem alten Freund und Gegner, von dem er sich nicht zu trennen vermag, den er immer wieder zu sich ruft, den er gerne zum Minister machen möchte. Aber zu Entschlüssen vermag er nicht zu kommen. Es haben während dieser Zeit eine Reihe von Besprechungen stattgefunden, die wohl dieselben Gegenstände behandelten, die sie schon im Herbst in Baden-Baden erörtert hatten. Jetzt standen die Armeefragen im Vordergrunde des Interesses. Am 5. Dezember hatte der Regent Roon zum Kriegsminister gemacht, womit er dessen Entwurf einer neuen Armeeorganisation endgültig gebilligt und zu seiner eigenen Sache gemacht hatte. In der Thronrede, mit der er am 12. Januar 1860 den neuen Landtag eröffnete, hatte er mit feierlichem Ernst auf diese hingewiesen, gegen die sich alsbald innerhalb und außerhalb der Kammer eine

heftige Opposition erhob. Wie hatte die liberale Mehrheit dem Regenten und seinem „liberalen" Ministerium zugejubelt! Aber wieder war, wie in den Anfängen Friedrich Wilhelms IV., die Freude verrauscht, und wie stets schien sich auch hier der Überschwang zu rächen. Der neue Kriegsminister bekam die Opposition sofort zu spüren. Man war entsetzt über die Höhe der Forderungen, über den ungeheuren Anfang, den der Militarismus in Preußen anzunehmen drohe, man ahnte nicht, daß in dieser Organisation erst die Grundlage geschaffen werden sollte für die großzügigere Politik, nach der man doch selbst so sehnsüchtig verlangte. Roon fand im Ministerium selbst nicht den starken Rückhalt, dessen er bedurfte, um die Vorlage ohne Zugeständnisse und Streichungen durchzusetzen. Von Bismarck wußte er, daß er völlig auf dem Boden der Reform stand, wie er ja tatsächlich im Herrenhaus mit aller Entschiedenheit für den zustimmenden Antrag eingetreten ist. Die beiden verkehrten damals sehr häufig miteinander und besprachen die Lage sehr eingehend. Es war Roons Neffe und Bismarcks alter Freund, Moritz v. Blanckenburg, der sie wieder zusammengeführt hatte. Roon fand in Bismarck den richtigen Mann, die Vorlage zu vertreten. Ja noch mehr. Der Kriegsminister hoffte, daß es diesem gelingen werde, sie auch bei dem Regenten in ein Kampfmittel gegen den Liberalismus umzuwandeln und diesen auf solche Weise in die von ihnen gewünschten Bahnen zu leiten. So wurde der Vorschlag, Bismarck ins Ministerium zu bringen, ihm auch von dieser Seite unterbreitet. Roon war dem Regenten lieb und wert, schon seit den Olmützer Tagen, weil er damals ebenso empfunden hatte wie er selbst. So hatte er ihn immer mehr an sich herangezogen. Es fiel ihm auf, daß nun auch Roon für Bismarck sprach, und so gab er jetzt in der Tat dem Gedanken Raum, ihn als Kampfminister zu erwählen. Er kannte seine Treue und Hingebung, er wußte, daß er sich auf ihn verlassen konnte. Aber er scheute sich, ehe nicht alle Brücken zu den Liberalen abgebrochen waren, die freilich rasch abgekühlten Freunde durch diesen Gegner noch mehr zu reizen. Bismarck selbst drängte sich in keiner Weise zu diesem Amt. Er wollte nicht an die „Galeere". Er fühlte sich in Petersburg viel wohler, und er hat dies auch rückhaltlos gegenüber seinem Chef v. Schleinitz ausgesprochen. Er wollte bleiben, was er war. Höchstens Frankfurt hätte er vorgezogen. Aber das Warten verstimmte ihn. Er machte sich, wie er einmal mit bitterem Humor an die Gattin schreibt, im Herrenhaus gegenüber den Ministern so unangenehm wie möglich! „Wenn's nur dazu führte, daß man mich dessen für verdächtig hielte und mir sagte: Herr, nun scheren Sie sich auf ihren Posten." Aber anderseits wollte er jetzt so wenig wie später der schweren Aufgabe aus dem Wege gehen. Er wollte zurück nach Petersburg: „Wird mir aber", meinte er, „der ministerielle

Gaul dennoch vorgeführt, so kann mich die Sorge um den Zustand seiner Beine nicht abhalten, aufzusitzen." Doch der Kelch ging noch einmal an ihm vorüber. Der Regent brauchte ihn nicht mehr. Er gab sich vorläufig mit dem Provisorium zufrieden, das ihm die ersten Mittel zur Reform bot und diese selbst nicht zu hindern schien. Die auswärtige Politik hatte auch wieder ihre Schrecken verloren. Von Napoleon war vorläufig nichts zu fürchten. Suchte dieser doch selbst die persönliche Begegnung mit dem Prinzen, in die dieser nach zweimaliger Ablehnung schließlich einwilligen mußte. Von Rußland her war der Gedanke eines französisch-russischen Bündnisses, das Preußen zum Dreiklang ausgestalten sollte, ziemlich rege betrieben worden. Vielleicht wollte aus diesem Grunde der Regent den Propheten dieser Konstellation nicht in Petersburg haben, um nicht durch dessen Kraft das Werk gefördert zu wissen, dem er mit ganzer Seele widerstrebte. Genug, in den auswärtigen Fragen holte er zwar Bismarcks Rat ein, aber sie ihm völlig anzuvertrauen, das wagte er jetzt noch nicht. Und so ging dieser endlich nach Petersburg ab, wo seit langem das Heim der Familie harrte. Er fühlte sich wohl und glücklich, und die Gattin lebte sich über Erwarten rasch in die russischen Verhältnisse ein. Er selbst war den großen und kleinen Berliner Fragen und Plagen entrückt. Und er war des froh. Denn es hatte an den heftigsten und perfidesten Angriffen gegen ihn nicht gefehlt. Auch die „Kreuzzeitung" hatte in dieses Horn gestoßen, wie er ja auch mit Gerlach und dessen Freunden wegen seiner politischen Anschauungen ziemlich heftige Auseinandersetzungen hatte. Es ist seltsam, wie in diesen Kreisen gegen ihn die gleichen Vorwürfe laut werden wie in der österreichischen Presse, zumal in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung", die ihm seine französisch-russischen Gesinnungen vorwarf. Nichts war falscher als das. Denn auch er wollte kein regelrechtes Bündnis mit Frankreich, selbst ein Zusammenschluß mit Sardinien gehörte damals zu den vorläufig überwundenen Dingen, wie ja sein ganzes System auf dem Vertrauen in die eigene Kraft und die Deutschlands beruhte. Unter den Eindrücken jener Angriffe schrieb er aus Petersburg bald nach seiner Ankunft: „Übrigens sind meine politischen Liebhabereien im Frühjahr bei Hof und Minister so genau gesiebt worden, daß man klar weiß, was daran ist, und wie ich gerade im nationalen Aufschwung Abwehr und Kraft zu finden glaube. Wenn ich einem Teufel verschrieben bin, so ist es ein teutonischer und kein gallischer."

Einigermaßen Entschädigung für dergleichen Ärger fand er in der liebenswürdigen Behandlung, die ihm von seiten des russischen Hofes widerfuhr. Bei seiner Antrittsaudienz kam ihm der Kaiser freudig entgegen, umarmte ihn herzlich und wies die Zeremonienmeister beiseite. Die Freundschaft

mit der Kaiserin-Mutter, die ihn ja von Anfang an in ihr Herz geschlossen hatte, wurde immer wärmer. Auch wenn sie krank zu Bette lag, unterhielt sie sich gern mit ihm, und er hat wohl an ihrem Krankenlager das Diner eingenommen. Die politische Stimmung freilich fand er nicht mehr so günstig wie früher, weder beim Zaren noch bei Gortschakow, die nach seiner Wahrnehmung nicht immer am gleichen Strange zogen. Alexander wünschte zwar ein enges Zusammengehen mit Preußen gerade Napoleons wegen. „Wir werden ihn so", meinte er Bismarck gegenüber, „auf freundschaftlichem Wege vielleicht in Ordnung halten können, indem wir untereinander intimer stehen, als jeder von uns mit ihm." Das war nun ganz gesprochen, wie Bismarck dachte. Aber in Berlin war die Stimmung anders. Der Regent hatte endlich in die Begegnung mit dem Kaiser Napoleon gewilligt und zu diesem Zweck die deutschen Fürsten in Baden-Baden um sich versammelt. Es ward dort ein schönes und wirkungsvolles lebendes Bild gestellt: die würdige, milde und doch ernste Gestalt des Regenten, umgeben von den deutschen Souveränen, die sich in diesem Augenblick, da jener den gallischen Imperator empfing, um ihn als ihr Haupt und ihren Führer zu scharen schienen. Dieses Empfinden hatte der Regent selbst. Er freute sich darüber aus seinem gesunden soldatischen Gefühl heraus. Anders dachte der Staatsmann. Er sah in dem Ganzen nichts anderes als eine Demonstration gegen Napoleon, die, an sich überflüssig, keineswegs dem politischen Interesse Preußens entsprach. Er war froh, als ihm der Fürst v. Montebello in Petersburg seine geschmackvolle Deutung der Zusammenkunft gab, wonach die deutschen Fürsten nicht Napoleons wegen, sondern jene sowohl wie dieser, jeder Teil für sich, zu dem Regenten gekommen seien. Und er riet Schleinitz dringend, diese Auffassung ins Publikum zu bringen, indem sie für das Erscheinen der Fürsten sowohl das Motiv des Mißtrauens gegen Preußen, wie auch das der Willfährigkeit gegen Napoleon zu beseitigen und den Regenten „comme de raison" als vermittelndes Zentrum des Ganzen hinzustellen geeignet sei. Auch bei dieser Gelegenheit hatte die Presse gegen Preußens und zumal gegen Bismarcks angebliche Franzosenfreundschaft in stärkstem Tone losgezogen. Es war ein förmlicher Verleumdungsfeldzug gegen ihn veranstaltet worden, der ihn ärgerte und empörte. „Dieses Federvieh der deutschen Presse", schrieb er unter dem Eindruck solcher Hetzartikel, „merkt gar nicht, daß es gegen das bessere Teil seiner Bestrebungen arbeitet, wenn es mich angreift." Sein Verdacht richtete sich damals gegen den Koburger Hof. Der Herzog hat später versucht, sich davon zu reinigen.

Der Zusammenkunft mit Napoleon folgte der Tag von Teplitz, zu dem sich der Regent dem König von Bayern gegenüber noch in Baden-Baden

verpflichtet hatte. Diese Begegnung mit dem jungen österreichischen Kaiser schien Bismark noch bedenklicher. Denn aus dem Versöhnungsfeste konnte leicht ein Verbrüderungsfest werden. Bismarck hatte ja an und für sich nichts gegen eine freundlichere Stimmung zwischen den beiden Höfen. Und auch in Rußland riet man zu besseren und engeren Beziehungen. Aber der Regent kam Österreich weit, sehr weit entgegen. Er erklärte die Bereitwilligkeit Preußens zur gemeinschaftlichen Abwehr gemeinschaftlicher Gefahren; ja selbst ein Angriff Sardiniens auf österreichisches Gebiet sollte für Preußen als Kriegsfall gelten. Das schien nichts anderes zu sein, als die so oft gefürchtete Garantie der italienischen Besitzungen des Kaisers, an deren Verteidigung die preußischen Truppen gesetzt werden sollten. Was bedeuteten dagegen die preußischen Bedingungen der Bundesreform, für die der Regent eine feste Zusage nicht einmal erhielt! War er auch unter diesen Umständen nicht an seine Zusage gebunden, so nahm doch Franz Joseph die Empfindung mit fort, für seine italienische Politik einen Bundesgenossen gefunden zu haben.

Bismarck wurde über diese Vorgänge wie über die gesamte preußische Politik nur sehr oberflächlich unterrichtet. Aber Schleinitz gelang es nicht, den Botschafter von dem glücklichen Erfolg der Teplitzer Zusammenkunft zu überzeugen. Denn die Nachrichten, die über andere Höfe nach Petersburg gelangten, beunruhigten ihn in hohem Grade. Hiernach war sein Staat vermöge mündlichen Worts gebunden, Österreich unter allen Umständen beizustehen, falls es von Frankreich in Italien angegriffen würde; sehe Österreich sich zum Angriff genötigt, so müsse es, um Preußens Beistand zu erlangen, dessen Einwilligung haben. Darin lag nach seiner Anschauung die große Gefahr. Denn unter diesen Voraussetzungen konnte Österreich den Angriff Frankreichs jederzeit herausfordern. Bereits sprachen eine Reihe von Wahrnehmungen für diese Politik. Und er war geneigt, dem Urteil eines anderen zuzustimmen, der über Teplitz meinte: „Wir sind in Teplitz mit Wiener Gemütlichkeit über den Löffel balbiert, für nichts, nicht einmal für ein Linsengericht verkauft.“ Es war die alte Besorgnis, die diesmal freilich bald zerstreut wurde, weil der Fortschritt der italienischen Dinge die Höfe mit Unruhe erfüllte. Den Geist der Revolution, der sich in den Zügen Garibaldis wie in der ganzen italienischen Bewegung zu regen schien, fürchtete man in Petersburg ebenso sehr wie in Wien, ja selbst in Paris. Denn Napoleon sah in den Angriffen gegen den Kirchenstaat eine gefährliche Wendung, die ihm den bisher gefügigen Klerus zu verfeinden drohte. Denn schließlich war er es gewesen, der diese Kräfte entfesselt hatte. Genug, er hielt es für nötig, sich besonders Rußland gegenüber eine konservative und anti-

revolutionäre Maske aufzusetzen, die dort ausnehmend gefiel. Bismarck hatte mancherlei zu beobachten, was das Berliner Kabinett besorgt machen konnte. Er sah aber auch den Zwiespalt zwischen den Hofkreisen und den Ministern einerseits und dem Zaren anderseits. Während jene eine englandfreundliche und unter Umständen auch preußenfeindliche Politik wünschten, war der Zar weit friedlicher und auch verständiger gesinnt. Unter diesen Umständen hatte natürlich der Plan einer Zusammenkunft des Regenten mit dem Zaren und dem Kaiser von Österreich seine besonderen Schwierigkeiten. In Petersburg wünschte man unbedingt die Anwesenheit Napoleons, jedenfalls wollte Gortschakow der Warschauer Tagung jede Spitze gegen den Franzosenkaiser nehmen und alles vermeiden, was ihn besorgt machen und dazu treiben könnte, sein Heil im Kriege und in „Nationalitäts-Revolutionen" zu suchen. Bismarck wies da inmitten all der Strömungen auf das Persönliche hin. Es galt vor allem die Beziehungen zwischen Regent und Zar warm zu halten. „Die Verehrung des Kaisers für seinen Ohm", so schreibt er an Schleinitz, „ist so aufrichtig und seit den Vorgängen der letzten Monate womöglich gesteigert, daß S. K. Hoheit mehr in russischer Politik ausrichten können, als alle Diplomaten, wenn sie auch erheblich befähigter wären, als — der Schreiber dieses." So rückte der Tag der Zusammenkunft heran, von der Bismarck sehr gerne ferngeblieben wäre, obwohl der Zar und Gortschakow seine Anwesenheit dringend wünschten. Was er tun konnte, sich der leidigen Reise zu entziehen, das hat er getan. Aber er wurde dorthin befohlen und hatte es schließlich nicht zu bereuen.

So tagten denn Ende Oktober die drei Herrscher mit ihren Ministern in Warschau — ohne Napoleon. Aber der Zar legte dessen Kongreßplan wegen Italiens vor. Er blieb damit natürlich allein. Der wichtigste Erfolg der Zusammenkunft war wohl die Annäherung des Regenten und seines Neffen. Dadurch ward auch der Gegensatz gegen Frankreich etwas abgestumpft. Die Stimmung gegen Österreich war ja in den russischen Kreisen eine sehr starke, wenn sie auch in Warschau nicht so scharf hervortreten durfte. Aber Bismarck kannte sie, und sie war ihm recht. Jedenfalls hatte man aber in Berlin das Steuer wiederum herumgeworfen und segelte einen anderen Kurs als in Baden-Baden und in Teplitz. Außer ihm gab es, wie es scheint, noch einen in Warschau, der mit diesem Kurs unzufrieden war, der preußische Premierminister Fürst Anton von Hohenzollern, der ihn längst als „Ersatz Schleinitz" betrachtete. Seine Schuld war es nicht, wenn im Frühjahr 1860 dieser Plan noch nicht zur Reife gekommen war. Jedenfalls hat er in dem Warschauer Zusammensein mit Bismarck nur eine neue Bestätigung für die Richtigkeit seines Urteils gefunden, wenn auch Bismarcks lange Ausführungen über die Aufgaben der preußischen Politik, die den Fürsten so sehr anregten, ja

begeisterten, vorläufig nur ein interessantes Privatissimum blieben. Sonst ist Bismarck dort nach allem nicht weiter hervorgetreten, im Grunde weniger als ihm in Anbetracht seiner Petersburger Stellung zukam. Doch war er froh, dem Trubel der Hoffestlichkeiten zu entrinnen.

Der Winter war politisch und gesellschaftlich sehr still. Die Trauer um die Kaiserin-Witwe legte die Gesellschaft in Bann. Bismarck war das nach jeder Richtung lieb. Auch die Zurückhaltung seines Ministers nahm er mit ruhiger Gelassenheit auf. Der persönliche Briefwechsel bewegte sich in den liebenswürdigsten Bahnen, wenn auch Schleinitz in der Beantwortung der in hohem Grade interessanten Briefe eine gewisse Trägheit an den Tag legt. Jedenfalls stand Bismarck ruhig auf seiner Warte und beobachtete die innere und äußere Politik mit Spannung und klarem Blick. Er sah ja, wie die alte Sympathie für Deutschland in den Petersburger Kreisen, zumal seit dem Tode der Kaiserin-Mutter, immer mehr abnahm, während die nationale Stimmung ständig an Boden gewann. Dies war in gewissem Sinne eine Folge der Napoleonischen Nationalitätstheorien, die in die bessere Petersburger Gesellschaft eingedrungen waren. Bismarck schildert anschaulich die Begeisterung, die bei der Aufführung der „Stummen von Portici" bei den revolutionären Szenen hervorbrach. Ihn wunderte es, daß die Offiziere nicht Hochrufe auf Garibaldi ausbrachten. Denn gerade in der italienischen Frage war der Gegensatz zwischen Regierung und Gesellschaft sehr merkbar. Diese voll Sympathie, der Zar voll Groll, so daß er es gern gesehen hätte, wenn auch Preußen seinen Gesandten vom piemontesischen Hof abberufen hätte. Bismarck teilte zwar nicht die Begeisterung für das Haus Savoyen, aber er war durchaus dagegen, dem italienischen Volke den Weg zur Einheit zu verlegen. Er trat sogar den konservativen Anschauungen gegen Sardinien sehr scharf entgegen und meinte, daß man ihm, „ohne Ostentation prinzipieller Beteiligung an seiner Eroberungspolitik", ein freundlicheres Gesicht machen solle als bisher. Er gibt Schleinitz schon die Richtlinien seiner eigenen Politik, die die Ausdehnung des preußischen Staates sechs Jahre später möglich gemacht hat: „In betreff der inneren preußischen Politik bin ich, nicht bloß aus Gewohnheit, sondern aus Überzeugung und Utilitätsgründen so konservativ, als mir mein Land- und Lehnsherr überhaupt gestattet, und gehe grundsätzlich bis in die Vendée quand même, d. h. auch für einen König, dessen Politik mir nicht gefiele; aber nur für meinen König. In betreff der Zustände aller anderen Länder aber erkenne ich keine Art prinzipieller Verbindlichkeit für die Politik eines Preußen an; ich betrachte sie lediglich nach Maßgabe ihrer Nützlichkeit für preußische Zwecke." Ihm ist die preußische Politik nur Mittel, „der preußischen Krone die Kraft, den

eigenen Untertanen Rechtsschutz gewähren zu können, zu erhalten, zu sichern, zu vermehren", und er ist der Meinung, „daß wir uns bei Umwälzungen im Auslande nicht zu fragen haben, was in der Sache nach neapolitanischem, französischem, österreichischem Rechte Rechtens sei, sondern daß wir unsere Parteinahme danach einrichten, welche Gestaltung des Auslandes die günstigste sei für die Machtstellung und Sicherheit der Krone Preußen. Das Schwert unserer Gerechtigkeit kann nicht über die ganze Welt reichen; wenn es in fernen Ländern wirken soll, so schwächt sich seine Wirkung zu Hause." Mit gesundem Selbstgefühl betont er, daß Preußen nicht die Aufgabe habe, die Zahl der im Strome der Geschichte untergegangenen Dynastien für jetzt vor einem neuen Zuwachs zu bewahren. Denn, „ob die Präzedenzfälle, in denen Dynastien ihren Thron verloren, um einige vermehrt werden oder nicht, das hat auf die Festigkeit der Fundamente, auf denen die preußische beruht, nicht den mindesten Einfluß". „Unser Königshaus und unser Staat wurzeln in dem Boden eines treuen Volkes und eines guten Heeres, und weder die Treue des einen noch die Güte des anderen hat etwas mit der Frage zu tun, ob wir in Italien für die legitimistische Doktrin eingetreten sind oder nicht." Ja er sagt sich in dieser Beziehung ganz offen los von seinen alten Freunden, die die Pflichten des preußischen Königszepters in unnatürlicher Weise auf den Schutz jeder karlistischen Politik in Europa ausdehnen möchten und damit praktisch zu dem Ergebnis kommen, daß sie bessere Österreicher als Preußen werden. Und er stellt den vollen Gegensatz zwischen sich und ihnen fest, zwischen Staatskunst und Dilettantismus, wenn er sagt: „Doktrinäre geraten in jeder Richtung auf Abwege, und diese vergessen von Cromwells gutem Spruch: ‚Betet, but keep your powder dry' die zweite, wichtigere Hälfte." Und so betrachtet er auch die russischen Dinge durchaus vom preußischen Standpunkt aus. Es sind die Jahre, da er recht gut sah, wie der russische Volksgeist geweckt und geschürt wurde und seine Richtung gegen Deutschland zu nehmen begann, während zu gleicher Zeit Polen sein Haupt erhob und diese Bewegung wiederum auf Rußland zurückwirkte. Aber während man Polen Zugeständnisse machte, wurden die revolutionären Bewegungen in Rußland selbst mit grausamer Wucht unterdrückt. Der Adel freilich ließ sich in Reden aus, daß Bismarck meinte, wenn alles sich erfüllte, was gesprochen wird, dann lebte kein Sprosse mehr vom Hause Holstein-Gottorp. Dabei aber blitzen dort Pläne durch, die an ein Bündnis mit Frankreich dachten und an eine Aufteilung Deutschlands unter beide Kaiserstaaten. Da deutet er auch auf die verschiedenen Nationalitäten hin, aus denen das russische Reich zusammengeschweißt ist. Das sind Nachtgespenster, Morgenträume, die man mit einer sicheren und handfesten Politik zu bannen vermag, ebenso

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft, Berlin.

Capt. d'Orcy. General Castelnau. General de Wimpffen. General v. Podbielski. General v. Moltke. Hpt. v. Winterfeld. Major Krause. Major Blume.
General Faure. Graf Bismarck. Rittm. Graf Rostitz. Oberstl. Bronsart v. Schellendorf.
Oberstl. Verdy du Vernois. Major de Claer.

Die Kapitulationsverhandlungen zu Donchery in der Nacht vom 1. zum 2. September 1870.

Nach dem Gemälde von Anton v. Werner.

wie den Gedanken an die Auflösung der österreichischen Monarchie, die politische Dilettanten in Petersburg als ein natürliches und nicht zu entferntes Ereignis annehmen. Und doch hörte er in Petersburg Stimmen, die an den Konvent erinnerten und den Standpunkt der Girondisten schon überwunden hatten. Er sieht die Ansätze einer großen Revolution. „Vielleicht", meint er, „geht das vorüber wie ein Wechselfieber, vielleicht aber reicht auch ein kleiner und zufälliger Funke hin, hier einen großen Brand anzufachen." Kurzum, er studiert die russischen Verhältnisse, späht scharf wie Heimdall, der Wächter von Asgard, und wittert Gefahr. Aber er sinnt auch schon über die Mittel nach, Deutschland zu sichern, zunächst durch kluge Bündnispolitik. Wenn einmal die Petersburger Berichte völlig vorliegen, dann wird sich diese Zeit als eine der wertvollsten und wichtigsten enthüllen in seiner staatsmännischen Entwicklung. Man ließ ihm Zeit, fast allzuviel Zeit, in Gedanken seine Politik auszubauen. Das geschah freilich in ganz anderer Weise als es Gortschakow tat mitten in Amt und Würden, der, auf den gefährlichen Boden gestellt, das Phantasieren nicht lassen konnte, in dem großen Spiegel der Zeit nur sein eigenes Bild sah und sich, während der Strom der Zeit dröhnte und brauste, an seiner eigenen Phrase berauschte. Es gibt keinen größeren Gegensatz als den zwischen diesem russischen Staatsmann und Bismarck, der ihn mit der Ruhe des Naturforschers studierte und mit seinem glänzenden Humor beurteilte.

Und auf diesem vulkanischen Boden das Idyll seines Hauses, das ihm freilich viel durch Krankheit der Seinen, wohl auch durch Sorgen gestört wird, die aus der kleinlichen und bürokratischen Art der Behandlung der Gehaltsfragen entsprangen. Da fehlte dem Staate noch der große Zug. Aber dennoch fühlte er sich wohl und behaglich.

Inzwischen war König Friedrich Wilhelm IV. von seinem langen Leiden durch den Tod erlöst worden. Bismarck ging es sehr nahe, und es kostete ihn Überwindung, sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß diese gütigen Augen sich für immer geschlossen hatten. Aber die Dinge drängten vorwärts, und er mußte erkennen, daß auch in Preußen eine Gärung sich regte. Der Konflikt war da und nahm immer größeren Umfang an.

Längst hat die Zeit den großzügigen Plan Albrechts v. Roon als die zweite große Stufe in der Entwicklung des preußischen und deutschen Heerwesens anerkannt, nachdem sich das durch ihn geschaffene Heer in hundert Schlachten bewährt hat. Man könnte daher heute den Widerstand gegen die Reform nicht verstehen. Das ganze Volk würde sich erheben und sie durchsetzen um jeden Preis. Aber damals war die Opposition nur ein Anzeichen des großen Kampfes, der im Grunde das gleiche Ziel verfolgte wie

Bismarck, der es freilich im Gegensatz zu den Liberalen erreicht hat: die deutsche Einheit. Jene wollten, um es kurz zu sagen, den Weg zur Einheit durch die Freiheit finden und Preußen zwingen, ihnen zu folgen, weil ohne den Staat Friedrichs des Großen jeder Versuch scheitern mußte. Man war sich also über die führende Rolle Preußens dabei durchaus klar. Die Frage war nur, ob Preußen selbständig seinen Weg gehen oder ob es sich selbst um des großen Zweckes willen aufgeben sollte. König Wilhelm hatte nach jener Unterredung mit Roon im Park zu Babelsberg im Jahre 1858 dessen Reformidee zu seiner eigenen gemacht und war nun auf dem rechten Wege. Er sah in der gestärkten Armee das Mittel, die Macht der Krone über alle anderen Kräfte zu stellen. Hier setzte der Kampf ein. Die Träger der nationalen und freiheitlichen Bewegung wollten den Einfluß auf die Krone haben, um sie ihren Zwecken zu unterwerfen. Dieser Plan aber hätte die Reform völlig vereitelt, die die Armee überhaupt vor jedem Parteiregime sicherstellen sollte. Gegen diese Absicht nun wendete sich die Opposition zunächst, nicht gegen die Vermehrung, wenn sie auch die Last der Heeresorganisation in den Vordergrund der Agitation stellte. Sie war dabei der Zustimmung der weitesten Kreise sicher. Überdies sah man nach den ersten Hoffnungen, die die „neue Ära" geweckt hatte, den König wieder mehr ins konservative Fahrwasser hinübergleiten und die Reaktion an der Arbeit. Ihr war natürlich die Reform willkommen. Sie dachte sie für ihre Zwecke zu nützen. Und in der Tat bot sie der Anhaltspunkte hierzu in Fülle. War doch auch Roon von diesem Gedanken durchdrungen. Daß die Landwehr teilweise ausgeschaltet wurde, war gewiß eine wohltätige, ja notwendige Maßregel. Aber man durchbrach damit doch die Tradition, die sich in Preußen seit 1813 ausgebildet hatte. Es war ein Abgehen von der Scharnhorstschen Idee vom Volksheer, wenn auch auf diesem Wege die Idee vom Volk in Waffen erst völlig verwirklicht werden konnte. Aber wenn man Roons Entwicklung von der Zeit an verfolgt, da er sich weigerte, der Erzieher des Prinzen Friedrich Wilhelm zu werden, weil er sich nicht der Bedingung eines neuzeitlichen, liberalen Programms zu unterwerfen vermochte, bis in die Zeiten des Konflikts, so erkennt man auf Schritt und Tritt die konservative Tendenz, die er seinem Werke und dem Kampfe dafür aufdrückt. Er führt ihn für die volle Macht und die Souveränität der Krone. Dabei drängt er aber den König immer mehr von den Liberalen ab und nützt jeden Umstand, ihn von der Feindseligkeit ihrer Gesinnung zu überzeugen.

Und seine Partei kam ihm dabei zu Hilfe. In ihren Kreisen fand die Vorlage alsbald begeisterte Zustimmung, und jeder Widerstand in ihren sonst so wenig gefügigen Reihen verstummte, so daß sich alsbald eine reinliche

Scheidung vollzog, die dem König seine Getreuen und die Gegner in klarer Gruppierung zeigen konnte. Daß diese ungeteilte Zustimmung der Junkerpartei die Liberalen gegen die Vorlage erbittern mußte, war Roon gerade recht. Ihre Opposition erschien da zugleich als eine Feindseligkeit gegen den Adel, der sich jetzt mehr denn je als königstreu und als starke Grundlage des Staates erwies. Dazu kam die Verstimmung gegen die auswärtige Politik des Königs, die ja in dem ganzen Zeitraum stetem Schwanken und Wanken unterworfen blieb und schließlich wieder dem Bund der Ostmächte zustrebte, also den Ideen der heiligen Allianz, die für die Linke noch immer der Gegenstand des Hasses waren. Man hatte keine Freude an der antiitalienischen Politik, und bei Teplitz und Warschau dachte man an die Kongresse von Troppau und Verona. Und der König hatte kein Glück in der äußeren, kein Glück in der inneren Politik. Er selbst fühlte das nicht. Er war zu sehr mit den inneren Dingen beschäftigt und wurde dabei von Roon immer mehr auf einen extremen Standpunkt geschoben, auf dem jeder Ausgleich unmöglich schien. Und nun kam durch eine Frage, die an sich ganz untergeordnet war, der aber gerade Roon eine besondere Bedeutung gab, die Krisis. Der König verlangte nach seinem Regierungsantritt die Huldigung in den alten ständischen Formen, für die in dem konstitutionellen Staat eigentlich kein Platz mehr war. Dies Verlangen mußte auf die Parteien wirken wie ein rotes Tuch. Und so stieß es schon im Ministerium auf entschiedenen Widerstand. Aber das war gerade, was Roon gewollt hatte. Denn alle, vor allem die Königin, arbeiteten daran, den König von dem Gedanken abzubringen, und ein Wort Roons hätte genügt, ihn zur Nachgiebigkeit zu stimmen. Aber er wollte nicht. „Ich hoffe zu Gott, daß er meine Zunge lähme, bevor sie zustimmt," schrieb er am 27. Juni an Bismarck, nachdem er am Tage vorher dem König den Entschluß abgerungen hatte, sich nach anderen Ministern umzusehen. Roon suchte nun auch Bismarck für seine Auffassung in der Huldigungsfrage und für den Eintritt in das neue Kabinett zu gewinnen. „Schleinitz geht unter allen Umständen, ganz abgesehen von der Huldigungsfrage. Das steht fest! Aber es ist fraglich, ob Sie sein oder Schwerins Portefeuille zu übernehmen haben werden. Se. Majestät scheint für letzteres mehr als für ersteres disponiert. Doch das ist cura posterior. Es kommt darauf an, den König zu überzeugen, daß er ohne affichierten Systemwechsel ein Ministerium finden kann, wie er es braucht." Und er malte ihm die trostlose Lage mit den schwärzesten Farben: „Der König leidet entsetzlich. Die nächsten aus seiner Familie sind gegen ihn und raten zu einem faulen Frieden. Gott verhüte, daß er nachgibt. Täte er es, so steuerten wir mit vollen Segeln in das Schlammmeer des parlamentarischen Regiments." Aus diesen

Zeilen flimmert die ganze Leidenschaft des Ministers, der Bismarck seine kühle Auffassung entgegensetzte, so wenig er wünschte, daß der König in der Hauptsache nachgebe. Die Huldigung erschien ihm freilich als eine Angelegenheit von untergeordneter Natur. Die Rechtsfrage lag zwar völlig klar, und er erklärte sich für verpflichtet, wenn man seinem König ein Recht bestreite, dieses zu verfechten, auch wenn er an sich nicht von der praktischen Wichtigkeit seiner Ausübung durchdrungen sei. Aber er sah das Heil nur in einer Schwenkung der auswärtigen Politik, durch die allein die Krone im Innern von dem Andrang „degagiert" werden könne. Man sei aber bisher in Preußen liberal, im Auslande konservativ aufgetreten, habe die Rechte des eigenen Königs für wohlfeil, dagegen die der fremden Fürsten zu hoch gehalten. Darum reizte ihn das Erbe Schwerins gar nicht. Denn auch als Minister des Innern hätte er das Bedürfnis nach einer anderen Führung der auswärtigen Dinge gehabt. Er glaubte auch nicht, daß der König ihn bei seiner Denkart zum Minister wählen werde. Aber er war bereit, dem Ruf „an die Pferde" zu folgen und trat die Heimreise an.

Als er in Lübeck eintraf, war die Lage schon wieder verändert. Der König hatte auf die Huldigung verzichtet. Damit war die Ministerkrisis vertagt. Roon war in die Schweiz abgereist, und Bismarck erhielt durch Schleinitz die Weisung, sich an das Hoflager nach Baden-Baden zu begeben. Er traf den König in tiefer Kümmernis, aber fest entschlossen, den königlichen Willen doch zur Geltung zu bringen. Da unternahm am 14. Juli der Leipziger Student Oskar Becker ein Attentat gegen den König, weil er die deutsche Einheit nicht gefördert habe. Die mißlungene Freveltat richtete den König sichtlich auf und gab ihn sich völlig selbst zurück. Bismarck aber erhielt den Auftrag oder stellte sich unter dem Eindruck dieses wahnsinnigen Verbrechens die Aufgabe, in einer Denkschrift die deutsche Frage zu behandeln. Den Entwurf übergab er noch in Baden-Baden dem König. Die Ausarbeitung hat er im Herbste fertiggestellt. Wäre es Bismarck nicht vergönnt gewesen, sein großes Werk zu vollenden, so hätte das deutsche Volk in dieser Denkschrift das politische Vermächtnis seines größten Staatsmanns zu erkennen. Es war freilich für den König und nur für ihn geschrieben und hatte den Zweck, ihn ohne Unruhe und ohne daß er sich selbst einer zu großen Wandlung unterziehen mußte, auf jene Wege zu lenken, die auch seine Wünsche nach der deutschen Einheit erfüllen sollten. Noch lüftet Bismarck nicht völlig alle Schleier. Das Auge des Königs mußte sich allmählich an das neue, große Licht gewöhnen. Aber die hohen Ziele treten schon hervor, Vergangenheit und Zukunft des preußischen Staates werden klar enthüllt. Die heilige Allianz ist für alle Zeiten dahin und Deutschland auf sich selbst gestellt. Dabei ist

es auf den Staat Preußen angewiesen, dem es bisher die Last seiner Verteidigung, aber keine Rechte zugewiesen hat. Die Lage ist deshalb unerträglich und fordert dringend Abhilfe. Ein festes Band muß Deutschland einen, eine nationale Vertretung das Auseinanderstreben der dynastischen Interessen hemmen. Aber keine Zentralgewalt über den Staaten! Diese müßte aus den Regierungen selbst hervorgehen, getragen und gestützt von der Volksvertretung. Doch in diesem neuen Wesen ist kein Platz für die Donaumonarchie, ebensowenig wie es auf dem Boden der Bundesverfassung erstehen kann. Noch spricht er nicht von Gewalt, von Eisen und Blut, noch nicht offen von der Sprengung des Bundes. Sein Ziel ist, durch Verträge, vor allem durch Militärkonventionen, zu engerem Zusammenschluß neben dem Bund zu kommen. An anderer Stelle sagt er es offen: „Wir brauchen eine straffere Konsolidation der deutschen Wehrkraft so notwendig wie das liebe Brot; wir bedürfen einer neuen und bildsamen Einrichtung auf dem Gebiet des Zollwesens und einer ganzen Anzahl gemeinsamer Institutionen." Und er schreckt nicht zurück vor einer Nationalvertretung, die völlig konservativ sein und für die man doch bei den Liberalen Dank ernten könnte. Das ist die Stimme des Genies. Noch ist er nicht zum Werk berufen, und schon ist es in seinem Haupte fertig. Noch erwägt man, ob er stark genug sei, als kleiner preußischer Minister des Innern die kleinen Affären mit der Kammer durchzuführen, noch mißt man den Riesen mit kleinem Maß — und schon denkt er daran, den ganzen Staat aus der Niederung in volle Höhe über ganz Deutschland zu erheben. Alle sehnen sich, viele wollen, viele drängen, er allein aber weiß Sehnen und Wollen zu lösen. Er trägt das Können in sich. Und doch, wie ist er in den Wochen, da er seine Gedanken in so klarer und doch so kluger und taktvoller Weise zur Sentenz münzt, demütig gegenüber Gott und Schicksal, da er die Schwester und den Schwager trösten muß über den Verlust des Sohnes, der das Opfer eines Jagdunfalls geworden war. Wie weist er mit tröstender Hand hinauf zum Himmel, während sein Auge doch mit dämonischer Kraft auf die Erde, die preußische und die deutsche Erde schaut, wo die Kräfte sich regen sollen.

Inzwischen hatte der König den Entwurf dieser Denkschrift nach allen Seiten erwogen. Er hatte ihn mit nach Ostende genommen, wo sich der Großherzog von Baden mit seinem Minister Roggenbach einfand. Dort ward mit Schleinitz und dem bisherigen Londoner Gesandten Grafen Bernstorff die deutsche Frage eingehend besprochen. Roggenbach kam auf die preußischen Unionsbestrebungen von 1849 zurück. In seiner lebhaften Weise konstruierte er vor dem König seinen Bau eines deutschen Bundesstaats unter Preußens Führung mit verantwortlichen Bundesministern und einem deutschen Parla-

ment. Der König interessierte sich dafür und gab ihm den Auftrag, seine Gedanken in einer Denkschrift niederzulegen. Auch Bismarck sollte den Baden-Badener Entwurf weiter ausgestalten. Dieser brachte ihn nach Königsberg zu der feierlichen Krönung mit.

Inzwischen hatte sich im Ministerium der Wechsel vollzogen. An Stelle von Schleinitz hatte Bernstorff das Portefeuille des Auswärtigen übernommen, während ersterer als der Freund der Königin Hausminister blieb. So war der Bismarck zugedachte Posten wieder besetzt, freilich nur vorläufig. Denn Bernstorff behielt sich die liebgewordene Londoner Stellung vor und ließ sie vorläufig unbesetzt. Indessen war der König schon damals dem Gedanken nähergetreten, Bismarck, den er in Königsberg in auffallender Weise auszeichnete, als Botschafter nach Paris zu senden. Das war doch ein starkes Symptom, zumal er noch vor der Krönung von Koblenz aus endlich Napoleon seinen Besuch in Compiègne erwidert hatte. Mit Recht kann man diesen Schritt dem Einflusse Bismarcks zuschreiben. Im übrigen schien dieser mit seinem neuen Minister durchaus einverstanden. Und in der Tat griff Bernstorff in ganz anderer Weise in die Geschichte ein als Schleinitz. Es findet sich denn auch in seiner Politik mancher Zug, den man bismarckisch nennen möchte.

Bismarck selbst war von Königsberg aus nach Petersburg zurückgekehrt. Er hatte den Gedanken an die ministerielle Laufbahn völlig aufgegeben. Sein Ehrgeiz nach Amt und Würden war niemals stark gewesen. Jetzt schien er völlig erloschen. Resigniert schrieb er an die Schwester: „Vor drei Jahren hätte ich noch einen brauchbaren Minister abgegeben, jetzt komme ich mir in Gedanken vor wie ein kranker Kunstreiter.“ Er sah übrigens mit Ruhe seinen weiteren Schicksalen entgegen. Denn daß seine Stunden in Petersburg gezählt waren, das wußte er. Aber man konnte in Berlin zu keinem festen Entschluß kommen. Es schien, als ob dort alles zurückstehen müßte hinter dem Kampf zwischen Ministerium und Kammer, der immer heftiger, immer persönlicher und immer häßlicher wurde. Die Dezemberwahlen hatten das Aussehen der Kammer stark verändert. Die Fortschrittspartei zog mit stark vermehrten Kräften ein. Aber der Opposition folgte die Auflösung, der Auflösung nach wenigen Tagen, am 18. März, der Heimgang des Ministeriums der „neuen Ära“.

Am Tage vorher rief Bernstorff Bismarck mit dem kurzen Bemerken von Petersburg ab, daß der König ihn zu anderen diplomatischen Funktionen und den Grafen Goltz zu seinem Nachfolger bestimmt habe. Das war der Beginn des seltsamen Spiels, das monatelang dauern sollte. Von seiner Berufung in das neue Ministerium ist kaum die Rede gewesen. Denn schon nach wenigen Tagen war es wieder gebildet. Er selbst erfuhr nur, daß ihm

Paris oder London sicher sei. So brach er denn in Ruhe seine Zelte ab und traf am 10. Mai in Berlin ein. Er fand alles in lebhafter Bewegung. Die Neuwahlen hatten der Fortschrittspartei die volle Mehrheit gebracht. Ihr gegenüber vermochte sich das neue Ministerium nicht zu halten, in dessen Mitte es nicht an schwächlichen Regungen und selbst an schweren Ungeschicklichkeiten fehlte. Besser stand es um die auswärtige Politik. Bernstorff führte den französischen Handelsvertrag trotz Österreich und den Mittelstaaten, sowie den hessischen Konflikt durch energisches Eingreifen zu einem glücklichen Ende, wenn auch Bismarck mit dieser Lösung der Frage keineswegs einverstanden war. Denn alles dies spielte sich in seiner Anwesenheit ab. Er selbst freilich wußte nicht, wie er daran war. Sein Eintritt ins Ministerium wurde zwar eifrig erwogen. Roon bot alles auf, um ihn an die Spitze desselben zu bringen. Aber jeder Tag brachte eine neue Lage. Am 17. Mai schrieb er der gespannt harrenden Gemahlin, es sei noch alles unbestimmt, aber Berlin stehe mehr im Vordergrund. „Ich tue nichts dafür und nichts dagegen, trinke mir aber einen Rausch, wenn ich meine Beglaubigung für Paris in der Tasche habe." Aber dann schien man ihn wieder für das Ministerium einfangen zu wollen. Auch der König wehrte sich nicht mehr. Das Trennende lag nur noch in der Wahl des Portefeuilles. Bismarck war zwar bereit, einem direkten Befehl des Königs stets zu gehorsamen. Indessen dem Grafen Bernstorff gegenüber betonte er, daß er die Stellung nur mit dem Portefeuille des Auswärtigen anzutreten vermöge. Daran sind wohl damals die Verhandlungen gescheitert.

Aber Bismarck war des Wartens müde. Am 21. März drang er beim Minister auf Entscheidung und forderte im entgegengesetzten Fall seinen Abschied. Da entschloß sich der König, nachdem man ihm eindringlich vorgestellt hatte, daß Bismarck ein Recht habe auf rasche Entscheidung, ihn nach Paris zu senden. Am folgenden Tage bei der Frühjahrsparade teilte er es ihm persönlich mit. Auf den gleichen Tag war seine Beförderung zum Major erfolgt. Dazu kam noch der Rote Adlerorden erster Klasse. Also viel Huld an einem Tage. Aber ins Ministerium war er nicht gekommen. Warum? An die Gattin schrieb er am 23. Mai: „Ich war schon so gut wie eingefangen für das Ministerium; meine Mißbilligung der kurhessischen Sache und die Unentschlossenheit Bernstorffs haben mich für heute frei gemacht." „Aber ich kann unsere ‚unbestimmten Sachen' noch nicht dahin dirigieren, denn ich muß gewärtigen, daß man mich in wenig Monaten oder Wochen wieder herbeiruft oder hier behält." In der Tat konnte ihm eine Entschlußänderung des Königs jeden Augenblick drohen. Deshalb begab er sich, ohne nur die Seinigen in Reinfeld zu besuchen, nach Paris. „Vielleicht", meinte er, „entdecken sie

einen anderen Ministerpräsidenten, wenn ich ihnen erst aus den Augen bin." Genug, er sah in seiner Reise nach Paris mehr einen Fluchtversuch als das Aufsuchen eines neuen Wirkungskreises. Aber so sehr seine dortigen äußeren Verhältnisse in der Schwebe blieben, als Diplomat faßte er sogleich festen Fuß. Die Antrittsaudienz am 1. Juni verlief feierlich, „kurz und vertraulich". Und nach wenigen Tagen schon begann sich Napoleon, ihm in der gleichen Vertraulichkeit wie früher zu eröffnen. Und während Bismarcks kurzem Aufenthalt fanden Unterredungen statt, die uns zeigen, wie gewandt und geschickt er die biegsame Klinge des diplomatischen Gesprächs führte, um den Kaiser, der ruhig und behäbig die Schwierigkeiten der deutschen Frage zu erörtern bereit war, aus seiner Zurückhaltung herauszulocken, damit er statt schöner Worte seine wahren Gedanken ausspreche. Und das ist ihm besser gelungen als er dachte.

Es war im Park von Fontainebleau auf einem einsamen Spaziergang, als der Kaiser ganz unerwartet die Frage an ihn richtete, ob sein König geneigt sein würde, ein Bündnis mit ihm einzugehen. Bismarck wehrte leise ab mit dem Bemerken, Bündnisse seien das Ergebnis der Umstände, sie setzten einen Beweggrund, einen bestimmten Zweck voraus. Das verneinte der Kaiser. Angesichts einer ungewissen Zukunft müsse man sein Vertrauen nach irgendeiner Seite richten. Es handle sich nicht um ein Bündnis „mit der Absicht eines abenteuerlichen Projekts; aber er finde zwischen Preußen und Frankreich eine Konformität der Interessen und darin die Elemente einer ‚entente intime et durable'." So sprach er eindringlich und mit sichtlicher Freude an der Idee. Dann aber enthüllte er ihm die erst vor wenigen Tagen an ihn gelangten Eröffnungen des Wiener Hofes. Seine Ernennung habe im Zusammenhang mit der Reise des Herrn v. Budberg, des russischen Gesandten in Berlin, eine wahre Panik in Wien erzeugt. Die Folge seien Weisungen gewesen, über die der österreichische Botschafter selbst erschrocken sei. Denn seine Vollmachten seien unbegrenzt für jegliche Verständigung mit Napoleon. „Ich wurde", schloß Bismarck seinen Bericht, „durch diese Eröffnung in einige Verlegenheit gesetzt, denn abgesehen von der Unverträglichkeit der Interessen beider Staaten habe ich eine fast abergläubische Abneigung dagegen, mich mit den Geschicken Österreichs zu verflechten." Das war's. Österreich setzte an eine Bundesreform, die ihm das Übergewicht über Preußen geben würde, alles — Venetien und selbst das linke Rheinufer. Schon in Frankfurt war er zu dieser Überzeugung gekommen. Jetzt schien ihm die Bestätigung aus Napoleons Mund zu werden. Er hörte freilich nicht auf der Verheißung trügerischen Klang, und wenn er über die Unterredung an Bernstorff schrieb, „er sei dabei etwas in die Lage Josephs bei der Potiphar geraten", so betonte

Phot. Hans Brener, Hamburg.

Varzin vom Park aus.

Papierfabrik Hammermühle.

Papierfabrik Campmühle.

er doch, daß Preußen zwar nicht auf ein bestimmt formuliertes Bündnis mit Frankreich eingehen, aber auch nichts gegen Frankreich unternehmen dürfe, wobei es auf Österreich angewiesen sei oder zählen müsse. Er selbst entwand sich mit einigen verbindlichen, aber nicht bindenden Worten der eigenartigen Lage. Aber in Beziehung auf Österreich zog er die nötigen Konsequenzen. Das sollte sich später deutlich zeigen. Vorläufig nahm er Urlaub — um sich gewissermaßen auf neutrales Gebiet zu flüchten, sowohl Napoleon wie der eigenen Regierung gegenüber. Denn auch in Berlin sollten die Dinge reifen. Er hatte das sichere Gefühl, daß die Stunde seiner Berufung nahe sei, daß diese selbst notwendig werde. Der König selbst aber mußte sich an den Gedanken gewöhnen, mit ihm zu rechnen und ihm voll vertrauen zu können. Noch war dieser nicht so weit. Ja nach den Berichten über die Unterredung mit Napoleon noch weniger als früher. Und dann sollte sein Eintritt ins Ministerium später, wenn die Lage sich noch drangvoller gestaltet, die Krisis ihren Höhepunkt erreicht hätte, als eindrucksvolles Manöver verwertet werden. Seine Ratschläge an Roon für den Parlamentskampf gingen auf eine energische Abwehr. Nichts, was von Wichtigkeit sei, solle aufgegeben werden, nichts dürfe verloren sein durch Nachgiebigkeit, dann halte er sich für stark genug, den Kampf siegreich zu Ende zu führen — wie er sich dachte, als Nebenaktion. Denn das Ringen um seine äußere Stellung verschwand förmlich unter den großen Ideen, die seinen Geist erfüllten. Jetzt wollte er wirken, und er trat seine Urlaubsreise an mit dem Gefühl, daß er sich stärken müsse für eine große Aufgabe, für seine welthistorische Mission. Es war der bewußte Tatendrang des Genies, der ihm nunmehr die innere Ruhe gab für die Fahrt nach dem französischen Süden und in die Pyrenäen, die gewissermaßen das Seitenstück ist zu seiner Hochzeitsreise. Sie führte ihn freilich weit fort von Weib und Kind! Aber schlagen wir den Briefwechsel mit seiner Gattin auf, so flutet uns daraus eine Quelle von Licht, strömt uns das Gefühl entgegen, daß er frei sei und seines Armes mächtig. Wir sehen ihn auf der Höhe des Lebens stehen in seiner leuchtenden Gestalt. Sein Geist war trunken von der Schönheit der Landschaft, und er malte diese mit den kraftvollsten Farben, mit dem großen Naturgefühl, das ihm eigen war und das in ihm rege ward durch die verschleierte Schönheit der heimatlichen Tiefebene und der Ostsee, wie durch den traumhaften Zauber der Gironde und die Wucht der Pyrenäenlandschaft. Es waren Tage des Glücks, wo er daran dachte, hier im französischen Süden sich ein Heim zu gründen, während in Berlin Roon unermüdlich daran arbeitete, für ihn den Punkt zu finden, wo er stehen konnte, um die preußischen Dinge in Bewegung zu setzen. Er sandte Bismarck Nachricht um Nachricht, ihn über den Gang der Berliner Angelegenheiten auf dem

Laufenden zu erhalten. Er sah selbst, wie die Wogen immer höher stiegen und wie der Moment nahe war, den er im Grunde immer herbeigesehnt und den er vorbereitet hatte. Der König stand vor der großen Entscheidung: entweder Weiterführung der Regierung ohne Budget oder — Verzicht auf die Krone. Da setzte Roon alle Hebel in Bewegung, um ihn zu Bismarcks Berufung zu bewegen. Das war die dritte Möglichkeit. Dieses Ringen um den Genius hat etwas Ergreifendes. Ergreifend aber ist auch, wie das Gerechtigkeitsgefühl des Königs wach wird, da Roon gegen die Bedenken seines Waffenherrn, das Persönliche ins Treffen führt, daß Bismarck ein Recht habe auf baldige Entscheidung, daß er ein Mensch, und was mehr, ein Gatte, ein Familienvater sei, der neben aller Arbeit auch eine Häuslichkeit, ein Familienleben wolle und haben müsse. So bereitete er alles vor. Bismarck erreichten diese Nachrichten, als er am 12. September nach Toulouse kam. Da trat wieder der Werkeltag mit all seinen Plagen an ihn heran, nach dem langen, schönen Sonntag, der ihm die alte Gesundheit und Spannkraft wiedergegeben hatte. Es war das alte Lied, das ihm aus Roons und Bernstorffs Briefen entgegenklang. Und er ward der eintönigen Weise fast überdrüssig. Er wollte Klarheit, die Ungewißheit quälte ihn. Er war gern bereit, Gesandter in Paris zu bleiben und seine Familie dahin zu holen. Aber „ist das geschehen, so kann Se. Majestät mich des Dienstes entlassen, aber nicht zwingen, sofort wieder umzuziehen; lieber gehe ich nach Hause aufs Land, dann weiß ich, wo ich wohne". Und er reiste weiter nach Avignon, wo er sich von seinen Reisegefährten verabschiedete, und zurück nach Paris. Dort fand er bei seiner Ankunft Roons Telegramm: „Periculum in mora. Dépêchez-vous". Es war ein Notschrei, und Bismarck zögerte nicht, dem Rufe von Rolands Horn zu folgen. Am Morgen des 20. September traf er in Berlin ein. Er begab sich sofort zum Kriegsminister, der ihm die ganze Lage enthüllte. Es war wie auf der Gralsburg, wo die Schar des Retters harrt. Freilich der König selbst entschlossen, sein Recht zu wahren. Aber er sah kaum einen anderen Ausweg als die Niederlegung der Krone. Schon war der Kronprinz in Berlin. Er war am Abend des 19. September auf den Ruf des Vaters aus Reinhardsbrunn, wo er im Kreise seiner mit höchster Spannung der Entscheidung harrenden Verwandten geweilt hatte, herbeigekommen. Es war eine ernste Unterredung, die er mit dem Vater hatte. Die Abdankungsurkunde lag vor dem König. Er gab sie dem Sohn zu lesen. Doch dieser weigerte sich. Er hätte es unendlich gern gesehen, wenn der Vater nachgegeben hätte. Aber unter solchen Verhältnissen den Thron besteigen, das wollte er nicht. Denn als König hätte er den Kampf fortsetzen müssen, der ihm so völlig widerstrebte, oder er hätte das tun müssen, weswegen der Vater auf Reich und Thron verzichtete: der Kammermajorität

sich beugen. Und das durfte kein preußischer König tun. Das war eine Wahl, vor der er zurückscheute. Und dann, sein Herz war weich. Er wollte nicht über seinen Vater hinweg auf den Thron, so sehr ihn sonst der Glanz der Krone locken mochte. So stand er ratlos dem Vater gegenüber. Auch ein Teil des Ministeriums hatte nichts anderes gewußt als „nachgeben". Es handelte sich ja nach ihrer Meinung nur um das Zugeständnis der zweijährigen Dienstzeit. Und das, glaubten sie, könnte der König machen. Ja sie hatten für den Fall der Weigerung um ihre Entlassung gebeten.

Als nun der Kronprinz am folgenden Tage wieder nach Potsdam kam, sprach ihm der Vater von Bismarck. Er verhehlte ihm nicht seine Bedenken wegen der Differenzen in der auswärtigen Politik. Jener knüpfte in seinen eigenen Bedenken, die sich sonst vor allem gegen den Reaktionär richteten, daran an: „Er ist ein Parteigänger Frankreichs", und der König meinte zustimmend: „Umsoweniger möchte ich ihn zum Minister." Trotzdem ließ der Kronprinz nach Bismarcks Rückkehr diesen zu sich kommen. Er erschien nur ungern und blieb bei der Unterredung sehr zurückhaltend. Es widerstebte ihm, sich dem Sohne gegenüber zu äußern, ehe er mit dem Vater gesprochen hatte. Dann reiste der Prinz noch am Abend nach Reinhardsbrunn zu Gattin und Schwiegermutter zurück. Er ließ alles in voller Unklarheit. Auch Bismarck glaubte nicht mehr an eine Lösung in seinem Sinne. Er dachte wiederum an Paris und malte in einem Briefe seiner Frau die Pariser Zukunft aus: „Viel Ehre, wenig Vergnügen, aber im ganzen doch viel angenehmer als hier." Aber während er diesen Brief im ruhigen, resignierten Plauderton schrieb, weilte Roon in Babelsberg. Noch einmal hatte der König ihn befohlen. Noch einmal wandte Roon seine ganze Überredungskunst an. Und der König äußerte zu seinen alten Bedenken ein neues: „Mit dem ist es auch nichts, er ist ja schon bei meinem Sohne gewesen." Aber er ließ sich doch bewegen, ihn zu sprechen, vor allem wohl aus persönlichen Gründen. Und so wurde Bismarck am 22. September in Babelsberg empfangen. Er hat den großen, weltgeschichtlichen Moment, der über Preußens und Deutschlands Geschick entschied, selbst in seiner meisterhaften Weise erzählt: wie ihm der König sagte: „Ich will nicht regieren, wenn ich es nicht so vermag, wie ich es vor Gott, meinem Gewissen und meinen Untertanen verantworten kann" — wie er sich ihm zur Verfügung stellte und bereit erklärte, das Kabinett zu bilden, für die Militärorganisation einzutreten, selbst gegen die Majorität des Landtags und ihre Beschlüsse, und wie der König erklärte: „Dann ist es meine Pflicht, mit Ihnen die Weiterführung zu versuchen, und ich abdiziere nicht." Und er legte ihm das Programm vor, das ihn selbst und wohl auch den Minister binden sollte. Noch einmal schien es, als ob die Partei-

doktrin von liberal und konservativ sich hemmend zwischen König und Minister stellen sollte. Aber Bismarck verstand es, ihn von dieser Idee abzubringen. Er überzeugte ihn, daß es sich für ihn nicht um konservativ oder liberal, sondern um königliches Regiment oder Parlamentsherrschaft handle. Er war bereit, sie abzuwenden — wenn es not tat, selbst durch eine Periode der Diktatur. Als Ersatz für das Programm gab er ihm die Erklärung, daß er des Königs Willen durchführen werde, auch wenn er ihn nicht für richtig halte. „Er werde ihm zwar seine Meinung offen entwickeln, aber wenn der König auf der seinigen beharre, lieber mit ihm untergehen, als ihn im Kampfe mit der Parlamentsherrschaft im Stich lassen." Es war aus vollem Herzen gesprochen, als ein aufrichtiger und heroischer Entschluß. Aber gerade darum gewann er nunmehr die Macht über den König. Die letzten Bedenken waren gefallen. Bismarck übernahm als Ministerpräsident das Portefeuille des Auswärtigen. Die große Zeit brach an.

Die Aussaat

„Du wirst aus den Zeitungen unser Elend schon erfahren haben.“ Mit diesen Worten zeigte Bismarck der Gattin seine Ernennung zum Ministerpräsidenten an, nicht ohne die Bemerkung, daß er etwas in Sorge sei, weil er von ihr noch kein Sterbenswörtchen erhalten habe. Und einige Tage später meint er: „Gott der Herr hat mich noch in keiner unerwarteten und ungesuchten Lage verlassen, und mein Vertrauen steht fest, daß Er mich auch auf dieser Stelle nicht wird zuschanden werden lassen.“ Das ist der echte Bismarck und doch nicht der ganze. Denn seinem König, den Kollegen und den Kammern gegenüber zeigte er sich in ganz anderer Weise. Fest und sicher, verbindlich und ernst war sein Auftreten. Nichts von den Merkzeichen, die sonst dem Anfänger an so verantwortlicher Stelle, auf „solchem Präsentierteller“ anhaften. Sein Name sollte, das war sein Wille, ein Programm, ein neues Bataillon in der Schlacht sein, und das war er auch.

Die Gattin konnte freilich in den Zeitungen von seiner Ernennung lesen, und zwar mehr, als ihr lieb war. Wie ein Lauffeuer ging es durch die Presse. Man war sich allgemein der Bedeutung dieses Mannes und seiner Ernennung bewußt: innerhalb und außerhalb Preußens, in Nord und Süd. Ja auch in Österreich, in Paris und London wurde der neue Mann lebhaft kommentiert. Aber freilich sah man in ihm nicht den großen Staatsmann, sondern die Größe der konservativen Partei, den Minister der Reaktion und beurteilte ihn weniger im Zusammenhang mit der auswärtigen als mit der inneren Politik, die ihm zwar nicht gleichgültig war, aber doch nur Mittel zum Zweck. Die Öffentlichkeit schätzte ihn genau so ein wie der König, der seine Anschauungen über Preußens Stellung zu den Mächten mit in den Kauf zu nehmen gesonnen war, wenn er sich auf ihn in dem Kampf mit dem Abgeordnetenhause völlig verlassen konnte. Man vermag aus den Zeitungen jener Tage recht wohl zu erkennen, welchen Eindruck er von seiner parlamentarischen Tätigkeit zurückgelassen hatte. Seine Erfurter Reden waren ebensowenig vergessen, wie sein Wirken in der Zweiten Kammer.

In Wien freilich witterte man den politischen Gegner, suchte ihn aber als Parteimann zur Strecke zu bringen. Die französischen Blätter, zumal die offiziösen, würdigten ihn wohl am besten. In München schrieb der Dichter Heinrich Leuthold leidenschaftliche Artikel gegen ihn. Der bayerische Liberalismus zeigte sich in der Beurteilung des neuen Ministers völlig einig mit seinen preußischen Parteifreunden. Das politische Barometer schien ihnen

auf Sturm zu stehen, ja man glaubte, daß Bismarcks Emporkommen den Staatsstreich bedeute. Die Linke fürchtete es, und ein Teil der Rechten hoffte es. Und in der Tat, Bismarck wäre, wenn er ihn für notwendig gehalten hätte, nicht vor ihm zurückgeschreckt. Wohl gab er im Laufe des Konflikts in Stunden der Abspannung oder auch der stillen, fast träumenden Ruhe dem Gedanken Raum, der Kampf könnte sich verschärfen und er müßte für die Idee, die er verfocht, mit dem Leben eintreten. Sein persönliches Gefühl für den König machte ihm diesen Gedanken lieb. Die Vasallentreue war und blieb ja in ihm lebendig. Sein Wirken und Schaffen erhielt dadurch einen neuen Reiz. Das alte Arndtsche Wort, daß der Mann das volle Glück des Lebens erfasse, dem die Gefahr zur Braut geworden, wurde in ihm erwahrt. Aber die Wirklichkeit sah er anders an. Da erblickte er keine Gefahr. Und so stark er an dem königlichen Ansehen festhielt und es der Kammer gegenüber vertrat, die äußeren Ursachen des Konflikts dünkten ihm wirklich nicht so bedeutend. Längst stand er selbst über den Parteien. Die zweijährige Dienstzeit, um die sich vor allem der Streit drehte, erschien ihm an sich durchaus nicht wichtig. Er glaubte, daß man ganz gut mit ihr zurecht kommen könnte. Aber seines Königs Herz hing an dem seitherigen Zustand, und so trat er gegen diese Forderung mit allen Gründen und mit seiner ganzen Persönlichkeit ein: das war Voraussetzung für das Vertrauen des Königs, und dieses galt es zu wahren. Indessen vergaß er während der ganzen Konfliktszeit keinen Augenblick, daß er im Grunde doch nur gegen einen markierten Gegner focht. Und wenn Freunde und Feinde durch die politische Leidenschaft nicht blind gewesen wären, so hätten sie das sogleich aus seinem ersten Auftreten erkennen müssen. Denn seine einleitenden Schritte waren durchaus entgegenkommender und versöhnlicher Natur. Ja sie hätten ihn in den Augen der Konservativen bloßstellen können und haben augenscheinlich enttäuscht. Ließ er doch sogleich die Führer der Altliberalen zu sich kommen, legte ihnen sein Programm dar und erklärte sich bereit, einige in das noch nicht fertige Ministerium aufzunehmen. Das war ein neuer, gerade von ihm nicht erwarteter Ton. Die Versuchung war für die wackeren Männer in der Tat groß. Und schließlich lag zwischen ihnen und dem neuen Minister nichts als die Forderung der zweijährigen Dienstzeit, auf die sie durch ihr Parteiprogramm festgelegt waren, wie freilich er auf das Gegenteil. Man hätte sie Verräter gescholten, und sie wären ohne dieses Zugeständnis, wie Simson fast wehmütig erklärte, Minister ohne Soldaten gewesen. So lehnten sie ab, wiesen die dargereichte Hand zurück. Aber er suchte trotzdem den Kampf zu vermeiden, wenigstens hinauszuschieben. Er gewann den König und das Ministerium für den Gedanken, den Etat für 1863 zurückzuziehen. Mit

Nach einem Kunstblatt i. Verl. von J. Baruch, Berlin W 30.

Kriegsminister Albrecht v. Roon.

Gemälde von Gustav Graef.

Photographie im Verlag der Neuen Photogr. Ges. A. G., Berlin-Steglitz.

Bismarck im Kriege 1870/71.

Phot. H. Schnaebeli Berlin.

Graf Wartensleben. Blanquart. Zezulka. Wiehr. Willisch. Tagliono.
Graf Bismarck Bohlen. L. Bucher. Bismarck. Abeken. M. Busch. Wagener. v. Holstein.
Wollmann. Delbrück. Graf Hatzfeld. v. Keudell.

Der Bundeskanzler und seine Beamten in Versailles.

dieſer königlichen Verordnung in der Taſche erſchien er am 29. September zum erſten Male im Abgeordnetenhauſe. Er erläuterte den Schritt der Regierung mit ruhigen, ſachlichen Worten und verſprach, den neuen Etat für 1863 zum Beginn der neuen Sitzungsperiode vorzulegen. In der Budgetkommiſſion, wohin man die Erklärung verwieſen hatte, ging er weiter aus ſich heraus. Auch hier in der verbindlichſten Form. Die Regierung wolle den drohenden Konflikt mildern. Es ſei eine Art von Waffenſtillſtand, dem Friede und Verſöhnung folgen ſollten. Aber die Gegner wurden nur noch mehr erregt, und in der nächſten Sitzung forderte der Abgeordnete Forckenbeck als Berichterſtatter die Vorlegung des Etats und erklärte jede nicht bewilligte oder abgelehnte Ausgabe der Regierung für verfaſſungswidrig. Er konnte ſich nicht zurückhalten und wurde perſönlich. Auch Virchow und die anderen ſchlugen in die gleiche Kerbe. Bismarck blieb ruhig und zeigte lächelnd dem Vorſitzenden v. Bockum-Dolffs einen Olivenzweig mit den Worten: „Dieſen Zweig habe ich in Avignon gebrochen, um ihn dem hohen Hauſe zu bringen; es ſcheint aber noch nicht Zeit dazu.“

Aber je verbindlicher er ſprach, um ſo gereizter die Gegner. Da ging auch er einen Schritt weiter und trat dem in der Preſſe gegen ihn erhobenen Vorwurf, er wolle durch Weckung äußerer Konflikte den inneren beſeitigen, kräftig entgegen. Aber er wies doch auf den kommenden hin: „Preußen muß ſeine Kraft zuſammenfaſſen und zuſammenhalten für den günſtigen Augenblick, der ſchon einige Male verpaßt iſt; Preußens Grenzen nach den Wiener Verträgen ſind zu einem geſunden Staatskörper nicht günſtig. Nicht durch Reden und Majoritätsbeſchlüſſe werden die großen Fragen der Zeit entſchieden — das iſt der Fehler 1848 und 1849 geweſen — ſondern durch Eiſen und Blut.“ Aber man hat ihn nicht verſtanden. Weder im Parlament noch im Lande. Man ſah beſonders in dem Schlußwort nichts anderes als eine Drohung. Selbſt Roon, der in der Kommiſſion mit anweſend war, fühlte ſich durch die „geiſtreichen Exkurſe“ des Freundes tief verſtimmt und machte ihm auf dem Heimwege kein Hehl aus ſeiner Meinung. Auch die Konſervativen waren unwillig über das verwegene Spiel des neuen Miniſters.

Dieſe wirren und verwirrenden Nachrichten trafen den König in Baden-Baden, wohin er am 28. September zum Geburtstag der Gemahlin gereiſt war. Er war davon aufs tiefſte betroffen. Seine Stimmung wurde wohl auch von ſeiner Umgebung, zumal der Königin und dem Kronprinzenpaar, noch mehr verdüſtert. Faſt ſchien ihn die Wahl zu reuen. Statt der Befreiung und Rettung ſchien ſich das Verhängnis ihm zu nähern. Die blutigen Geſtalten Karls I. und Ludwigs XVI. ſtiegen, von ſeiner Umgebung heraufbeſchworen, vor ſeinen Augen auf. „Wenn er der dritte in der Reihe werden

sollte?“ In dieser Stimmung kehrte er nach Berlin zurück. Bismarck ist ihm am 4. Oktober nach Jüterbogk entgegengefahren. Es war schon dunkel, als der Zug einlief. Er fand den König in mattbeleuchtetem Abteil, in tiefer Niedergeschlagenheit, gebeugter noch als bei jener Unterredung in Neu-Babelsberg. Doch nun setzte Bismarck während der Fahrt seinen ganzen Einfluß ein, ihn wieder aufzurichten. Der König lebte noch ganz in den Schreckensbildern der Revolution. Von der „place de la concorde“, wo das Haupt des unglücklichen Ludwig gefallen war, schweifte sein bedrückter Geist unwillkürlich nach Berlin. „Ich sehe,“ sagte er, „ganz genau voraus, wie das alles endigen wird. Da vor dem Opernplatz, unter meinen Fenstern, wird man Ihnen den Kopf abschlagen und etwas später mir.“ Bismarck erriet sofort die Gedankengänge des Königs, und gewissermaßen am Bilde festhaltend, fragte er: „Et après, Sire?“ Dann aber lenkte er ihn ab von dem schwächlichen Ludwig zu Karl I., der immer eine vornehme historische Erscheinung bleiben werde, der für sein Recht das Schwert gezogen und, nachdem er die Schlacht verloren, ungebeugt seine königliche Gesinnung mit seinem Blute bekräftigt habe. „Euer Majestät,“ so schloß er, „sind in der Notwendigkeit, zu fechten, Sie können nicht kapitulieren, Sie müssen, und wenn es mit körperlicher Gefahr wäre, der Vergewaltigung entgegentreten.“ Und damit berührte und belebte er des Königs Herz. Er fühlte sich unter Bismarcks erhebenden Worten immer mehr in die Rolle des für Königtum und Vaterland kämpfenden preußischen Offiziers hinein. War er doch selbst der ideale Typus desselben, der dem sichern Tode im Dienst mit dem einfachen Wort „Zu Befehl“ selbstlos und furchtlos entgegengeht. Dieses überwältigende Pflichtgefühl besiegte alle Bedenken, die die Gemahlin und die öffentliche Meinung in ihm wachgerufen hatten. Die furchtlose Treue seines Ministers weckte ihm das stolze, starke Königsgefühl. Und als der Zug in Berlin eintraf, da trat er den empfangenden Ministern in frischer, kampffreudiger Stimmung entgegen. Bismarck hatte gesiegt. Jetzt war die letzte Rinde von dem Herzen des Monarchen gewichen, der letzte Zweifel geschwunden. Bismarck hatte das unbedingte Vertrauen seines königlichen Herrn gewonnen. Und nun „in den Staub mit allen Feinden Brandenburgs“.

Zunächst ward der Landtag am 13. Oktober mit allen Anzeichen des Sturms geschlossen. In kühler Ruhe kündete die Thronrede an, daß die Regierung sich in die Notwendigkeit versetzt sehe, den Staatshaushalt ohne die in der Verfassung vorausgesetzte Unterlage führen zu müssen. Und sie lehnte es unbedingt ab, die ausgeführte Umformung der Heeresverfassung rückgängig zu machen. Aber sie sprach auch die Zuversicht aus, daß sie für die Ausgaben seinerzeit die nachträgliche Genehmigung erhalten werde.

In voller Erbitterung gingen die Abgeordneten auseinander. Es half nichts, daß Bismarck auch den Redakteur der „Nationalzeitung", Dr. Zabel, zu sich beschieden und ihm erklärt hatte, daß er in der deutschen Politik nach denselben Zielen strebe wie die liberale Partei; aber zu deren Erreichung sei die Aufrechterhaltung der Heeresreform unerläßliche Vorbedingung, die Partei handle also völlig verkehrt, wenn sie ihn nicht unterstütze. Die Vorurteile waren jetzt noch nicht zu brechen. Man sah in ihm den preußischen Schwarzenberg und benutzte die Parlamentsferien, das Feuer der allgemeinen Entrüstung gegen ihn zu schüren.

Aber er war froh, der lästigen Debatten ledig zu sein und Ruhe für die großen Aufgaben der deutschen und auswärtigen Politik zu gewinnen. Zunächst traf er alle Vorkehrungen, seine Familie so bald wie möglich in Berlin zu haben. Er war den heimatlosen Zustand gründlich satt und hätte viel lieber auf dem Lande sich und den Seinen gelebt, als die Lasten des Ministeriums getragen. „Ich läge," schrieb er an die Gattin, „am liebsten auf irgendeiner Ofenbank, wo ich bis zum Sommer mich nicht zu rühren brauchte." Aber er rührte sich doch gewaltig. Und die Dinge drängten vorwärts. Da ging er daran, sie zu schieben, denn geschoben werden wollte er nicht. Er vervollständigte sein Ministerium, nicht ganz zur eigenen Zufriedenheit. Er fühlte recht wohl, daß er sich von allen seinen alten und neuen Kollegen nur auf Roon und auf den neuen Minister des Innern, den Grafen Fritz Eulenburg, verlassen konnte. Aber so lange er sich seines Königs sicher fühlte, berührten ihn diese mehr oder minder kleinlichen und bureaukratischen Gegensätze nur wenig. Er ging fest und sicher seinen Weg. Zunächst eilte er nach Paris, um dort dem Kaiser sein Abberufungsschreiben zu überreichen. Das war ein formeller Akt, der nicht umgangen werden konnte und den er auch nicht umgehen wollte. Am 28. Oktober traf er dort ein, also zu einer Zeit, wo er als Minister schon fest im Sattel saß. Auch der französische Handelsvertrag, der im Zollverein eine Krise hervorgerufen, aber gerade im Oktober auf dem deutschen Handelstage in München trotz starker österreichischer und süddeutscher Gegenströmungen Zustimmung gefunden hatte, war unter Dach und Fach. So konnten sich seine Unterredungen mit Drouyn de l'Huys auf andere und wichtigere Fragen erstrecken und vertiefen. Noch wichtiger aber waren die Besprechungen, die er mit Metternich, dem österreichischen Botschafter in Paris, hatte. Der junge Fürst kam ihm warm entgegen. Aber Bismarck ließ ihn sofort erkennen, daß jetzt ein anderer Wind wehe. Er erklärte offen, es gebe Mittel und Wege, auf denen die beiden Staaten zusammengeführt werden, Bedingungen, unter denen sein Hof der treueste Bundesgenosse Österreichs werden könnte. Aber diese darzulegen, lehnte er

ab. Er sei durch seine Erfahrungen gewitzigt. Nun sei die Reihe, Vorschläge zu machen, an Österreich. Blieben Vorschläge und Verständigung aus und gerate man in europäische Krisen, „so würde er keinen Grund sehen, warum Preußen in Österreich etwas anderes als eine fremde Macht sehen sollte; gegen die Phrasen vom ‚Bruderkrieg' sei er stichfest, er kenne keine andere als ungemütliche Interessenpolitik, Zug um Zug und bar gegen bar". Seine Abschiedsaudienz bei dem Kaiser, zu der er am 1. November nach Saint Cloud geladen worden war, bewegte sich in wesentlich anderem Tone. Zwei Stunden lang hielt ihn der Kaiser fest. Es war das alte Lied, das er vernahm und das er mit Interesse anhörte, genau scheidend zwischen seiner eigenen Anschauung und den strengen Ansichten seines Königs. Aber Napoleon sah doch in Bismarcks Eintritt ins preußische Ministerium eine glückliche Wendung, die zu nützen er geneigt war. Es kam nur darauf an, wie weit sich der Minister einließ. Doch dieser ging mit ihm, so weit er mit ihm gehen wollte, und keinen Schritt weiter. Er wußte, wie vorsichtig er sein mußte wegen Napoleons selbst, wegen des Wiener Hofes und vor allem wegen seines Königs, der gegen seine französischen Neigungen ein starkes Mißtrauen hegte. Umsomehr beschleunigte er seine Rückreise und begab sich sofort zum König nach Magdeburg, der ihn zur Jagd in den Letzlinger Forst eingeladen hatte. Heiter berichtete er der Schwester über die fröhlichen Jagdtage.

Dann aber nahm ihn das Amt wieder voll in Anspruch. Vor allem galt es, die hessische Frage zu erledigen. Sie war ja nicht neu und hatte eine gewisse Verwandtschaft mit dem preußischen Verfassungskonflikt. Ja der Kurfürst hatte das neue, reaktionäre und verfassungswidrige Wahlgesetz in einer gewissen Anlehnung an Berlin seiner Kammer vorgelegt. Er glaubte, bei dem neuen preußischen Premierminister Trost und Hilfe zu finden wie „Johannes Parricida" bei „Tell". Aber Bismarck vermied es, die Frage im Widerspruch mit seiner inneren Haltung zu erledigen. Er wies auf die Nachgiebigkeit der hessischen Stände hin, während die kurfürstliche Regierung im Gegensatz zu den Berliner Ratschlägen und Warnungen halsstarrig auf ihrem absolutistischen Standpunkt beharrt sei. Aber Kurfürst Friedrich Wilhelm ließ sich nicht belehren. Er schickte den Landtag nach Hause, und der Zustand der Unruhe schien dauernd zu werden. Das wollte Bismarck nicht dulden. Er sah die Dinge an vom Standpunkt der auswärtigen Politik. Und die war günstiger als in den Tagen der „Schlacht von Bronzell". Es gab in Deutschland keine Regierung mehr, auf die sich der Kurfürst hätte stützen können. Er hätte auch in Frankfurt nicht mehr recht bekommen. Aber das Eingreifen des Bundes wollte Bismarck gar nicht. Er machte deshalb kurzen

Prozeß. Da der diplomatische Verkehr mit dem Kasseler Hofe eingestellt war, so ließ er dem Kurfürsten durch einen Feldjäger einen Brief überbringen, in dem er ihn aufforderte, dem alten Zwist mit seinen Untertanen ein Ende zu machen, unter dem sehr bestimmten Hinweis auf die Agnaten des kurfürstlichen Hauses, mit deren Zuziehung es dem König von Preußen leicht gelingen werde, „dauernde Bürgschaften gegen die Wiederkehr ähnlicher Mißstände zu schaffen". Das wirkte. Zwei Tage nach Empfang des Schreibens berief der Kurfürst das alte Ministerium und die Kammern zurück. Und mit dem neuen Wahlgesetz hatte es sein Bewenden. So hatte Bismarck mit den einfachsten Mitteln alles erreicht, was er wollte: „daß", wie er an Usedom nach Frankfurt schrieb, „uns und dem übrigen Deutschland recht bald die Befriedigung zuteil werden möge, von dem kurhessischen Verfassungsstreit nur noch als von einem vergangenen zu hören." Und außerdem konnte die Angelegenheit nicht mehr mit der deutschen Frage verquickt werden. Sie war ausgeschaltet, ohne daß sich Preußen nach irgendwelcher Seite eine Blöße gegeben hätte.

Die deutsche Frage, die seit dem Beustschen Entwurfe zur Bundesreform seit Jahr und Tag die Regierungen wie die Herren am Bundestag fortwährend beschäftigte, hatte durch die Krisis im Zollverein, die Österreich zu dessen voller Sprengung zu benutzen entschlossen war, eine Verschärfung erfahren. Aber gerade hier befand sich Bismarck in vertrautem Fahrwasser. Er brauchte in der Tat nur da anzuknüpfen, wo er in Frankfurt aufgehört hatte. Wohl waren die Planmachereien seitdem weitergegangen. Österreich hatte die Angelegenheit, nachdem sie den Händen des Grafen Beust entwunden war, wieder an sich gezogen. Sie war aber dem leitenden Minister nur Kulisse für seinen Plan, den Eintritt in den Zollverein zu ertrotzen oder diesen selbst zu sprengen. Der Handelsvertrag mit Frankreich hatte dazu beste Gelegenheit gegeben. Der Süden hatte alsbald wieder sein schutzzöllnerisches Herz erkannt. So hatten die Staaten in Wien getagt und waren dem Grafen Rechberg richtig ins Garn gegangen. Sie beschlossen am 14. August einen gemeinsamen Antrag an den Bund auf Einberufung einer Delegiertenversammlung, die über ein allgemeines deutsches Zivilprozeß- und Obligationenrecht, sowie über die Einrichtung eines Bundesschiedsgerichts beraten sollte. Bernstorff hatte dagegen geradezu im Tone des Nationalvereins eingewendet, daß diese Maßregeln nichts seien als ein Tropfen auf einen heißen Stein und die nationalen Bedürfnisse des deutschen Volkes in keiner Weise befriedigten. Dergleichen Gedanken schaltete nun freilich Bismarck völlig aus. Er hatte schon in Paris dem Fürsten Metternich gegenüber seine Karten aufgedeckt und ihm einen hohen Grad von Entschlossenheit gezeigt, die ganze Frage freundschaftlich oder als ein Duell zwischen beiden

Staaten zu behandeln. Gleichwohl gingen die Dinge in Frankfurt ihren Gang. Man hielt in Wien Preußen wegen des inneren Konflikts für keinen gefährlichen Gegner. Bismarck aber parierte den Schlag sofort. In seinen Unterredungen mit dem Grafen Karolyi sprach er zwar von der Möglichkeit eines Zusammengehens der beiden Staaten und erinnerte dabei an die Zeiten vor der Revolution. Aber dann müßte Österreich seine antipreußische Politik aufgeben und sein Reformprojekt fallen lassen. Sein letztes Vorgehen sei ein Bundesbruch, der Preußen nichts anderes übrig lasse als die Abberufung seines Gesandten. Der Botschafter versuchte, die Drohung zu mildern, und meinte, daß Preußen das bedrohte Österreich nicht im Stiche lassen werde. Aber Bismarck warnte vor einem solchen Irrtum. Die Dinge lägen nicht mehr wie zu den Zeiten des italienischen Krieges. Ein preußisches Bündnis mit einem Gegner Österreichs sei durchaus möglich. Nach seinen Besprechungen mit Napoleon konnte er das recht wohl sagen. Ja er widerlegte Karolyis Hinweise auf Österreichs deutsche Mission mit der kühlen Erklärung, dieses müsse seinen Schwerpunkt nach Ofen verlegen. Nun wurde man doch in Wien bedenklich und suchte Bismarck durch den Grafen Thun, der auf seiner Rückreise nach Petersburg den Weg über Berlin nahm, zu besänftigen. Das war verlorene Liebesmüh'. Er blieb fest, und als am 18. Dezember bei der Verhandlung über den Wiener Delegiertenantrag Preußen überstimmt wurde, mußte der preußische Bevollmächtigte v. Sydow eine Protesterklärung abgeben, die an der künftigen Haltung Preußens keinen Zweifel übrig ließ. Sie wies darauf hin, daß der Bund nach Einfügung eines solchen Organismus ein anderer würde, als er bisher gewesen sei. Die Fortsetzung eines solchen Verfahrens aber könnte zu einem Punkte führen, wo Preußen außer Stand gesetzt wäre, in einer im Widerspruch mit den Bundesgesetzen verfahrenden Versammlung noch das Organ des Bundes zu erkennen. Kein Zweifel, er war zum Äußersten entschlossen. Er war bereit, die preußische Legation abzuberufen, aber auch dem Bunde die Bundesfestungen streitig zu machen. Er verhehlte diese Absicht auch Karolyi gegenüber nicht, indem er ihn auf die Folgen seiner Befehle an die preußischen Kontingente hinwies, „der Autorität der Bundesversammlung die Anerkennung zu versagen". Aber nicht genug. Sydow erhielt, da Österreich nicht nachzugeben schien, für die auf den 22. Dezember angesetzte Abstimmung Auftrag, folgendes Votum zu verlesen: „Nicht bloß durch die formelle, dem Geiste der Bundesverträge fremde Behandlungsweise, welche diese Angelegenheit erfahren hat, wird Preußen verhindert, derselben näher zu treten, sondern auch durch die materielle Untauglichkeit und Halbheit der Vorschläge selbst. Nur in einer Vertretung, welche nach Maßgabe der Bevölkerung jedes Bundesstaates aus letzterer durch

unmittelbare Wahl hervorgeht, kann die deutsche Nation das berechtigte Organ ihrer Einwirkung auf die gemeinsamen Angelegenheiten finden."

Es war, als ob er nun selbst die Pforten der Paulskirche öffnete und die guten Ideen jener Tagung herausfliegen ließe ins Volk hinein. Aber das Echo war ein anderes. Man verstand ihn nicht, und seine Worte, die die deutsche Frage in vollste Klarheit stellten, wurden als eine beispiellose Frivolität angesehen. Ihm war das Gezänke und Geschimpfe der Zeitungen und der Parteileute gleichgültig. Ihm kam es auch jetzt gar nicht darauf an, daß man in seiner Erklärung den deutschen Inhalt erkannte. Im Gegenteil. Daß er auf Widerstand stieß, war ihm ganz lieb, des Königs wegen. Sein Zweck war, den Schlag gegen Österreich zu führen. Denn eine solche Volksvertretung bedingte dessen Ausscheiden aus dem neuen Bunde, in dem für die Donaumonarchie mit allen ihren interessanten Völkerschaften kein Platz mehr war. So schien, wenn der österreichische Antrag durchging, der Konflikt gegeben, dessen Folgen unabsehbar waren. Aber er wurde vermieden. Preußen fand die Mehrheit, und damit siegte es über Österreich und dessen damalige Parteigänger. Schließlich mußte man in Wien über diesen Ausgang noch froh sein.

Man hätte nun meinen sollen, daß die energische Haltung Bismarcks und sein offenkundiger Erfolg in der deutschen Politik in Preußen selbst einen Stimmungswechsel herbeiführen würden. Aber das war mitnichten der Fall. Der Landtag war am 14. Januar 1863 wieder zusammengetreten und durch eine in versöhnlichem Tone gehaltene Thronrede eröffnet worden. Bismarck hatte sie verlesen. Aber sofort trat in der Kammer die alte Gereiztheit, ja in erhöhtem Maße zutage. Der Vorsitzende selbst, Grabow, konnte sich nicht enthalten, den Zustand in schwarzen Farben zu malen, und beeinflußte so die Adresse, deren Entwurf Bismarck schon in der Kommission mit dem ernsten Hinweis angriff, daß es eine Grenze gebe für das, was ein König von Preußen anhören könne. Doch die Herren waren nicht zu halten, und kein anderer als Heinrich v. Sybel war der Berichterstatter vor der Kammer. Bismarck aber faßte sein Urteil über die Adresse in dem Satze zusammen: „Durch diese Adresse werden dem Königlichen Hause der Hohenzollern seine verfassungsmäßigen Rechte abgefordert, um sie der Majorität dieses Hauses zu übertragen." Das war der Grundton seiner Reden während der Adreßdebatte, die vom 27. bis zum 29. Januar währte. Nicht weniger als sechsmal hat er das Wort ergriffen, um die Angriffe der Gegner abzuwehren. Doch es war, er wußte es von Anfang an, alles vergeblich. Die Annahme der Adresse stand außer allem Zweifel, aber auch die Haltung des Königs ihr gegenüber. Am schwersten fühlte sich die Opposition wohl getroffen durch Bismarcks Ein-

wendung gegen die Worte der Adresse, die von dem Einfluß des Konflikts auf die Stellung Preußens dem Auslande gegenüber handelten. „Für das Bestreben," sagte er, „das eigene Vaterland vor dem Auslande als erniedrigt darzustellen, weil die eigene Partei nicht am Ruder ist, für dieses Bestreben überlasse ich die Verantwortung denen, die sich in diesem Hause ausgesprochen haben, in diesem Hause und außerhalb desselben." „Ich will mich nur nach zwei Seiten beruhigend aussprechen, einmal das Haus der Abgeordneten selbst beruhigen über das Gewicht des Rückschlages, den der innere Konflikt auf unsere Leistungsfähigkeit nach außen hin ausübt — Sie überschätzen dasselbe, meine Herren —; zweitens nach außen hin, um darüber zu beruhigen, als ob eben dieser innere Konflikt uns veranlassen könnte, ‚in Aussicht auf äußere Verwickelungen ein Mittel zur Ausgleichung des inneren Zerwürfnisses zu finden'. Das Mittel wäre schlimmer als das Übel selbst. Ich habe schon bei früheren Gelegenheiten eine solche Politik, die mir auch schuld gegeben wurde, als eine frivole bezeichnet. Wir empfinden dieses Bedürfnis in keiner Weise." Dann aber sprach er mit scharfer Wendung: „Sollte aber auch, so lange wir noch den Vorzug haben, Sie und nicht Ihre Nachfolger uns gegenüber zu sehen, die Notwendigkeit eintreten, die Ehre und Unabhängigkeit des Landes nach außen hin zu wahren, so würden selbst Sie, meine Herren, gar nicht imstande sein, uns diejenigen Mittel der Abwehr gegen das Ausland zu verweigern, in deren Mangel Sie eine Schwächung der auswärtigen Politik der Regierung sehen wollen."

Darauf legte er in der ganzen leidigen Adreßdebatte das größte Gewicht, obschon die Adresse selbst mit offener Anklage gegen die Minister wegen Verfassungsverletzung vorging. Der König wollte und konnte ja seine Räte nicht fallen lassen, und zu gerichtlichen Schritten bot die Verfassung keine Handhabe. Um so heftiger entbrannte der Kampf gegen das Ministerium, zumal in einer Frage, die Preußens Lebensinteressen und seine europäische Stellung aufs stärkste berührte — in der polnischen.

In Polen war nach langen Vorbereitungen und weitverzweigten Verhandlungen und Verschwörungen die Revolution mit aller Leidenschaft ausgebrochen. Bismarck hatte sie seit langem kommen sehen, und sie traf ihn daher nicht unerwartet. Aber ihre Begleiterscheinungen in der gesamten europäischen Politik waren doch schwere und bedenkliche und stellten an seine Staatskunst die ersten großen Anforderungen. Die Frage und ihre Lösung aber bildete die erste feste Grundlage für seine künftige Politik, die nach Königgrätz und nach Versailles geführt hat. Jetzt galt es, den preußischen Staat glücklich durch die Stellung der europäischen Mächte hindurchzuführen, die sie beim Losbruch der Unruhen in Polen einnahmen. Der

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft, Berlin.

Bismarcks und Napoleons Zusammenkunft auf der Chaussee von Donchery am Morgen nach der Schlacht bei Sedan, 2. Sept. 1870.

Nach dem Gemälde von Anton v. Werner.

Aufstand drohte, nach Posen überzuschlagen. Das war freilich die geringere Gefahr. Für Preußen kam es vielmehr darauf an, wie Rußland sich zu den Polen künftig stellen würde. Bismarck hatte während seines Petersburger Aufenthalts mit wachsender Sorge die Fortschritte des Panslawismus beobachtet. Man schwankte dort zwischen Absolutismus und Polonismus. Letzterer hing mit jener in den höheren russischen Kreisen lebendig gewordenen Forderung nach einer Verfassung zusammen. Damit ging aber auch ein Streben nach panslawistischer antideutscher Verbrüderung Hand in Hand. Diese Richtung würde wiederum auf das gefürchtete russisch-französische Bündnis hingearbeitet haben und hätte somit Preußen eine Reihe schwerster Gefahren gebracht. In der Tat schien der russische Minister diese Kombination zu begünstigen und die Beziehungen zwischen Petersburg und Paris enger zu knüpfen. An dieses System hätte Österreich leicht den Anschluß finden können. Aber gerade hier setzte Bismarcks Politik ein. Kaum waren in Berlin die ersten Alarmnachrichten von dem Aufstand in Polen eingetroffen, da wußte er schon, welche Richtung er einschlagen mußte. Alsbald ging General v. Alvensleben nach Petersburg und schloß am 8. Februar jene Konvention, die, äußerlich rein militärischen Charakters, dem Zaren Preußens Beistand zur Unterdrückung der polnischen Erhebung zur Verfügung stellte. Man hatte in der Tat vier Armeekorps mobil gemacht, doch hatten sie keine Gelegenheit zum Eingreifen, da die Russen bald mit den Rebellen allein fertig wurden. Aber das Abkommen war trotz allem ein starker diplomatischer Sieg. Denn es verdrängte die polnische Partei am russischen Hofe, und der Zar ist seitdem eine ganze Weile mit Preußen gegangen. Und damit trennte er sich von Polen und dessen Freunden. Aber diese fanden sich nicht nur im russischen, sondern auch in den Kabinetten von Paris und London, und nicht zuletzt von Wien. Napoleon durfte ja von der traditionellen Polenfreundschaft seines Hauses nicht abweichen. Sie gab ihm Nimbus in Frankreich und bei den übrigen Staaten. Es war nicht Neigung, sondern Sorge für seine eigene Stellung, wenn er meinte, daß „man für Polen etwas tun müsse". Um so peinlicher war er berührt, als er durch seinen Gesandten in Petersburg, den Fürsten von Montebello, bereits am Tage nach dem Abschluß der Abmachung ihren Wortlaut erfuhr. Er fühlte sich in seiner russischen Stellung getroffen und sprach sich dem preußischen Gesandten gegenüber zunächst mehr verstimmt als ungnädig über diese Konvention aus. Preußen habe aus einer lokalen Frage eine europäische gemacht. Er hörte dabei freilich mehr auf die erregte öffentliche Meinung in Frankreich, wo die Klerikalen nicht minder begeistert für die Polen auftraten als die Liberalen. Drouyn de l'Huys ließ sich durch diese allgemeine Stimmung zu der Erklärung fortreißen, daß nur die Ent-

lassung Bismarcks die kaiserliche Regierung zu befriedigen vermöge. Das war also dieselbe Forderung, die auch von der Majorität des Abgeordnetenhauses gestellt wurde, die wegen der Alvenslebenschen Konvention ein förmliches Haberfeldtreiben gegen den Minister eröffnete und dadurch nur eines erreichte, nämlich daß sich seine Stellung beim König immer mehr befestigte. Und so stimmte dieser jetzt der äußeren Politik seines Ministers zu, obwohl sie im Grunde nichts anderes war als eine Wiederholung seiner Haltung im Krimkrieg, die damals den Prinzen so sehr erregt hatte. Aber jetzt, wo Bismarck Minister war, hielt er sie völlig durch, trotz der Drohungen von seiten Englands und Frankreichs und der zweifelhaften Haltung Österreichs. Der englische Gesandte Sir Andrew Buchanan hatte ihn schon am 11. Februar über die Konvention befragt und über die Haltung Preußens im Falle des Sieges der Revolution! Bismarck hatte ruhig geantwortet: „Dann müßten wir das Königreich selbst zu besetzen suchen, um das Aufkommen einer uns feindlichen Macht zu hindern." Da rief der Lord in heftiger Erregung: „Europa wird das niemals dulden." „Wer ist Europa?" fragte Bismarck kurz, und als jener meinte: verschiedene große Nationen, stellte er die peinliche Frage: „Sind sie bereits darüber einig?" Und schließlich erklärte er: „Für uns ist die Unterdrückung des Aufstandes eine Frage über Leben und Tod!" Doch bald bildete die Niederwerfung der Polen für ihn die geringere Sorge. Bedenklicher wurde die europäische Lage. Napoleon ruhte in der Tat nicht und wußte die Kabinette von London und Wien zu Schritten in Petersburg zu bewegen, wenn er auch mit seinem Plan eines gemeinsamen Einschreitens scheiterte. Für Bismarck hatte Napoleons Wendung doch etwas Besorgniserregendes, zumal es auch in Petersburg nicht an Intrigen von seiten Gortschakows fehlte, der die intimen Beziehungen zwischen Alexander und Wilhelm zu lockern versuchte, mit denen ja Bismarck bei dem ganzen Spiel operiert hatte. Nachdem es gelungen war, diese Intrigen unschädlich zu machen, war der Zar völlig für das Zusammengehen mit Preußen gewonnen. Dagegen vermochten weder die Mächte noch die preußische Abgeordnetenkammer aufzukommen, die sich in ihrer blinden Furcht vor den Reaktionsbestrebungen des neuen Ministers zu dem Beschlusse hinreißen ließ, Preußen müsse während der polnischen Wirren strengste Neutralität wahren.

Inzwischen war auch Österreich aus seiner anfänglichen Zurückhaltung wieder herausgetreten. Auch hier spielte die innere Politik herein. Die Regierung mußte Rücksicht nehmen auf die russenfeindlichen Liberalen wie auf die Klerikalen, die über die russischen Maßregeln gegen den katholischen polnischen Klerus im höchsten Maße aufgebracht waren. So suchte sie immer engeren Anschluß an England und an Frankreich. Die Spannung wuchs,

und in Rußland begann der Gedanke an einen Krieg mit dem undankbaren Nachbarn immer populärer zu werden. So entschloß sich der Zar, dem befreundeten König von Preußen ein Bündnis gegen den Donaustaat anzubieten. Das hatte in der Tat viel Verlockendes für König Wilhelm wie für Bismarck. Der Augenblick war günstig: Österreich völlig ungerüstet, dem raschen Stoße Preußens fraglos preisgegeben, bis von irgendeiner Seite Hilfe kam. Bismarck hätte also den Austrag mit diesem Staate jetzt schon durchführen können, ohne daß er von Frankreich sofort gehindert worden wäre. Denn die mexikanische Affäre hatte dessen Kräfte stark in Mitleidenschaft gezogen. Auch von den deutschen Mittelstaaten fürchtete er nichts. Die Proklamierung der deutschen Frage mußte sie entweder auf Preußens Seite ziehen oder wenigstens zwingen, neutral zu bleiben. Aber er hat doch der Versuchung widerstanden und auch den König über dieser Verheißung trügerischen Klang belehrt. Er hielt ihn zurück nicht aus Sorge vor Österreich und Frankreich, sondern wegen des Versuchers. So sehr er im Krimkrieg und in diesem Augenblicke dem Bündnis mit Rußland das Wort redete, die deutsche Frage wollte er ohne Hilfe des Zaren lösen. Die Gründe, ja die Art der Stellung zu Österreich waren in Berlin und Petersburg völlig verschieden. Wenn der Zar eine Niederwerfung Österreichs wünschte, so hatte er an Preußens Emporkommen in Deutschland kein Interesse. Im Gegenteil. Es wäre dann aus jenem von Rußlands Fürsten so gern gepflegten Abhängigkeitsverhältnis herausgetreten. Und in dem Kriege hätte es wohl den schwersten Teil zugewiesen erhalten, während es sich in betreff des Lohnes auf Rußlands Freundestreue nicht verlassen durfte. Genug, alles sprach dafür, die Abrechnung mit Österreich aufzuschieben, und der Gedanke, den Gegensatz schließlich auszutragen wie ein Duell, wurde ihm mehr und mehr vertraut. Und wenn er dabei auf Freundesdienst angewiesen war, so suchte er sich einen, der minder nahe und minder mächtig war: Napoleon, der an Österreich zwar bestimmte Forderungen hatte, durch deren Erfüllung in seiner östlichen Politik aber nicht eingeengt werden konnte. Rußland aber gönnte er nicht den Sieg über Österreich, das nach Beseitigung der schwebenden Differenzen dennoch Preußens Freund und Verbündeter werden konnte. In diesem Sinne entwarf Bismarck die Antwort an den Zaren, in der König Wilhelm klar und offen seine Bedenken enthüllte. Der Brief enthielt die denkwürdige Stelle, „sein Vertrauen in die Gesinnung des Zaren sei unbeschränkt, wie aber, wenn nach solchen Entschlüssen einmal in Rußland unter dem Drange anderer Einflüsse ein anderes System zur Herrschaft gelangte?“ Der Zar war einsichtig genug, die Gründe des Freundes zu würdigen, und seine Friedensliebe erhielt durch die preußische Haltung einen ihm keineswegs unlieben Antrieb.

In Wien ahnte man nicht, daß Bismarck über den Donaustaat den Schild gehalten hatte. Er war dort nicht minder verhaßt als in Preußen und in Polen. Man hatte ihm schon im April sein Todesurteil zugesandt, das auf offener Straße vollstreckt werden sollte. Noch mehr Romantik trat bei der Sendung der „Warschauer Henkerkommission" zutage. In einem zierlichen Kästchen befand sich der mit schwarzweißer Schleife geschmückte Strang, zu dem er, laut dem Begleitschreiben, verurteilt worden war. Er ließ sich durch dergleichen Drohungen, die das Geschäft mit sich brachte, ebensowenig beeinflussen, wie durch die Angriffe im Abgeordnetenhause, die allerdings immer heftiger wurden. Der Kampf selbst ließ ihn ziemlich kühl. Nur die Art, wie er geführt wurde, ging ihm auf die Nerven. Das „Haus der Phrasen", so nannte er die Abgeordnetenkammer, gedieh ihm zum Überdruß. „Ich bin genötigt," schrieb er während der Verhandlungen einmal an seinen alten Freund Motley, „ungewöhnlich abgeschmackte Reden aus dem Munde ungewöhnlich kindischer und aufgeregter Politiker anzuhören." „Ich habe niemals geglaubt, daß ich in meinen reifen Jahren genötigt werden würde, ein so unwürdiges Gewerbe wie das eines parlamentarischen Ministers zu betreiben. Als Gesandter hatte ich, obschon Beamter, doch das Gefühl, ein Gentleman zu sein. Als Minister ist man Helot. Ich bin heruntergekommen und weiß doch selber nicht wie." „Diese Schwätzer", so schrieb er einen Tag später, den Brief fortsetzend, „können Preußen wirklich nicht regieren, ich muß den Widerstand leisten, sie haben zu wenig Witz und zu viel Behagen, dumm und dreist. Dumm in seiner Allgemeinheit ist nicht der richtige Ausdruck; die Leute sind, einzeln betrachtet, zum Teil recht gescheit, meist unterrichtet, regelrechte deutsche Universitätsbildung, aber von der Politik über die Kirchturminteressen hinaus wissen sie so wenig, wie wir als Studenten davon wußten, ja noch weniger, in auswärtiger Politik sind sie auch einzeln genommen Kinder; in allen übrigen Fragen aber werden sie kindisch, sobald sie in corpore zusammentreten, massenweise dumm, einzeln verständig." Und wie er die Abgeordneten hier schildert, so hat er sie in den heftigen Debatten wirklich behandelt. Er hat ihnen kein scharfes Wort geschenkt, und so manche Äußerung aus den Reihen der Abgeordneten ist von ihm geradezu herausgefordert worden. Es ist ohne Zweifel richtig, daß die Versöhnung des Königs mit der Kammer möglich gewesen wäre. Im März wurden durch den Abgeordneten v. Forckenbeck Vorschläge gemacht, die von seiten des Königs hätten angenommen werden können. Man hielt damals, angeblich infolge der Alvenslebenschen Konvention Bismarcks Stellung für erschüttert und glaubte durch Entgegenkommen ihm und seinen reaktionären Kollegen den entscheidenden Stoß versetzen zu können. In der Tat hätte sich der König,

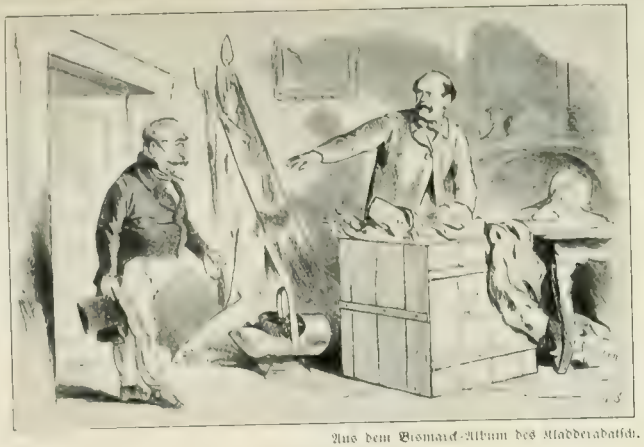
wenn er seinen Minister geopfert hätte, eine Mehrheit für seine Militärorganisation gewonnen. Daher das rastlose Bestreben, einen Keil zwischen ihn und Bismarck zu schieben. Stand dieser doch völlig allein, und wußte er doch selbst, daß er sich auf niemand, selbst nicht auf den König, unbedingt verlassen konnte. Denn bei diesem wurde von seiten der Familie, aber auch von den Gesandten gegen den unbequemen Minister Sturm gelaufen. Mit einem reichlichen Maße von Selbsteinschätzung und Selbstberäucherung haben Bernstorff in London, von der Goltz in Paris, Usedom in Florenz seine auswärtige Politik einem vernichtenden Urteil unterzogen und die Wege, die er beschritt, als für Preußen unheilvoll bezeichnet. Er hatte außer Roon und in zweiter Linie Fritz Eulenburg keinen Freund. Niemand hätte dem gestürzten Minister eine Träne nachgeweint. Wie hätte er es von der Kammer erwarten können, gegen die er in jeder Sitzung die Speere seiner Geringschätzung warf! Er kannte den Charakter der maßgebenden Abgeordneten und ihre Schwächen. Und diese wußte er mit unerbittlicher Schärfe zu treffen. Und doch darf man nicht sagen, daß ihn das Gefühl des Parteihasses, den er in früheren Tagen mit aller Leidenschaft empfunden hat, auch jetzt als Minister beherrscht hätte. Im Inneren war er seinen eigenen Parteigenossen viel mehr gram als den Fortschrittlern, weil sie womöglich seine tiefsten Absichten noch weniger verstanden und ihm auf dem Gebiete der auswärtigen Politik, wenn er ihnen seine Karten jetzt schon aufgedeckt hätte, die Heeresfolge unbedingt verweigert hätten.

Aber gerade an ihrer Durchführung hing sein Herz. Es war der Gedanke seines Lebens, den er verwirklichen wollte. Die Jugendträume hatten sich verdichtet, ihre Erfüllung schien ihm möglich, und er stand an dem Platz, wo er sie in Angriff nehmen und zur Vollendung führen konnte. Mochte er daher immerhin gegen die Abgeordneten grollen und schelten, daß sie ihn auf diesem Gebiet ebenso bekämpften wie in den inneren Fragen, so mußte er sich anderseits sagen, daß er sich im Amte nur zu halten vermochte durch die Angriffe seiner Gegner. Für den König hatte der Ansturm gegen seinen Minister immer größere psychologische Bedeutung gewonnen. Er, der ihn wider seinen Willen als den unbedingten Vertreter der Krone an die bedeutsame Stelle gesetzt hatte, konnte ihn allein halten und fühlte sich dazu im eigenen Interesse, aber auch in seiner ritterlichen Gesinnung verpflichtet. Er sah das monarchische Prinzip in Gefahr, seine königlichen Rechte bedroht, und je höher die Wogen dagegen anzuschwellen schienen, um so kostbarer und unentbehrlicher dünkten ihm die Dienste, die Bismarck leistete. Es war in dem Verhältnis zwischen Minister und König etwas wie zwischen dem Ritter und der Dame, deren Farben er sich erkoren. Die Hiebe, die Bismarck

austeilte, die Wunden, die er empfing, erhöhten seinen Wert und seine Schätzung in des Königs Augen. So manches geschah, so manches Wort ist gefallen, das an die Zeiten des tollen Bismarck erinnerte und dafür sprach, daß er das ganze parlamentarische Wesen gering schätzte und verachtete. Aber er ließ seinem Temperament völlig freien Lauf, er, der sich sonst völlig in der Hand hatte, weil es ihm und seiner Stellung von Nutzen war. Es war ihm recht, wenn die Konservativen sagten, das ist der alte Bismarck, obschon er innerlich und zumal in seinen Anschauungen über Preußens auswärtige Politik schon seit den Frankfurter Zeiten über sie hinausgewachsen war. Es war ihm recht, wenn die Session völlig unfruchtbar blieb, wenn alles an der Opposition der Kammermajorität scheiterte, dagegen Gesetzesvorschläge der Kammer, die für die Regierung unannehmbar waren, wie das Ministerverantwortungsgesetz, durchgingen. Ja er wollte den Bruch, und bei passender Gelegenheit führte er ihn herbei. Der geeignetste Gegenstand war natürlich das Militärgesetz, das Roon in erneuter, aber verschärfter Auflage schon im Februar eingebracht hatte. Endlich im Mai kam es vor das Haus. Der Sturm schwoll an bis zum Toben. Der Abgeordnete Becker schleuderte dem Minister das Wort entgegen: „Dieser Regierung nichts!“ Sachlich noch schärfer ging Heinrich v. Sybel vor und reizte den jähzornigen Kriegsminister zu heftiger Erwiderung. Der Vizepräsident v. Bockum-Dolffs unterbrach den General. Dieser aber rief: „Ich lasse mich nicht unterbrechen, ich kann sprechen nach der Verfassung, wenn ich will, die Befugnis des Präsidenten geht bis an den Ministertisch und nicht weiter.“ Da gebot ihm der Präsident zu schweigen, und auf Roons heftigen Protest hin ließ er sich seinen Hut bringen, bedeckte sein Haupt und vertagte die Sitzung. Bismarck hatte im Februar bei einem ähnlichen Vorfall den Konflikt durch eine glückliche Redewendung nicht ohne Humor vermieden. Jetzt war er da, und man konnte ihm nicht ausweichen. So erklärte das Gesamtministerium, „daß es den Sitzungen fernbleiben werde, bis ihm eine Erklärung durch das Präsidium zugehe, daß eine Wiederholung des heutigen, der gesetzlichen Begründung entbehrenden Verfahrens gegen ein Mitglied des Ministeriums nicht in Aussicht stehe“. Die Antwort war an sich noch zurückhaltend, betonte aber, daß der Präsident das Recht habe, die Verhandlung zu leiten und die Ordnung des Hauses auch den Ministern gegenüber aufrecht zu erhalten. Die Minister entgegneten hinwiederum, daß sie sich der Geschäftsordnung des Landtags nicht unterwerfen könnten. Der König selbst trat in einer vom gesamten Staatsministerium gegengezeichneten Botschaft für seine Minister ein. Die Abgeordneten antworteten in einer Adresse, in der sie die ganze Schuld den Ministern zuschoben und schließlich erklärten: „Das Haus der Abgeordneten lehnt seine Mitwirkung zu der gegenwärtigen

Politik der Regierung ab.“ Jetzt blieb nichts übrig, als die Session zu schließen. Bismarck hatte früher einmal auf die Frage, warum die Regierung die Kammer nicht auflöse, mit Humor darauf hingewiesen, daß er diesen Schritt dem Lande gegenüber für verfrüht ansehe. Er wollte damit sagen, daß sich das Haus erst noch gründlicher vor dem Lande blamieren solle. Aber jetzt war der Augenblick gekommen. Am 27. Mai wurde die Kammer Knall und Fall geschlossen und im September aufgelöst. Die Zeit bis zum Wiederzusammentritt aber wollte er ausnutzen, um reinen Tisch zu schaffen und die Reihen seiner Gegner, soweit das in seiner Macht lag, zu lichten. Der Kampf galt vor allem der Bureaukratie, den Kreisrichtern wie den Verwaltungsbeamten, die durchweg dem Liberalismus zugetan waren. Kaum einen Tag zögerte er mit seinen Maßregeln, die die Erbitterung des Volkes noch mehr zu steigern, den Grimm der Gegner aufs äußerste zu reizen geeignet waren. An dem Minister des Innern, Fritz Eulenburg, hatte er den geeigneten Helfer. Dieser trug kein Bedenken, gegen die liberal angehauchten Verwaltungsbeamten mit aller Schärfe vorzugehen und die widerspenstigen Landräte zur Disposition zu stellen. Nicht minder kräftig arbeitete der Justizminister, Graf zur Lippe. In seinem Ressort ging er mit der Strenge des napoleonischen Systems vor und scheute vor keinem Zwangsmittel zurück, die liberalen Justizbeamten von ihrem Widerstand gegen die Regierung abzubringen. Ein Schrei der Entrüstung ging durch die gesamte deutsche Presse. Aber die preußischen Blätter mußten alsbald verstummen. Das Preßedikt knebelte sie, wie die öffentliche Meinung durch die Strenge des Ministers bedroht war. Freilich hatte er Grund, ihrem Überströmen Einhalt zu tun, die zahllosen Kundgebungen zum Schweigen zu bringen. So hatte der Rat von Köln die gesamte Abgeordnetenkammer zu einem Feste von riesiger Ausdehnung in seine alte, heilige Stadt geladen. Aber die Polizei verbot die Feier, und die Feiernden flüchteten sich mit den Rheindampfern auf nassauisches Gebiet. Und zu dem Preßedikt kam im Herbst noch das sogenannte Wahlregulativ, das jeder Agitation und jeglicher Opposition gegen die Regierung den Boden nahm und die politischen Beamten unter Diensteid verpflichtete, die Regierung zu schützen und die Gegner zu bekämpfen. Es war die Reaktion, wie sie auch Frankreich in den Tagen Karls X. nicht schärfer hatte walten sehen. Die Konservativen jubelten. Sie sahen fast alle ihre Wünsche erfüllt und wähnten den Augenblick gekommen, der Verfassung den Garaus zu machen. Aber da verkannten sie „ihren“ Minister völlig. An die Verfassung wollte er nicht rühren. Was geschah und vielleicht auch bis zu einem gewissen Grade geschehen mußte, waren Kampfmaßregeln vorübergehender Natur. Er wollte den Parlamentarismus nicht beseitigen, nur

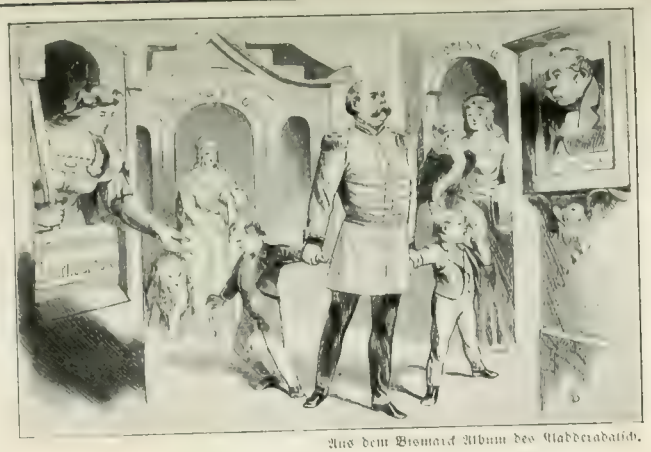
so lange mundtot machen, bis er ihm das Papagenoschloß selbst wieder abnehmen konnte. Ihm war es gleichgültig, wenn man ihn schmähte als den Minister der Reaktion. Er war es damals in der Tat, und er wäre vor noch schärferen Mitteln nicht zurückgeschreckt, wenn er ihrer bedurft hätte. Die Sorge vor der Reaktion, die im Lande schaltete und waltete, sah noch mehr der Schreckbilder. Seltsam, wie Bismarck, der einst von unten her als junger Auskultator die Opposition, ja den Kampf gegen die Bureaukratie mit allen Waffen der Jugend geführt hatte, sie jetzt von oben bekämpfte und noch abhängiger vom Geist der Gesetze, wie er ihn augenblicklich verstanden wissen wollte, machte. Es konnte nicht wundernehmen, wenn alles an ihm irre wurde und im ganzen Deutschland das Mitleid und die Schadenfreude sich regte. Niemand verstand ihn, außer der König, dem die Worte des Ministers von dem patriarchalischen preußischen Königtum wohltuend ins Ohr klangen. Stärker als die Warnungen der Königin, auf die er stets gehört und die auch später ihren Einfluß auf den Gemahl zu bewahren verstanden hat. Aber sie trat nicht hervor. Anders der Kronprinz. Er hatte noch im Oktober 1862 in einem Schreiben den Ministerpräsidenten dringend ermahnt, ein Einvernehmen mit der Kammer zu suchen. Dann hatte er seine Südlandreise angetreten und war erst gegen Weihnachten zurückgekehrt. Die Reaktion machte ihn ernstlich besorgt um seine Stellung, ja um die Dynastie. Er sah es nicht, und seine Umgebung sorgte dafür, daß er es nicht sah, daß sein Haus in Bismarck den stärksten und treuesten Diener hatte, der gewiß nichts getan haben würde, was die Dynastie hätte gefährden können. Aber er meinte, wenn diese Reaktion andauere, dann sei Gefahr vorhanden, daß darüber alles zugrunde gehe. So suchte er Anlehnung an die Fortschrittspartei, freilich ohne eine besondere Entschiedenheit an den Tag zu legen. Dann war der Schluß der Session erfolgt und kurz darauf das Preßedikt erlassen worden. Er hatte sich freilich dem Erlaß dieser „Juniordonnanzen“ im Ministerrat mit aller Kraft widersetzt und auf deren gesetzwidrigen und gefährlichen Charakter hingewiesen. Aber sein Widerspruch war erfolglos und mußte, wenn er nicht selbst Schritte tat, der Öffentlichkeit vorenthalten bleiben. Aber er glaubte um seiner und seiner Kinder Zukunft willen öffentlich Verwahrung einlegen zu müssen gegen solche unheilvolle Politik. Kein Zweifel, er litt wie eine Seele in Pein. Das tritt in seinem Brief an den Vater, den er ihm am 31. Mai aus zärtlichem, aber bedrängtem Herzen schrieb, hervor. Unmittelbar danach hatte er seine Inspektionsreise angetreten. In seinem Zuge befand sich der Oberbürgermeister Winter von Danzig, den er in seinen Wagen einlud und kurz darauf auf dessen Gute in Kulm besuchte. Inzwischen traf ihn die Antwort des Vaters, der meinte, alle Kronprinzen pflegten liberale Neigungen zu zeigen, um sich Popu-



Aus dem Bismarck-Album des Kladderadatsch.

Ein Mißverständnis.

„Ich wollte Ihnen nur zu der schönen Erbschaft gratulieren und sehen, ob nicht eine Kleinigkeit . . .
Ach was, hier wird nichts gegeben!



Aus dem Bismarck-Album des Kladderadatsch.

Guter Rat ist teuer.

Bismarck (Elsaß und Lothringen einführend): Liebster Reichstag, nun haben wir die beiden Jungen wieder, aber jetzt raten Sie mir, wie und wo wir sie unterbringen sollen.

Aus dem Bismarck-Album des Kladderadatsch.

In der Galerie „Bismarck".

„Ew. Majestät bitte ich, diesem Kunstwerk, bei dessen Betrachtung ich immer wieder Ruhe und Zuversicht finde, eine besonders liebevolle Beachtung zu schenken."

Aus dem Bismarck-Album des Kladderadatsch.

Des Reichskanzlers Abschied.

Der Reichskanzler legt alle seine Ämter nieder, gibt alle seine Insignien zurück und begibt sich in die wohlverdiente „Friedrichsruh".

Bismarck in der Karikatur.

larität zu schaffen, und die Nachricht von der Publikation des Preßedikts. Er war darüber in hohem Maße empört und schrieb in dieser Stimmung an Bismarck: „Ich halte die Verordnung für ungesetzlich und gefährlich für mein Haus und für die Zukunft des Staates. Ich sage mich los von jeder Teilnahme an solchen Maßregeln und trage Ihnen auf, meine Verwahrung zur Kenntnis des Staatsministeriums zu bringen.“ Das war am 3. Juni. Am Tage vorher war ihm die Kronprinzessin nach Graudenz nachgereist. Nachdem er am 4. Juni dem Vater die Erklärung an das Ministerium angezeigt und sich darüber beschwert hatte, daß man ihn von dem entscheidenden Kronrat ferngehalten habe, fuhr er nach Danzig. Dort drang der Oberbürgermeister lebhaft in ihn, für die verletzte Verfassung einzutreten; jetzt sei zwingende Veranlassung gegeben, seine wahre Stellung der Welt darzutun. Da sagte er unter dem Einflusse der Gemahlin eine Kundgebung in diesem Sinne zu. Auf die Begrüßung im Rathause erwiderte er, auch er beklage, zu einer Zeit nach Danzig gekommen zu sein, wo zwischen Regierung und Volk ein Zerwürfnis eingetreten sei, das zu erfahren ihn in hohem Grade überrascht habe. Er habe von den Unordnungen, die dazu geführt haben, nichts gewußt. Er sei abwesend gewesen. Er habe kein Teil gehabt an den Ratschlägen, die dazu geführt hätten. „Aber“, schloß er, „wir alle und ich am meisten, der ich die edlen und landesväterlichen Gesinnungen Seiner Majestät des Königs am besten kenne, wir alle haben die Zuversicht, daß Preußen unter dem Szepter Seiner Majestät des Königs der Größe sicher entgegengeht, die ihm die Vorsehung gegeben hat.“ Unklar wie die Gefühle des Kronprinzen waren auch die Worte. Aber es war ein Schritt in die Öffentlichkeit. Also ein Vorgang, wie er in der Geschichte des preußischen Staates unerhört war. Es war die Parteinahme gegen den Vater und König, der diesen Kampf doch führte für die Ehre des Hauses und für dessen künftige Stellung. Statt es ihm zu danken, frondierte der Sohn. Der Vater geriet in heftigen Zorn. Er faßte die Frage vom Standpunkt des obersten Kriegsherrn auf und schien entschlossen, ihn sofort abzurufen, seines militärischen Amtes zu entsetzen und auf die Festung zu schicken. Aber da griff die Königin vermittelnd bei Gemahl und Sohn ein. Und hierbei fand sie die beste Hilfe an Bismarck. Er erkannte zwar die Erregung des Königs als berechtigt an, und es wäre ihm nicht darauf angekommen, den Kampf auch gegen den Königsohn zu führen. Aber er sah die Sache nicht in so tragischem Lichte. Der Protest des Prinzen an das Staatsministerium war auf Befehl des Königs gar nicht vorgelegt worden. Dieser selbst bat auf die ernste Vermahnung des Vaters hin diesen sofort um Verzeihung und stellte ihm seine Ämter zur Verfügung. Bismarck hatte also keinen Grund, den König zu reizen. Er

wollte kein zweites Küstrin. Auf einer Fahrt von Babelsberg nach dem Neuen Palais am 10. Juni ergriff er die Gelegenheit, auf den König besänftigend einzuwirken. Er verwies auf die Staatsraison, die dringend fordere, daß in dem vorliegenden Kampfe zwischen Königtum und Parlament ein Zwiespalt innerhalb des königlichen Hauses abgestumpft, ignoriert und totgeschwiegen werden müsse, daß der Vater und König in höherem Maße dafür sorgen müsse, daß die Interessen beider nicht geschädigt würden. Schon war im Lande über 2. Samuelis 18, 5 gepredigt worden. Und so sagte er: „Verfahren Sie säuberlich mit dem Knaben Absalom! Vermeiden Ew. Majestät jeden Entschluß ab irato, nur die Staatsraison kann maßgebend sein.“ Und mit besonderem Erfolg erinnerte er daran, daß in dem Konflikt zwischen Friedrich Wilhelm I. und seinem Sohne dem letzteren die Sympathie der Zeitgenossen und der Nachwelt gehöre und daß es nicht ratsam sei, den Kronprinzen zum Märtyrer zu machen.

Bismarcks Bibelfestigkeit und seine feinen und taktvoll angewendeten historischen Parallelen pflegten auf den König stets den günstigsten Eindruck zu machen. Das geschah auch diesmal. So ward die Sache wenigstens äußerlich beigelegt. Der innere Riß blieb bestehen, sowohl zwischen Vater und Sohn, als zwischen dem Minister und dem Prinzen, der Ende Juni in einem Briefe an Bismarck dessen Politik in scharfen Ausdrücken verurteilte. Bismarck ließ sich dadurch nicht irre machen. Im übrigen wollte er es dem Prinzen, der in einer anderen Welt lebte und in seinen Stimmungen und Entschlüssen so sehr von seiner Umgebung abhängig war, nicht verargen, wenn er ihn nicht verstand. Es war Bismarcks Los, daß er einsam war und einsam den Weg vorangehen mußte, der zur Höhe führte. Kein Wunder, wenn in ihm manchmal der Wunsch nach seinem eigenen Sturze aufstieg.

Aber er hatte nicht Zeit, viel darüber nachzugrübeln. Bald nach der Absalomaffaire folgte er dem König nach Karlsbad. Mehr als Gesellschafter denn als Minister. Er hielt ihm dort während der Kur alles fern, was ihn irgendwie verstimmen konnte. Und so ward der Monarch zusehends heiterer und fühlte sich in Gesellschaft seines Getreuen glücklich und wohl. Er gewöhnte sich mehr und mehr an ihn. Bezeichnend ist, was Bismarck darüber an seine Gattin schrieb: „Der hingeworfene Gedanke meiner Abreise berührt ihn unangenehm, und er würde sich allerhand Sorgen hingeben, wenn die Geschäfte in meiner Person ihm aus den Augen kämen, obschon ich sie ihm so ziemlich aus dem Sinn halte.“ Sonst plaudert er in seinen Briefen an die Gattin harmlos und naturfreudig wie in jungen Jahren, an die er sich so gern erinnert: „Ich wäre recht gern über Wien nach Salzburg gefahren, wo der König morgen ist; ich hätte

unsere Hochzeitsreise nochmals durchgelebt; aber politische Gedanken hielten mich ab."

Doch gerade diese führten ihn nach Gastein, wo am 2. August Kaiser Franz Joseph zum Besuch des Königs eintraf, um in persönlicher Besprechung mit ihm die Pläne zu beraten und zum Ziel zu führen, die in Wien unter dem Eindruck der Berliner Ereignisse gereift waren. Auch dort glaubte man, das eigene Eisen in der Esse erhitzen zu können, in der Bismarck ein starkes, hell emporloderndes Feuer angefacht hatte. Man hielt Preußen durch den Verfassungskonflikt für geschwächt und daher den Zeitpunkt für günstig, die deutsche Frage durch einen entscheidenden Schritt zugunsten Österreichs und zum Schaden des Rivalen zu lösen. Es war eine regelrechte Überrumpelung, die ohne Bismarcks Wachsamkeit zweifellos gelungen wäre. Der Kaiser teilte dem König Wilhelm mit, daß er die Absicht habe, die gesamten deutschen Fürsten nach Frankfurt zu persönlicher Beratung und Entscheidung über die neue deutsche Bundesverfassung zu laden. Das war im Grunde nichts Neues. Es waren die alten Versuche, die Österreich schon so oft gemacht hatte und erst wieder zu Beginn des Jahres in etwas stärkerer Weise zu fördern bemüht gewesen war. An der Lage änderten sie nichts. Die Gefahr, daß Preußen auf dem Bundestage majorisiert würde, blieb auch bei dem neuen Entwurf bestehen, ja sie war wiederum der Kern des Ganzen. Die Idee ständig wiederkehrender Fürstenzusammenkünfte war eine dekorative Zutat, die wie die ganze Art der Einladung den König mehr ansprach als verstimmte. Aber die Zeit war günstig. Die Erinnerung an das Jahr 1813 ging durch die Lande. Allenthalben wurde die fünfzigjährige Wiederkehr des Erhebungsjahres festlich begangen. Während in Preußen die Feier streng militärischen Charakter trug, erhielt sie in den übrigen deutschen Landen einen freudigen und erfreuenden liberalen Beigeschmack. Allenthalben herrschte Frühlingsstimmung. Und mit besonderer Genugtuung blickte man auf Österreich, wo gleichfalls der Liberalismus Triumphe feierte und höchstens in den Reihen der alten Aristokratie auf Gegensätze und Abneigungen stieß. Es war die Zeit, da Herr v. Schmerling seinen besonderen Einfluß gewann, wo die Regierung der ungeteilten Zustimmung der Deutschen sicher war, und wo der Haß gegen Preußen ein einigendes Band schlang um die ganze Donaumonarchie. So war denn unter der Mitwirkung Julius Fröbels und „einiger Konvertiten aus dem Reich" die Denkschrift entstanden, die die Grundlage für die Frankfurter Fürstentagung enthielt. Das Ziel war klar: Das neue Deutschland in friedlichem Ausbau unter Habsburgs Ägide! Bismarck durchschaute sofort das Spiel und wußte, wie der neue Schlag zu parieren war. Seine einzige Sorge war, den König von Frankfurt zurückzuhalten. Er erzählt selbst sehr anmutig,

wie er an jenem 2. Auguſt in Gaſtein an der tiefen Schlucht der Ache auf einer Bank geſeſſen und mit der Uhr in der Hand beobachtet hat, wie oft in der Minute eine Meiſe den Jungen Futter zum Neſte trug. Dabei ſah er den König in einiger Entfernung allein auf einer Bank ſitzen, der, wie er bei ſeiner Rückkehr ins Hotel durch ein Briefchen desſelben erfuhr, ihn dort erwartete, um wegen der Begegnung mit dem Kaiſer zu ſprechen. Er eilte in das königliche Quartier, aber als er kam, hatte die erſte Unterredung bereits ſtattgefunden. „Wenn ich mich", ſchreibt er in ſeinen Memoiren, „weniger lange bei der Naturbetrachtung aufgehalten und den König früher geſehen hätte, ſo wäre der erſte Eindruck, den die Eröffnungen des Kaiſers auf den König gemacht haben, vielleicht ein anderer geweſen." Aber auch ſo war es noch nicht zu ſpät. Gewiß, die Eröffnungen des Kaiſers hatten auf ihn einen tiefen und guten Eindruck gemacht. Franz Joſeph verſäumte nichts, dem König den Plan als glücklich darzuſtellen, ihn über die zukünftige Stellung Preußens zu beruhigen und beſonders darauf hinzuweiſen, daß von Preußens Beitritt oder Ablehnung der Abſchluß des ganzen Werkes abhänge. Aber er ſchob ihm auch die ganze Verantwortung für das Mißlingen zu. Denn der übrigen Staaten war er ſicher. Sie hatten ſich unter den herrſchenden Strömungen enger denn je an Öſterreich angeſchloſſen, und die Fürſten waren gewillt, dem Kaiſer in Frankfurt bei Feſt und Beratung Gefolgſchaft zu leiſten. Der Kaiſer wies auch hin auf die Unhaltbarkeit des alten Bundes, den jeder Sturm umzuwerfen vermöge. Die Reformen aber hätten begonnen und könnten nicht mehr aufgehalten werden. Und da ein Zuſammenſchluß notwendig ſei, ſo würden die Staaten von ihrem Bündnisrecht Gebrauch machen und unter ſich zum Abſchluß kommen. Das hieß den Gedanken der preußiſchen Union auf Öſterreich übertragen. Dieſes trat alſo an Preußens Stelle, und in Frankfurt ſollte das aller Welt offenkundig werden! Es war für König Wilhelm allerdings der ſchmerzlichſte Verzicht, wenn er fern blieb. Von ſeinen Lieblingsgedanken mußte er ſich losreißen, von der Politik, an der er innerlich mit jeder Faſer hing. Aber freilich Bismarck zeigte ihm die Kehrſeite des verlockenden Bildes. So hub denn ein ſchweres Ringen zwiſchen König und Miniſter an. Und als am Abend des 3. Auguſt dem König die offizielle Einladung zu dem Kongreß für den 16. Auguſt überbracht wurde, obwohl er ausdrücklich eine Verſchiebung bis zum 1. Oktober verlangt hatte, lehnte er ab und ſchlug dagegen eine Miniſterkonferenz vor. Und allen weiteren Schritten des Kaiſers gegenüber blieb er feſt. Auch der auf des Königs Wunſch herbeigeeilte Kronprinz, der für den Fürſtenkongreß warm eintrat, vermochte nichts mehr über den Vater.

Und doch war die Verſuchung noch nicht überſtanden. Bismarck begleitete

den König nach Baden-Baden. Die Reise ging über München, wo die Königin Marie, und Wildbad, wo die Königin Elisabeth stark im Sinne des kaiserlichen Antrags wirkten und eine Umstimmung des Königs versuchten. Es zeugt von dem feinen und ehrlichen Gefühl der letzteren, daß sie auf Bismarcks Erklärung hin, daß er zwar dem König nach Frankfurt folgen, aber nicht als Minister nach Berlin zurückkehren würde, ihre Bemühungen bei dem königlichen Schwager einstellte. Das Schwerste stand indes noch bevor. In Baden-Baden fand die Begegnung mit dem badischen Großherzogspaar statt, das nicht für Österreich war, aber dringend wünschte, daß der König nach Frankfurt gehe und dort die Gegner Österreichs um sich sammle. Der Gedanke war an sich bestrickend, besonders wenn er dem Vater von der geistvollen Tochter nahegelegt wurde. Überdies fand dieser schon den König von Sachsen vor, der persönlich die Einladung im Namen aller Fürsten erneuerte. Die Person des Sachsenkönigs war gut gewählt. Wilhelm verehrte ihn aufrichtig. Und er meinte: „Dreißig regierende Herren und ein König als Kurier, da kann man unmöglich ablehnen." Aber Bismarck rang mit ihm um seine Seele. Er erkannte den großen Augenblick, von dem die ganze Zukunft abhing. Doch es ward ihm schwer, den König zu sich herüberzuziehen, in dem Kopf und Herz in Zwiespalt waren. Das Herz neigte zu Frankfurt. Aber der Kopf gewann unter Bismarcks leidenschaftlich dargelegten Beweggründen doch die Oberhand. Um Mitternacht war der Kampf entschieden. Er schrieb den Absagebrief und übergab ihn seinem Minister, der noch mit allen Zeichen heftigster Erregung und Erschöpfung das Schreiben dem Grafen Beust aushändigte. Als dieser sich verabschiedet hatte, zerschlug Bismarck Teller und Gläser, die auf dem Tische standen. Dann sagte er, wieder Fassung gewinnend: „Ich mußte etwas zerstören, jetzt habe ich wieder Atem." Er hatte gesiegt. Über Österreich und über den König! Dieser hatte sich vor die Wahl gestellt gesehen, seinem Minister zu folgen oder ihn zu verlieren. Da wählte er das erstere, und es gedieh ihm zum Heil. Durch sein Fernbleiben war die Frankfurter Fürstenversammlung doch nur ein Rumpfparlament, und die Feier verlief so, wie Bismarck in einem Brief an Sydow vorausgesagt hatte: „als eine Schaumwelle, mit welcher Schmerling mehr noch ein Manöver der inneren österreichischen Politik als einen Schachzug antipreußischer Diplomatie beabsichtigt. Er arrangiert dem Kaiser eine glänzende Geburtstagsfeier mit weißgekleideten Fürsten und fingiert ihm Erfolge der konstitutionellen Ära Österreichs. Von dem Dampf der Phrasen entkleidet ist des Pudels Kern ein so dürftiger, daß man dem Volke lieber nicht praktisch demonstrieren sollte, wie nicht einmal das zustande kommt."

In der Tat verlief die ganze Zusammenkunft wie ein glänzendes Feuer-

werk mit rauschenden Raketen, bunten Sternen und bengalischen Flammen! Sofort sollte König Wilhelm erkennen, wie wenig davon übrig geblieben war. Er war auf der Rückreise nach Berlin so nahe an Frankfurt vorübergefahren, daß man dort darin den entschlossenen Willen des Königs, sich nicht zu beteiligen, erkennen mußte. Da gingen den Fürsten schon während der Verhandlungen die Augen auf. Denn wurde der Verfassungsentwurf angenommen, so waren sie bei Preußens Fernbleiben allein an Österreich gekettet. Mit dem alten Spiel zwischen den beiden Nebenbuhlern war es aus. Und Österreich ließ ihnen kaum mehr die Wahl. Es drängte, seinen Einfluß überschätzend, auf Annahme und Durchführung des Planes. Da trat sofort die alte Spaltung zutage. Die einstimmige Annahme des Entwurfs war gescheitert und damit der ganze Plan. Noch dürftiger, als Bismarck prophezeit hatte, war das Ergebnis. Und als gleichwohl an Preußen die Aufforderung zum Beitritt erging, da hatte Bismarck die Antwort bereit.

Aber inzwischen hatte er noch manches erleben müssen, so abgespannt er war. In dieser Stimmung hatte er noch von Baden-Baden aus der Gattin geschrieben: „Ich wollte, irgend eine Intrige bestimmte den König, ein anderes Ministerium zu nehmen, daß ich mit Ehren diesem ununterbrochenen Tintenstrom den Rücken drehen und still auf dem Lande leben könnte. Die Ruhelosigkeit der Existenz ist unerträglich, seit zehn Wochen im Wirtshause Schreiberdienste und in Berlin wieder, es ist kein Leben für einen rechtschaffenen Landedelmann, und ich sehe einen Wohltäter in jedem, der mich zu stürzen sucht.“ An solchen Intrigen und „Wohltätern“ fehlte es allerdings nicht. Der König nahm ihn selbst mit nach Koburg, wo die Königin von England mit ihren Lieben zum Besuche weilte. Hätte sie über den König damals etwas vermocht, sie würde ihn beschworen haben, von diesem unheilvollen Minister zu lassen, dessen Politik Preußen schon so schwer geschadet habe und in dem sie das verkörperte Unheil sah. Sie steigerte durch düsterste Bilder die düsteren Ahnungen ihres Schwiegersohnes, der so gerne in Begleitung oder noch besser in Vertretung des Vaters eine glänzende Rolle in Frankfurt gespielt hätte. Ging sie doch so weit, dem wenige Tage später eintreffenden Kaiser Franz Joseph die Zukunft ihrer Tochter Viktoria und ihres Schwiegersohnes dringend ans Herz zu legen. Doch der Kaiser besaß viel zu viel Takt, um auf diese wenig taktvolle Äußerung von Englands Königin einzugehen. Mit ausweichender Wendung spielte er das Gespräch auf einen anderen Gegenstand über.

Bismarck selbst war nach Berlin zurückgekehrt, wo die Frage der Auflösung des Abgeordnetenhauses zu erledigen war. Er entschloß sich nicht ganz leicht zu diesem Schritt. Goß er doch damit aufs neue Öl ins Feuer.

Aber den Weg, den er beschritten hatte, mußte er weiter gehen. Er schrieb damals der Gattin unter dem Eindruck des Entschlusses: „Es gehört ein demütiges Vertrauen auf Gott dazu, um an der Zukunft unseres Landes nicht zu verzweifeln.“ Das klingt kleinlaut, mehr als es seinem eigentlichen Fühlen und Denken entsprach. Aber es war begreiflich, wenn seine Stimmung manchesmal sich senkte, wenn die mächtige Spannung, in der er lebte, nachließ.

Um so tiefer traf ihn in jenen Tagen die Nachricht von dem Tode seiner Schwiegermutter. Das Verhältnis zu der einfachen und doch so tief veranlagten Frau war ein außerordentlich rührendes gewesen. Er hing mit voller Seele und warmer Sympathie an ihr. Die beiden hatten sich ungemein gut verstanden. Er eilte zur Beisetzung nach Reinfeld, um vor allem auch der Gattin in diesen schweren Zeiten beizustehen, hatte aber nicht lange Muße, dort zu verweilen, wenn auch in den nächsten Wochen seine Gedanken oft von der rastlosen Arbeit hinweg dorthin schweiften. So schreibt er mitten aus dem Manöver am 21. September an Johanna: „Mir ist immer, als müßte die liebe Mutter diesen Brief zu sehen bekommen und sich freuen, daß es mir wohl geht und ruhig! Aber ihre großen blauen Augen sind geschlossen, und ihr kurzes Ärmchen wird nicht das Papier dicht davor halten.“

Inzwischen war jene Antwort auf den Frankfurter Antrag auf Beitritt zur Bundesreform erledigt worden. In einem vom Gesamtstaatsministerium unterzeichneten Bericht an den König nahm er dazu Stellung ganz im Sinne der Denkschrift vom Jahre 1861. Er gehört mit dieser zu den bedeutungsvollsten Kundgebungen Bismarckischen Geistes. Er wies vor allem auf den schwersten Fehler Österreichs hin: daß es nicht die direkte Verständigung mit Preußen gesucht und diesem gar nicht Zeit und Möglichkeit gelassen habe, die Vorschläge zu prüfen. Dem Entwurf selbst, den er in seiner ganzen Unbrauchbarkeit darstellte, beantragte er „die Allerhöchste Zustimmung zu versagen“. Im übrigen trat derselbe Bismarcks eigenen Darlegungen gegenüber völlig in den Hintergrund. Er behandelte das Verhältnis Preußens zum Bund. Preußen könne keiner Gemeinschaft angehören, in der ihm nicht seine Selbständigkeit gewährt sei. Die Reformakte aber bezwecke das Gegenteil und würde seine Souveränität geradezu vernichten. Preußen würde sich selbst aufgeben, wenn es sich im Interesse des Einheitsgedankens Beschränkungen auferlegen ließe, die seine Bewegungsfreiheit hemmen würden. Ein Nebeneinander mit Österreich sei nur möglich bei voller, durch Veto gesicherter Parität. Aber die Gesamtheit der deutschen Interessen vermöge dieser Bund nur zu wahren durch eine aus direkter Beteiligung der ganzen Nation hervorgegangene Nationalvertretung. Nur in dieser liege die Sicherheit für Preußen, „daß es nichts zu opfern hat, was nicht dem gesamten Deutschland zugute

kommt". Kein noch so künstlich ausgedehnter Organismus von Bundesbehörden könne das Spiel und Widerspiel dynastischer und partikularistischer Interessen ausschließen, das sein Gegengewicht und sein Korrektiv in der Nationalvertretung finden müsse. In einer Versammlung, die aus dem ganzen Deutschland nach dem Maßstab der Bevölkerung durch direkte Wahlen hervorgehe, werde der Schwerpunkt, so wenig wie außerhalb Deutschlands, so auch nie in einen einzelnen, von dem Ganzen sich innerlich loslösenden Teil fallen; darum könne Preußen mit Vertrauen in sie eintreten. Die Interessen und Bedürfnisse des preußischen Volkes seien wesentlich und unzertrennlich identisch mit denen des deutschen Volkes; wo dies Element zu seiner wahren Bedeutung und Geltung komme, werde Preußen niemals befürchten dürfen, in eine seinen eigenen Interessen widerstrebende Politik hineingezogen zu werden.

Das war der ganze Bismarck. Er läßt den Vorhang in die Höhe rauschen, und da zeigt sich in weitem Ausblick die zukünftige Einheit. Freilich war es kein friedlich Tun. Er warf dieses Programm in die Wagschale wie Brennus das Schwert. Da schnellte der liberale Entwurf Schmerlings federleicht in die Höhe. Denn er war innerlich hohl und ohne eigenes Gewicht. Und statt des friedlichen und doch gegen Preußen so feindseligen Ausbaus des Bundes trat dessen nahendes Ende klar vor Augen. Bismarck konnte zu dem Werke Schmerlings wie Siegfried zu Mime sagen: „Braust du dort Sudel, schweiß' ich hier Schwerter." Und das war der Mann, gegen den der Abgeordnete Simson bei Besprechung der russischen Februarkonvention den Vorwurf der Unfähigkeit erhoben und gesagt hatte: „Ich verlange nicht, daß eine Regierung allezeit den kühnen Flug des Genies einzuhalten imstande sein soll. Mehr gerechtfertigt wäre schon die mildere Forderung, daß sie den ruhigen Gang des Talentes und der Erfahrung zu gehen verstände. Aber in jedem Falle wird die Bewunderung dafür, daß jemand nicht fällt, die Bewunderung, die man jedem Seiltänzer würde zuwenden müssen, eine Bewunderung sein, nach der nicht jedermanns Gaumen und jedermanns Appetit stände." Diese absteigende, freilich geschmacklose Skala vom Genie zum Talent, vom Talent zum Seiltänzer zeigt sich hier in umgekehrter Reihe. In einsamer Höhe über Talent und politischer Seiltänzerei begann das Genie, die dunkle und unklare Welt der deutschen Politik zu durchleuchten.

Indes war es doch vor allem der konservative Rahmen, den Bismarck diesem Bilde gab, der dem König die Billigung der Denkschrift leicht machte. Am 22. September ward sie an alle Fürsten, die die Reformakte unterzeichnet hatten, versandt. Da war der Zauber der Frankfurter Tage sofort verflogen, und die Stimmung der Fürsten schlug um, zumal auch das Ausland an der Wiener Reformakte seine Kritik zu üben begann. Kaiser Napoleon hielt mit

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft, Berlin.

Die Kaiserproklamation zu Versailles am 18. Januar 1871.

Nach dem Gemälde von Anton v. Werner.

seinem Unwillen nicht zurück. Er sah in den Schritten des Wiener Hofes nichts anderes als den Versuch, jenes gefürchtete Siebzigmillionenreich zu schaffen und die Garantie des Reiches für seine außerdeutschen Besitzungen zu gewinnen. Er grollte Österreich wegen dieser Machenschaften wie wegen seiner Haltung in der polnischen Frage, durch die es ihn mit Rußland auseinandergebracht hatte. So warf er sein Steuer herum und zeigte Preußen wiederum ein freundlicheres Gesicht. Auch der Zar war über die Reformakte aufgebracht. Ihm wäre ja, wie wir wissen, unter anderen Verhältnissen ein Zerwürfnis zwischen Preußen und Österreich äußerst erwünscht gewesen. Aber diesen Erfolg gönnte er der Wiener Politik nicht, und so protestierte er gegen die Reformakte, die ein Zerwürfnis mit Preußen heraufbeschwöre, das angesichts der revolutionären Gefahren unbedingt vermieden werden müsse.

Das war der „europäische" Erfolg, der Bismarck durch das Fernbleiben von Frankfurt in den Schoß fiel. Er hatte aber auch einen deutschen zu verzeichnen. Als der preußische Gesandte v. Werther die Denkschrift in Wien überreichte, war Graf Rechberg in hohem Grade aufgebracht. Er glaubte aber doch, die Frankfurter Ernte noch rechtzeitig in seine Scheuer bringen zu können, und forderte die Freunde auf, die preußischen Vorschläge in einer gleichlautenden Note abzulehnen und zugleich die Erklärung abzugeben, es sei undenkbar, daß die Frankfurter Beschlüsse ohne praktischen Erfolg bleiben sollten. Aber da stieß er auf unerwarteten Widerstand. Die Mittelstaaten wollten keinen Bund ohne Österreich, aber auch keinen ohne Preußen. So versagte ihm Herr v. Beust nicht minder als der bayrische Minister v. Schrenk die Gefolgschaft. Rechberg erhoffte noch von einer Ministerzusammenkunft in Nürnberg eine günstige Wendung. Aber als er dort die Minister aufforderte, die Folgerungen aus den Frankfurter Beschlüssen zu ziehen, erlebte er eine völlige Ablehnung. Da meinte er zornig, der Weg nach Berlin sei für Österreich nicht weiter als für die Mittelstaaten.

Und nun zwangen ihn die großen Fehler der österreichischen Politik, tatsächlich diesen Weg zu gehen. Sie hatte es mit Rußland gründlich verdorben, ganz ebenso wie mit Frankreich, das jetzt über Preußen wiederum die Annäherung an den Zaren suchte. Es war nicht anders. Die Stellung gegen Österreich hatte Preußens Einfluß bei den Mächten bedeutend gesteigert. Napoleon erkannte Bismarcks ehrliche Politik auch in der polnischen Frage, wo er ihm entgegengearbeitet hatte, an und sprach wohlwollend zu Goltz: „Bei Euch ist man stets sicher darüber, was man zu erwarten hat." Und er gab seiner Politik die scharfe Wendung gegen Österreich. In seiner Thronrede am 5. November sprach er die Worte aus, die an seinen großen Oheim gemahnten: „Die Verträge von 1815 haben aufgehört zu bestehen." Davon wurde nie-

mand mehr berührt als die Donaumonarchie. Wenn jene wankten, so waren auch ihre italienischen Besitzungen wieder in Frage gestellt. An wen sollte sich Österreich in der Not wenden, die durch die Einladung des Franzosenkaisers an alle Mächte zu einem Kongreß nach Paris in drohende Nähe gerückt wurde? Von England war nichts zu erhoffen. Es gab ihm den kühlen Rat, auf die Reform zu verzichten, dann liege einer Verständigung mit Preußen nichts im Wege. Das war das Gegenstück zu der Entrevue der Königin Viktoria mit dem Kaiser Franz Joseph!

Inzwischen war freilich auch Rechberg über Schmerling und seine Clique hinweg in Wien zu bedeutendem Einfluß gelangt, der einzige österreichische Politiker, der den friedlichen Ausgleich mit Preußen erreichen konnte. Und so geschah, was Bismarck erwartet hatte. Nach seiner Erklärung in Wien über das Reformprojekt, gab es nur zwei Möglichkeiten: Krieg oder Anschluß an Preußen unter vollem Verzicht auf die Reform. Einen Krieg konnte Österreich, von allen Seiten umstellt und ungerüstet, im Augenblick nicht wagen. Es hätte alles aufs Spiel gesetzt. Also blieb nur der zweite Schritt, und Rechberg unternahm ihn. Eines Tages konnte Werther berichten, Rechberg habe ihm mitgeteilt, daß er auf das Reformprojekt keinen Wert mehr lege. Es gebe wichtigere Dinge.

Freilich, sobald die italienischen Interessen in Betracht kamen, war Preußens starke Freundschaft wichtiger als der ganze Bund. Aber auch für Preußen gab es für den Augenblick wichtigere Dinge. Und so ergriff Bismarck die ihm dargebotene Hand mit aufrichtiger Freude. Die Botschaft war ihm willkommen. Ihn kümmerte freilich in diesem Augenblick der Kongreß wenig, noch weniger Venetien. Sein Blick war nach dem Norden gerichtet. Am 15. November war König Friedrich III. von Dänemark gestorben. Die schleswig-holsteinische Frage war wieder brennend geworden. Er war entschlossen, sie zu lösen.

Robert v. Keudell, der alte Freund des Bismarckschen Hauses, erzählt eine sehr schöne Episode aus der Neujahrsnacht 1863/64. Eine kleine Gesellschaft war im Eßzimmer versammelt. Bismarck hieb von der großen Weihnachtstanne mit einem Hirschfänger die Zweige herab und warf einen nach dem anderen in den Kamin, sich mit den Kindern an dem Prasseln der Tannennadeln erfreuend. Inzwischen hatte die Fürstin den Punsch bereitet und den Gästen kredenzt. Bismarck trat an den Tisch und kostete den Trank. Dann begann er in ruhigem Ton zu seinem Schwager: „Die up ewig Ungedeelten müssen einmal Preußen werden. Das ist das Ziel, nach dem ich steure; ob ich es erreiche, steht in Gottes Hand. Aber ich könnte nicht verantworten, preußisches Blut vergießen zu lassen, um einen neuen Mittelstaat zu schaffen, der am Bunde mit den anderen immer gegen uns

ſtimmen würde.“ Und er ſprach dem Auguſtenburger jedes Thronfolgerecht ab. Die Entſagung des Vaters zu deſſen Gunſten hatte in ſeinen Augen keine ernſtliche Bedeutung mehr, weil jener ſchon im Jahre 1852 für ſich und ſeine Familie zurückgetreten war. Hatte doch Bismarck damals die Verhandlungen geführt und den Verkauf abgeſchloſſen. Ja er hatte ſogar den Kaufpreis in Verwahrung genommen und an den Herzog ausbezahlt. In Juriſtenkreiſen dachte man freilich anders, und die Anrechte des Herzogs haben mehr als eine Begründung erfahren.

Aber dann fuhr Bismarck fort: er halte es für ein beſonderes Glück, daß man auch in Wien nicht an den Auguſtenburger glaube. Graf Rechberg, der die Sache ganz genau kenne, ſei der Meinung, daß nur der Londoner Vertrag berechtige, die Dänen zur Erfüllung ihrer für Schleswig übernommenen Verpflichtungen anzuhalten. Den ſeiner Natur nach konſervativen Miniſter hätten die übereilten Anerkennungen des Erbprinzen als Herzog von ſeiten Koburgs, Badens, des Nationalvereins und aller demokratiſchen Elemente in Deutſchland geärgert. Für die Mittelſtaaten habe er ſeit dem glänzenden Mißlingen des Fürſtentagprojekts nichts übrig. Neuerlich habe er auch die unruhigen Bemühungen des bayriſchen Geſandten am Bundestage für den Auguſtenburger übel vermerkt. „Kurz,“ ſchloß er, „wir ſind bis jetzt ein Herz und eine Seele. Wie lange es ſpäter zuſammengehen wird, weiß ich nicht, aber der Anfang iſt gut; und die Halsſtarrigkeit der Dänen wird uns wahrſcheinlich ſchaffen, was wir brauchen, den Kriegsfall.“

Es war nicht Bismarcks Gewohnheit, im Familienkreiſe ſeine geheimen politiſchen Pläne zu enthüllen. Dieſer Fall ſteht einzig da, und zugleich beweiſt der Vorgang, daß er ſich ſeiner Sache völlig ſicher fühlte und ſchon an der Arbeit war. Bisher hatte er freilich mit ſeiner Politik den deutſchen Patrioten wenig Freude gemacht. Bereits am 16. November hatte Preußen die Anerkennung Chriſtians IX. ausgeſprochen, freilich mit der Warnung vor der Annahme der Verfaſſung. Am 18. November war dieſe erfolgt, und Bismarck hatte freie Hand. Und gerade jetzt kam von Wien das Angebot auf gemeinſames Vorgehen. Damit war Öſterreich aus der Reihe der entgegenwirkenden Großmächte auf Preußens Seite getreten. Daher konnte Bismarck mit Recht ſagen: „Wir haben es im Jahre 1849 erlebt, daß es übel iſt, einer gegen vier zu ſtehen. Zwei gegen drei iſt ſchon ein beſſeres Verhältnis.“ Und er tat alles, Öſterreich auf die Wege zu lenken, die er zu gehen geſonnen war. Es gab ja deren nur zwei. Entweder mußte man den Londoner Vertrag als gefallen und ohne jeglichen Rechtstitel Dänemark den Krieg erklären. Das aber war der Weltkrieg! Oder man berief ſich auf den Vertrag, forderte deſſen Erfüllung von Dänemark und erzwang ſie, wenn es

sein mußte, durch einen Krieg. Dann würde der Vertrag durch Dänemarks Schuld in sich selbst zusammenbrechen. Darauf weisen Bismarcks Erklärungen im Abgeordnetenhause hin, das mit ganz Deutschland die Befreiung der Elbherzogtümer verlangte und in einer Adresse an den König über den Minister hinweg erklärte, daß Deutschlands Ehre und Interesse die Anerkennung und Unterstützung des Erbprinzen von Augustenburg forderten.

Dagegen schien es Bismarck möglich, Österreich für seine Absichten zu gewinnen. Und das war für ihn im Augenblick das wichtigste. Der Bund tat übrigens das seinige, es noch enger zu Preußen hinzudrängen. So hatte der bayrische Bundestagsgesandte v. der Pfordten statt Protest und „Exekution" die „Okkupation" Holsteins mit Waffengewalt beantragt. Daran mußte sich die Anerkennung und Einsetzung des rechtmäßigen Herzogs schließen. Eine solche gebundene Marschroute aber wollte Rechberg ebensowenig wie Bismarck. Und so ward bereits am 24. November zwischen diesem und dem österreichischen Gesandten Grafen Karolyi eine Übereinkunft geschlossen, beim Bundestag gemeinsam dahin zu wirken, daß die Exekution so rasch wie es die Bundesgesetze verstatteten, in Vollzug gesetzt werde. Denselben Zweck verfolgte und erreichte die gleichlautende Note, die Preußen und Österreich an die deutschen Höfe versandten und die trotz aller Gegenminen Annahme fand.

Mehr noch als bei Bismarck spielten die „konservativen" Beweggründe eine Rolle bei Rechberg, dem die nationale Erregung in Deutschland bange machte. Er wollte sie wenigstens in Holstein eingedämmt wissen, und aus diesem Grunde drang er auf Ausweisung des Herzogs, eine Maßregel, der Bismarck mit Vergnügen zustimmte, die aber den deutschen Zorn noch mehr erregte. Und dann erfolgte am 28. Dezember auf österreichische Veranlassung, aber mit Bismarckscher Richtung, der Antrag beider Kabinette, der Bund möge zum Schutz des Londoner Vertrags und zur Erfüllung der dänischen Verpflichtungen Schleswig zum Pfand nehmen. Er wurde natürlich abgelehnt, ebenso wie der auf Entfernung des Augustenburgers. Rechbergs Unmut stieg, und so ward der Riß zwischen Wien und den deutschen Höfen immer größer, das Band, das jenes an Berlin fesselte, immer enger. Und am 5. Januar 1864 überreichte Werther die entscheidende Note. Die deutschen Mächte seien zwar berechtigt, sich von den Londoner Beschlüssen loszusagen, aber es sei Europa gegenüber zweckmäßiger, noch an ihnen festzuhalten. Doch müsse man Dänemark zur Erfüllung der alten Vertragspflichten auffordern und, wenn es sich weigere, dem Bunde zum Trotz gegen Schleswig vorgehen. Die Truppen stünden bereit. Aber Preußen müsse auf festen schriftlichen Abmachungen mit Österreich bestehen. So stand Rechberg am Scheidewege.

Indes hatte er keine Zeit, sich zu besinnen. Dafür sorgte Napoleon, der dem preußischen Gesandten den Vorschlag machte, die Herzogtümer einfach zu annektieren, zugleich aber an den deutschen Höfen gegen Österreich in verletzender Weise intrigierte. Da war der Bismarcksche Vorschlag der beste Ausweg. Am 10. Januar wurde der Vertragsentwurf im Ministerrat vom Kaiser genehmigt und sofort an Graf Karolyi gesandt. Man war auf Bismarcks Vorschläge eingegangen bis auf einen Punkt, der freilich der wesentlichste war. Er betraf den künftigen Besitzstand. Da griff Bismarck ein und gab dem Vertrag die feine Fassung, daß für den Fall von Feindseligkeiten und der Beseitigung der zwischen den deutschen Mächten bestehenden Vertragsverhältnisse die beiden Höfe sich vorbehielten, die künftigen Verhältnisse des Herzogtums und die Frage über die Erbfolge nicht anders als in gemeinsamem Einverständnis zu entscheiden. Bismarck hatte Karolyi zu überzeugen gewußt, daß man sich im Kriegsfall alle Wege offen halten müsse. Rechberg blieb keine Wahl. Alles drängte zur Entscheidung. So ließ er denn, als der Bundestag am 14. Januar den österreichisch-preußischen Antrag ablehnte, seinen Gesandten gemeinsam mit dem Berliner erklären, daß beide Staaten als europäische Großmächte die Besetzung Schleswigs auch ohne den Bund durchführen würden. Augenblicklich wurde in Kopenhagen das gemeinsame Ultimatum gestellt, und als die Antwort verneinend ausfiel, begann sofort der Aufmarsch. Und der Groll der Mittelstaaten, der nach Bekanntwerden des Vertrages hoch aufgebraust war, begann sich zu legen. Sie waren ausgeschaltet. Aus der deutschen Frage war, wie Bismarck es gewollt, eine europäische geworden. Und da waren die Verhältnisse besser, als sie je gewesen. Auf England hatte Bismarck von Anfang an keine Rücksicht genommen. Er hörte weder auf die Ratschläge, noch fürchtete er die Drohungen, obwohl das englische Kabinett und die Prinzessin von Wales die öffentliche Meinung gegen das perfide Preußen erregten. Er hatte schon am 5. Januar den Lord Buchanan mit der Erklärung zum Schweigen gebracht, daß wenn England Preußen hindere, bei Dänemark Zwangsmittel für die Einhaltung der dänischen Verpflichtungen anzuwenden, Preußen sich vom Londoner Vertrag lossagen, einen Ministerwechsel vollziehen und, gemäß dem Verlangen des Abgeordnetenhauses, sich für den Augustenburger erklären werde. So wußte er auch den Gegner zu nutzen. Freilich im Abgeordnetenhaus hatte er tauben Ohren gepredigt und in einer Reihe von Redeschlachten seine Gegner zwar gründlich heimgeschickt, aber die Stimmung der Abgeordneten nicht zu wenden vermocht. Der Kampf ging auch im Januar weiter, da es galt, die Kriegsanleihe durchzusetzen. Sie wurde mit zweihundertfünfundsiebzig gegen einundfünfzig Stimmen abgelehnt. Daraufhin wurde der

Landtag geschlossen. Die königliche Botschaft aber geißelte die Verwerfung der Anleihe mit schärfsten Worten.

Im Grunde war Bismarck die feindselige Haltung der Kammer ganz lieb gewesen. Sie paßte in sein System und gab ihm vor allem in Rechbergs Augen das besondere Gepräge des Vertreters des konservativen Gedankens. Auch dem König wurde der dänische Konflikt als ein Kampf um das königliche Ansehen sympathischer gemacht, und die Politik seines Ministers erschien ihm daher erträglich, obwohl er persönlich sich in völlig entgegengesetzten Anschauungen bewegte. Im Auslande aber lernte man früher als in Deutschland und in Preußen erkennen, daß Königtum und Regierung, solange sie einig waren, dem Ansturm des Parlaments niemals erliegen würden. So begann das Ansehen des Abgeordnetenhauses zu sinken, und die Kunde von den preußischen Siegen öffnete manchem Zweifler die Augen und ließ ihn die eigentliche Bedeutung Bismarcks erkennen. Er aber hatte weder Zeit noch Lust, sich um Freundschaft und Feindschaft zu kümmern. Er war froh, die Kammer los zu sein und Kraft und Nerven nicht länger in überflüssigem Geplänkel verbrauchen zu müssen. Denn schließlich ärgerten ihn die persönlichen Anwürfe, mit denen man ihn bedachte, doch. Jetzt hatte er den Kopf völlig frei für die große Frage, deren Lösung die schwerste aller Aufgaben war, die je an ihn herangetreten waren, und seine ganze Kraft erforderte. Nicht auf die Besiegung Dänemarks kam es an, sondern darauf, die Beute vor den Einsprüchen Europas und auch vor den Freunden in Sicherheit zu bringen. Denn sein Ziel war von Anfang an die Erwerbung Schleswig-Holsteins für Preußen. Alles andere, die Personalunion oder die Einsetzung des Augustenburgers, wäre lediglich ein Notbehelf gewesen, wenn ihm der große Schlag nicht gelang. Doch hing alles von der raschen Durchführung der militärischen Aufgabe ab. Aber da brauchte er nicht zu sorgen. Wenn nicht Österreich oder die Mächte den Siegeslauf aufhielten, so konnte es an dem Erfolg nicht fehlen. Roons Werk rechtfertigte sich in glänzender Weise und weckte das Staunen Europas über diese Armee, die in getreuer Waffenbrüderschaft mit Österreich den siegreichen Zug nach Norden in raschen Schritten durchführte. Am 1. Februar war der Einmarsch der Verbündeten unter dem Oberbefehl des Generals Wrangel erfolgt. Am 5. war bereits das Danewerk genommen, von dem Napoleon gewähnt hatte, daß es zwei Jahre standhalten werde. Zwei Tage später war Flensburg in den Händen der Deutschen.

Schwierigkeiten machten nur die Mittelstaaten und die Bundeskommissäre, die mit den Augustenburgischen Agenten zusammenarbeiteten. Aber Bismarck legte ihnen rasch das Handwerk. Bereits am 8. Februar erhielt Sydow in

Frankfurt die Weisung, die Beschwerden abzustellen und die Besetzung der Etappenpunkte durch preußische Truppen zu beantragen. Der Bundestag gab dem auch Folge. Aber inzwischen hatte Wrangel Selbsthilfe geübt. Das brachte neue Erregung. Graf Beust sprach von militärischen Gegenmaßregeln. Da ließ Bismarck an der sächsischen Grenze ein Armeekorps aufstellen, und General v. Manteuffel reiste im Auftrag des Königs nach Dresden und Hannover, um die beiden Könige zu beruhigen. Das wirkte, zumal sein Wort zu dem Grafen Beust: „Wenn in Holstein ein Schuß auf einen preußischen Soldaten fällt, so müßte König Wilhelm Sachsen besetzen." Die Würzburger Tagung, die von dem bayrischen Minister einberufen war, verlief unter solchen Umständen gänzlich erfolglos. Schwieriger war es, Österreichs Zustimmung zur Besetzung Jütlands zu gewinnen. Es hatte dagegen Bedenken erhoben, um die Westmächte nicht zu reizen. Bismarck hatte sofort nachgegeben. Denn ihm lag alles daran, den Bundesgenossen nicht zu verletzen. Er brauchte ihn noch. So ward Manteuffel nach Wien gesandt, und ihm gelang es, die Bedenken zu beheben und Rechberg zu überzeugen, daß es nötig sei, dem Feinde die Hilfsquellen Jütlands zu nehmen und ihn so rascher zum Frieden zu zwingen. Das Hauptquartier hatte mit Ingrimm der Berliner Weisung gehorcht und Wrangel sich in seiner Antwort an den König zu den Worten hinreißen lassen: diese Diplomaten stören die schönsten Operationen, sie verdienen alle den Galgen. Bismarck erfuhr auf amtlichem Wege davon und trug es dem General, der in jeder Beziehung aus der alten Schule stammte, lange nach, bis Wrangel selbst einlenkte. Bei einer königlichen Tafel fragte er den Minister: „Mein Sohn, kannst du nicht vergessen?" Bismarck erwiderte: „Nein." „Mein Sohn, kannst du nicht vergeben?" Und Bismarck sprach erfreut: „Von ganzem Herzen."

Nachdem die Berliner Zustimmung eingetroffen war, gingen die Operationen schnell vorwärts. Jütland ward besetzt, und am 18. April erstürmten die Preußen mit beispielloser Tapferkeit die Düppeler Schanzen. Da litt es den König nicht länger in Berlin. Er eilte nach dem Kriegschauplatz, und am 21. April hielt er im Angesicht der eroberten Schanzen eine Parade über seine tapferen Regimenter ab. An seiner Seite war Bismarck. Er sah mit Befriedigung, wie König Wilhelm im Anblick seiner siegreichen Truppen ganz unwillkürlich mit dem Gedanken sich befreundete, die Herzogtümer für Preußen zu gewinnen, während er sie bisher in seinem blinden Gerechtigkeitsgefühl mit peinlicher Sorge stets von sich gewiesen hatte. Dieser Wandlung seines Herrn legte er größere Bedeutung bei als dem Spiel Englands, das nach allen Drohungen und Kundgebungen von Hof, Parlament und Öffentlichkeit, und nicht zuletzt dem wüsten Zeitungskampf, die Unterzeichner des Londoner

Protokolls, um etwas für den dänischen Klienten zu tun, nach London geladen hatte. In der Tat, solange Österreich an seiner Seite aushielt, brauchte Bismarck keine der Mächte zu fürchten. Aber auch ihn erfrischte wie den König der Anblick der Düppeler Schanzen. Er war zu sehr Soldat, um nicht das Freudige des Erfolgs zu fühlen. Die Tat des Pioniers Klincke, dieses preußischen Arnold von Winkelried, machte auf ihn einen tiefen Eindruck. Das Schlachtfeld sagte ihm, daß er in seiner Politik auf dem rechten Wege war und daß sich bewährte, was er seit Jahr und Tag mit dem Einsatz seiner ganzen Persönlichkeit verfochten hatte. Das begann auch das Volk zu fühlen. Nicht bloß der König wurde, wo er sich zeigte, begeistert begrüßt, auch gegen Bismarck wurde die Stimmung eine andere. Noch nicht bei den Abgeordneten und ihren Parteigängern, wohl aber im Volk. Unmittelbar nach dem Sturm auf Düppel wurde durch die Zeitungen verbreitet, er habe sich einem Freunde gegenüber geäußert: „Sie werden sehen, in ganz kurzer Zeit bin ich der populärste Mann Preußens." Aber das ließ Bismarck nicht gelten. Sofort brachte die „Kreuzzeitung" eine Berichtigung. Er habe ganz im Gegenteil gesagt, jeder Anflug von Popularität mache ihn unsicher und veranlasse ihn zu ernster Selbstprüfung, ob er nicht im Begriff sei, eine politische Torheit zu begehen.

Im übrigen begrüßte er die allgemeine Bewegung, die die Erfolge der Verbündeten in ganz Deutschland geweckt hatten. Es war ihm sogar erwünscht, wenn da und dort, in Preußen und im Süden, aber auch in Schleswig-Holstein selbst der Gedanke laut ward, daß Preußen die Herzogtümer einverleiben solle. Kam ihm doch diese Bewegung entgegen und machte in ihrem spontanen Losbrechen zusammen mit dem kriegerischen Erfolg auch auf die Konferenzmächte einen tiefen Eindruck. So wurde auch hier die Meinung rege, daß es unmöglich sei, die Herzogtümer bei Dänemark zu belassen. Im übrigen regnete es Annexionsadressen von allen Seiten, selbst aus Schleswig-Holstein. Und als Bismarcks ehemaliger Präsident, Graf Arnim-Boizenburg, gleichfalls eine mit zahlreichen Unterschriften versehene Adresse an den König einsandte, meinte Bismarck, daß es ihm zweckdienlich erscheine, gegen das Dänentum alle Hunde loszulassen, die bellen wollten; das gesamte Geheul der Meute wirke dahin zusammen, daß die Unterwerfung der Herzogtümer unter Dänemark den Ausländern unmöglich erscheine, und diese genötigt würden, von sich aus Programme vorzulegen, die die preußische Regierung ihnen nicht bringen könne. Er verfehlte nicht, hinzuzufügen, daß er zu diesen Ausländern auch die Holsteiner nebst dem Augustenburger und allen ewig Ungedeelten bis zur Königsau rechne. Die Herzogtümer hätten sich an die Rolle des Geburtstagskindes in der deutschen Familie gewöhnt, wonach Preußen

Photographie im Verlag der Neuen Photographischen Gesellschaft A. G., Berlin-Steglitz.

Fürst Bismarck, Kanzler des Deutschen Reiches, 1871.

auf dem Altar ihrer Sonderinteressen sich willig zu opfern und für jeden einzelnen Deutschen im Norden von Schleswig seine Existenz einzusetzen habe. Solchem Schwindel würden die Adressen entgegenwirken.

Inzwischen hatte die Konferenz ihren Anfang genommen. Natürlich beantragten die Neutralen gleich in der ersten Sitzung am 25. April einen Waffenstillstand, zu dem die Verbündeten auch bereit waren unter der selbstverständlichen Bedingung, daß auch die feindseligen Flottenaktionen und zumal die Blockade von seiten Dänemarks aufhören müßten. Dagegen erhoben die Dänen Widerspruch. Und es war bezeichnend für Englands Haltung, daß Lord Clarendon dem Freunde Recht gab. Hatte doch schon das Erscheinen Tegetthoffs mit ein paar österreichischen Schiffen den Unwillen der Königin des Meeres erregt. Trotzdem kam der Waffenstillstand am 12. Mai unter Aufhebung der dänischen Blockade auf einen Monat zustande. Drei Tage vorher hatte der österreichische Seeheld, der sich hier die ersten Lorbeeren verdiente, der dänischen Flotte bei Helgoland ein Seegefecht geliefert, das in ganz Deutschland freudige Begeisterung weckte.

Aber nun kamen wieder die Diplomaten zum Spruch. Bismarck ließ durch Graf Bernstorff erklären, Deutschland sei, nachdem die Verträge von 1852 hinfällig geworden, zur Erwägung jeder neuen Abmachung bereit, die zu einem festen und dauernden Frieden führen könne, ohne wohlerworbene Rechte zu verletzen. Die Konferenz forderte nun Vorschläge von seiten der Verbündeten. Bismarck sah die Falle und wich ihr aus. Denn, meinte er, Deutschland habe es nicht nötig, dieses neue System zu erfinden, nachdem das Experiment von 1852 ein so klägliches Ende genommen habe. Freilich hatte inzwischen schon Lord Russell dem Grafen Bernstorff erklärt, Deutsche und Dänen könnten unmöglich in einem Staatswesen zusammengehalten werden. Doch die deutsche Erklärung beschränkte sich darauf, festzustellen, daß die Garantien, die Deutschland verlange, nur in der vollen Unabhängigkeit der durch gemeinsame Einrichtungen verbundenen Herzogtümer bestehen könnten. Aber nun platzten die Dänen mit aller Heftigkeit herein und wiesen Bernstorffs Antrag mit der Erklärung zurück, daß sie ihn auch dann nicht annehmen könnten, wenn ihrem König Christian die Thronfolge in den Herzogtümern zugedacht wäre. Sie verwarfen also selbst die Personalunion, an der Österreich noch gerne festgehalten hätte. Diesen Wünschen Österreichs aber kam nun Bismarck selbst entgegen und gab in Wien die Bereitwilligkeit zu erkennen, unter bestimmten Vorbehalten auf die Augustenburgische Erbfolge einzugehen. Dabei unterließ er keineswegs, sowohl auf die von Rußland begünstigten Oldenburgischen Ansprüche als auch auf die in Preußen mehr und mehr erstarkende Annexionsstimmung hinzuweisen.

Aber sein Vorschlag zugunsten des Herzogs Friedrich fand in Wien eine freudigere Aufnahme, als ihm lieb war. Es war der Augenblick, auf den Rechberg lange geharrt hatte, um seinem Rivalen durch plötzliches Hervortreten den Rang abzulaufen. Aber Bismarck hielt Schritt und Tempo. Noch brauchte er den Wiener Hof. Und so zeigte er sich zu einem gemeinsamen Antrag bei der Konferenz bereit, der keinen Zweifel an seiner ernsten Absicht aufkommen zu lassen schien. Er gab dem Herzog, was des Herzogs war. Und fast noch mehr. Aber Bernstorff teilte er vertraulich den Umschwung des Wiener Kabinetts mit, das jetzt die Kandidatur Augustenburg unwiderruflich festlegen wolle, um dadurch die besonderen preußischen Forderungen zu erschweren. Preußen aber dürfe sich das nicht gefallen lassen; die dynastische Frage sei mit Rücksicht auf die preußischen Interessen zu behandeln. Daher seien auch andere Möglichkeiten nicht eher auszuschließen, als bis man wisse, wie der Augustenburger sich und sein Land künftig zu Preußen stellen wolle. Wenn aber die Konferenz an der Person des Erbprinzen größeren Anstoß nehme als an dem Grundsatz der Teilung Schleswigs, so solle Bernstorff die Person fallen lassen. Das war es. Er selbst konnte aus einer Reihe von Gründen den Absichten Rechbergs nicht entgegentreten. Aber er hoffte bestimmt, daß dies von anderer Seite geschehen werde. In der Tat wurde der deutsche Antrag von den Neutralen mit seltener Einmütigkeit abgelehnt, die nun selbst den Gedanken der Teilung Schleswigs in Anregung brachten. Dies war Bismarck im Augenblicke Österreich und dem Augustenburger gegenüber nicht unwillkommen. Trotzdem hatte er unmittelbar nach den Wiener Meldungen von Rechbergs Gesinnungswechsel mit Herzog Friedrich selbst angeknüpft. Und dieser fühlte sich seinem Ziele näher denn je. Er war ja eine der populärsten Persönlichkeiten, auch in Preußen, geworden. Die Mittelstaaten begünstigten ihn, das Volk jubelte ihm zu, die „Up ewig Ungedeelten" sahen in ihm ihren rechtmäßigen Herrn. Noch mehr. Der Kronprinz war bereit, die alte Freundschaft aus den Bonner Tagen auch in der Politik zu bewähren. Und die Königin war eifrig bemüht, den König noch mehr für ihn einzunehmen. Mit Mühe hatte Bismarck bisher eine bindende Stellungnahme für ihn verhindert. Einmal schrieb er halb verzweifelt an den treuen Roon sogar von einem drohenden neuen Olmütz, weil der König allen Gefahren zum Trotz den Augustenburger einsetzen und einen neuen Mittelstaat schaffen wolle: „Was soll man da noch reden und schimpfen. Ohne Gottes Wunder ist das Spiel verloren, und auf uns wird die Schuld von Mit- und Nachwelt geworfen. Wie Gott will. Er wird wissen, wie lange Preußen bestehen soll. Aber leid ist mir's sehr, wenn's aufhört, das weiß Gott!" Er war entschlossen, sein Amt niederzulegen, wenn der König

an dem Prinzen festhielte. Noch war die Gefahr vorübergegangen. Und jetzt kam er ihm selbst entgegen und ließ ihn durch den Kronprinzen zu einer Besprechung nach Berlin laden. Freudiger Hoffnung voll traf Herzog Friedrich am 1. Juni dort ein. Und in der Tat schien alles programmäßig zu verlaufen. Er ward für den Nachmittag zum König nach Neu-Babelsberg befohlen, der inzwischen schon die Herzogin-Mutter aufgesucht hatte, um, wie er ihr in seiner so liebenswürdigen Art sagte, der Erste zu sein, ihr den bevorstehenden Regierungsantritt ihres Sohnes zu melden. Auch gegen ihn war der König außerordentlich gütig und entgegenkommend. Jedenfalls glaubte dieser, als er sich verabschiedete, daß die ihm noch drohende Unterredung mit Bismarck reine Formsache sei. Aber dieser Wahn sollte ihm die große Enttäuschung seines Lebens bringen. Zweifellos hat er im Zustande großer Abspannung das Ministerium in der Wilhelmstraße betreten. Er war nach der Nachtfahrt am Morgen in Berlin angekommen, hatte sofort eine Besprechung mit dem Kronprinzen, nachmittags Audienz beim König, und nun am Abend ollte er dem größten Staatsmann des Jahrhunderts Rede stehen, der diese Stunde herbeigeführt hatte, um ihn auf Herz und Nieren zu prüfen, ob er ihn mit gutem Gewissen als Schlußstein in seinen kunstvoll und unter tausend Schwierigkeiten emporgeführten Bau einfügen dürfe. Wir besitzen zwei Berichte über diese denkwürdige Unterredung. Den einen hat Bismarck ein Jahr später aus politischen Gründen veröffentlicht. Der andere aber ist das Diktat, das der Prinz sogleich nach jenem verhängnisvollen Abend gegeben hat. Dazu kommt aber noch ein Brief des französischen Gesandten Baron v. Talleyrand vom 4. Juni, der zunächst von einer Verstimmung des Herzogs weiß über die Form der Einladung, die ihn nach Neu-Babelsberg entbot. Der König hatte ihn darin nur als Prinzen von Schleswig-Holstein und als Vetter begrüßt. Es sei das Eingreifen des Kronprinzen nötig gewesen, um diese neue Empfindlichkeit zu besänftigen und dem künftigen Souverän zu zeigen, daß seine erste Pflicht sei, den König von Preußen nicht zu verletzen. Demnach konnte der Empfang beim König ihm nur eine angenehme Enttäuschung bereiten. Über die Unterredung mit Bismarck hat dieser selbst dem Baron einige Brocken mitgeteilt. Sie sei nicht herzlich und hingebend gewesen, aber pikant. Demnach griff der Prinz die Teilung Schleswigs äußerst lebhaft an und erklärte, es sei ihm unmöglich, zu einem solchen Abkommen die Hand zu bieten. Bismarck warf dagegen ein, er finde Seine Hoheit recht anspruchsvoll. An seiner Stelle würde er sehr froh sein, wenn er irgend ein Stück erhielte, das er übrigens so annehmen müsse, wie es ihm geboten werde, oder gar nicht. Mit Beziehung auf Kiel habe der Prinz eingewendet, daß er seiner Regierung Hindernisse und Verlegenheiten zu bereiten fürchte, wenn er die

Schaffung eines Kriegshafens an der Küste Holsteins begünstige. Über die Fragen der Verwaltung und über die demokratische Verfassung von 1848 habe er sich in Schweigen gehüllt und lediglich die Schwierigkeiten betont, die ihm die Wahl bereite, ob er die Forderungen Preußens oder die seiner Untertanen erfüllen solle. So habe ihm Bismarck weise geraten, „wenn man sich zwischen zwei Stühlen befinde, müsse man seine Wahl zu treffen wissen, um nicht zu riskieren, stehen zu bleiben". Denn es habe ihn überrascht, den Prätendenten schon „wie einen richtigen deutschen Fürsten" sprechen zu hören, der über seinem Privatinteresse das allgemeine vergißt. Und so habe er ihm zum Schlusse als Gleichnis die bekannte Erzählung des Dichters Chamisso ins Gedächtnis zurückgerufen, wo der Neffe des Zauberers, von seinem Oheim hypnotisiert, erst Priester sein will, dann Bischof, dann Kardinal, zuletzt Papst, und, auf dem Thron angelangt, seinen Wohltäter, der, bescheiden vor ihm knieend, den Lohn für seine Dienste begehrt, an die Luft setzen läßt. Der Ministerpräsident hat ihm die Moral der Fabel nicht geschenkt, nämlich die Bestrafung des undankbaren Neffen, der, wieder aufgeweckt, sieht, wie man sein Gedeck von dem schon vollständig angerichteten Tische des Oheims wieder wegnimmt. In der Tat, ganz in diesem Bilde war die Unterredung verlaufen. Der Prinz konnte, nervös und gereizt wie er war, sich nicht beherrschen und zeigte sich dem Minister gegenüber vielleicht widerspenstiger als er war. An seiner gut deutschen und auch gut preußischen Gesinnung darf man auch heute nicht zweifeln. Aber Bismarck fühlte aus Haltung und Worten des Prinzen die österreichischen Einflüsterungen heraus. Das war ihm ganz gewiß nicht schmerzlich, und er hörte um so schärfer, was er gerne hörte. Wenn sich der Prinz beherrscht und die Warnungen beherzigt hätte, so würde er in Bismarck einen milderen Richter gefunden haben. Aber so — hatte er „versungen und vertan". Talleyrand traf übrigens das Richtige, wenn er im Anschluß an diese Erzählung schrieb: „Ich wußte, daß diese Verbindung des Berliner Kabinetts mit der Sache des Prätendenten eine Vernunftheirat war. Wenn das nun die Annehmlichkeiten des Honigmonats sind, wie werden dann die Aprilstürme sein? Sollte man schon an Ehescheidung denken und an eine zweite Heirat?" Und er weist auf die lebhafte Art hin, mit der die „Kreuzzeitung" sich mit einem Male zum Champion des Großherzogs von Oldenburg machte! In der Tat, die Kandidatur dieses Fürsten, an den gerade jetzt, also zur gelegensten Zeit, der Zar seine Rechte auf die Herzogtümer abtrat, ergriff jetzt Bismarck mit ganz besonderem Eifer. Er hatte Eile nötig. Denn bereits am 9. Juni traf Kaiser Alexander auf der Durchreise nach Kissingen in Berlin ein. Er war von dieser neuen Wendung der preußischen Politik, die ihn von Dänemark bedeutsam ablenkte, hoch

befriedigt. Jedenfalls war er entschlossen, nichts gegen die Abtrennung der Herzogtümer von Dänemark einzuwenden. Freilich in Wien wurde es Bismarck weniger leicht gemacht, den Augustenburger durch den Oldenburger zu ersetzen. Aber letzteren direkt abzulehnen vermochte Rechberg schon aus Rücksicht auf Rußland nicht. Doch Bismarck begann bereits, sich nicht mehr so ängstlich wie bisher um die Stimmungen des Wiener Hofes zu bekümmern. Am 25. Juni waren die Konferenzen geschlossen worden. Sie waren an dem Starrsinn Dänemarks gescheitert. Und nun hatte er völlig freie Hand. Vor allem galt es, gegen das Inselreich den letzten Schlag zu führen. „Wir wollen die Herzogtümer", sagte er zum Herzog von Gramont in Karlsbad, wohin er sich am 19. Juni begeben hatte. „Man muß den König von Dänemark zwingen, sie herzugeben; nachher wollen wir ihn in Frieden lassen." Freilich war Graf Rechberg ängstlich geworden. Ein Hinübertragen des Krieges auf die Inseln schien ihm wegen des „englischen Löwen" bedenklich. Und nur die bestimmte Erklärung, daß König Wilhelm keinesfalls auf halbem Wege stehen bleiben, sondern nötigenfalls den Krieg allein zu Ende führen werde, bewog ihn nachzugeben. Nur die Besetzung von Fünen wollte Rechberg nicht zugestehen. Diese war auch nicht mehr nötig, obwohl Bismarck alle Vorkehrungen dazu treffen ließ. Wenige Tage nach Ablauf des Waffenstillstandes war Alsen in kühnem Übergang genommen. Und nun schwand auch die letzte Hoffnung auf Englands kriegerische Hilfe, die das Inselreich so hartnäckig gemacht hatte. Es mußte um Frieden bitten. Die Preußen hatten die Nordspitze der jütischen Halbinsel erreicht, und zur See gelang es dem kleinen preußischen Kanonenboot „Blitz", den berüchtigten Kapitän Hammer, den Bedrücker der friesischen Inseln, zur Ergebung zu zwingen.

Das alles waren gute Nachrichten, die dem König und Bismarck die Kur in Karlsbad förderten. So schrieb Bismarck damals an seine Frau: „Dem König geht es gut, der Alsener Schluck aus dem Siegesbecher bekommt ihm noch besser als der Sprudel." Der König wußte auch, wer ihm diesen Becher gereicht hatte. Beim Abschied in Karlsbad dankte er ihm sehr bewegt und schrieb ihm das ganze Verdienst an dem Erfolg zu. Bismarck aber eilte nach Wien, sein Werk durch den Frieden zu krönen. Es bedurfte freilich noch seines ganzen persönlichen Eintretens, den Starrsinn der Dänen zu brechen. Aber er ließ nur noch das Recht des Siegers gelten. Und so mußten sie die Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg an die beiden verbündeten Monarchen abtreten. Am 1. August waren die Präliminarien unterzeichnet.

Das Ziel war erreicht. Was Deutschland in stürmischem Drang gefordert, das hatte er durch seine heftig angefeindete Politik in kurzer Frist gewonnen. Noch grollten die Mittelstaaten. Aber solange die beiden Großmächte zu-

sammenstanden, blieben sie ausgeschaltet. Und es war Bismarcks fester Wille, das Bündnis mit der Donaumonarchie noch fester zu gestalten. Zu diesem Zweck kam auch König Wilhelm nach Schönbrunn. Aber schon traten die Gegensätze wieder in ihrer alten Schärfe zutage. Bismarck suchte sie zu überbrücken. Er betonte in allem das Gemeinsame und suchte das Trennende auszuscheiden. Selbst seinen wertvollsten Trumpf holte er hervor und ließ ihn den befreundeten Minister von ferne sehen: Preußens Eintreten für den Freund in Italien. Aber der Neugewinn war der Erisapfel. Mit Mühe blieb der Bund vom Mitbesitz ausgeschaltet. Und der Vorschlag des Kaisers Franz Joseph, sein Anrecht gegen einen Teil von Schlesien oder für die Garantie Venetiens abzutreten, scheiterte an den Grundanschauungen des Königs, den so hart erworbenen Zollernbesitz unter keinen Umständen anzutasten.

So waren die Schönbrunner Tage wenig fruchtbar. Und doch war Bismarck so befriedigt und innerlich glücklich wie seit langem nicht mehr. Er lebte in dem schönen Schlosse und seinen schattigen Gängen jene schönen Tage noch einmal durch, da er mit der jungen Gattin auf verbotenen Wegen den Park durchstreift hatte. Zu der Glastür, durch die er jetzt in den Garten trat, waren sie damals auf ihren neugierigen Wanderungen vorgedrungen. Da glaubte er wieder den leise schwebenden Schritt Johannas zu hören, und glückliche Bilder stiegen vor seinen Augen auf. Wie viel hatte sich seitdem gewandelt. Wie war er emporgeklommen zu Ansehen und Ruhm, und doch, man fühlt es aus den Briefen heraus, die er inmitten der Verhandlungen und Festlichkeiten an die Gattin schrieb, er war der alte geblieben.

Wenn nun Graf Rechberg auch nach dem gemeinsam gewonnenen Erfolg nicht das Vertrauen zu dem überlegenen Kollegen fand, so hatte das seinen guten Grund. Denn das große Räderwerk von Bismarcks politischem System ruhte auch jetzt nicht, da er jenem in geistvollen Darlegungen das Vorteilhafte der gemeinsamen Leitung der deutschen Dinge nahezulegen suchte. Denn von allen Seiten kündeten sich die Symptome seiner Tätigkeit an. Während er selbst in Schönbrunn weilte, war der Kriegsminister v. Roon nach Frankreich geeilt, um den französischen Manövern bei Chalons anzuwohnen. Doch hatte er Order, sich streng an den militärischen Charakter seiner Sendung zu halten und über die Betonung der Nützlichkeit des Zusammengehens der beiden Höfe nicht hinauszugehen, vor allem nichts zu äußern, was nicht in Wien vernommen werden durfte. Freilich vergaß Bismarck selber nicht, daß er seine Erfolge doch vor allem seiner günstigen Stellung zu Napoleon verdankte, und er war nicht gesonnen, diese jetzt schon einer vorübergehenden Annäherung an Österreich zu opfern. Er wußte, daß er ihn in den nächsten Jahren noch

brauchte, daß er die erste Hälfte seiner Pläne nur in, wenn auch unverbindlichem Zusammengehen mit Napoleon durchzuführen vermochte.

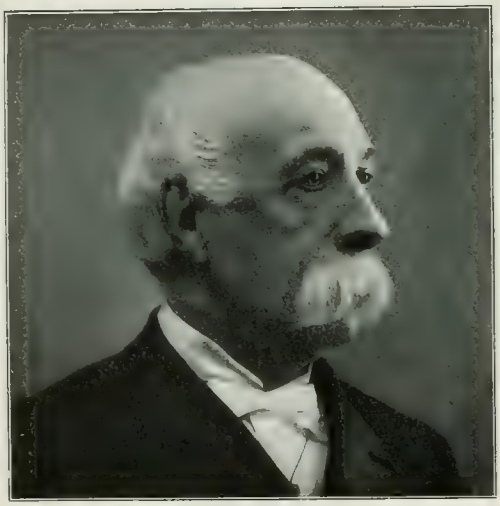
Aber eines war ihm in Wien klar geworden. Das preußisch-österreichische Bündnis stand auf zwei Augen. Sobald Graf Rechberg schied, war es zu Ende. Und nun bereitete ihm gerade Preußen durch seine hartnäckige Haltung im Handelsvertrag den Sturz, obwohl völlig gegen Bismarcks Willen, der durch die Krankheit seiner Frau längere Zeit von Berlin ferngehalten wurde. Während er in Reinfeld und in Biarritz weilte, hat der rechthaberische Eigensinn der Fachbeamten den Sieg über ihn davongetragen. Die Folge war, daß Rechberg wegen des Handelsvertrags aus dem Amte schied und Bismarck selbst nahe daran war, dem Kollegen zu folgen. Doch zu rechter Zeit noch kam er zu der Einsicht, daß die Frage nicht die Bedeutung hatte, um darüber von seinem begonnenen Werke scheiden zu müssen. Aber sofort wehte von Wien her ein anderer Wind. Der neue Minister, Graf Mensdorff, brachte neben einer sehr mangelhaften Geschäftskenntnis die feste Absicht mit, die österreichische Politik völlig aus der Abhängigkeit von Bismarck zu lösen und sich so wenig wie möglich an das Erbe seines Vorgängers zu halten. Dadurch geriet er in völlige Abhängigkeit von seinen Räten, die sich aus der alten Schwarzenbergischen Schule den Haß gegen Preußen gewahrt hatten und ihm nun wieder die Zügel schießen lassen konnten. So vor allem der Rheinhesse Biegeleben. Dieser war bestrebt, die schleswig-holsteinische Frage nach dem Wunsche der wieder stärker drängenden Mittelstaaten zu lösen. In einer seiner Denkschriften, die Graf Karolyi in Berlin überbringen mußte, predigte er dem König Entsagung. Er möge wie der Kaiser seinen Anteil dem Herzog Friedrich abtreten. Das war freilich bei dem raschen Fortschreiten des Annexionsgedankens ein veralteter Vorschlag. Das fühlte auch der Botschafter, und er erklärte bei der Überreichung der Denkschrift, daß Österreich bei geeigneter Entschädigung recht wohl der Annexion zustimmen könne. Bismarck aber führte sofort den Gegenschlag, indem er in sehr energischer Weise auf die Entfernung der noch immer in Holstein stehenden Bundestruppen drang. Sie waren ja im Grunde nichts anderes als eine Leibgarde des Augustenburgers. Aber Bismarck wahrte das „Hausrecht“ und sistierte den Rückmarsch der preußischen Truppen, und da Graf Beust sich besonders ungebärdig zeigte, wurden wieder einige Regimenter an die sächsische Grenze verlegt. Trotzdem gab dieser nicht nach und erklärte, die sächsischen Truppen würden bis zur Einsetzung des rechtmäßigen Herrn in Holstein verbleiben und nur einem Bundesbeschluß weichen. Er baute dabei fest auf Wien. Aber das ließ ihn im Stich. Mensdorff wagte das gefährliche Spiel nicht, und so gab der Bundesrat dem preußischen Drucke nach und befahl die Rücknahme der Exe-

kutionsarmee. Nachdem Bismarck so den Bund völlig ausgeschaltet hatte, knüpfte er in Wien die Verhandlungen über die Prätendenten wieder an. Selbst der Augustenburger sah unter solchen Umständen seine Hoffnungen aufs neue schwellen, freilich nur, um einer zweiten Enttäuschung zum Opfer zu fallen. Denn Bismarck war im Grunde gar nicht gewillt, an dem gegenwärtigen Zustand etwas zu ändern, und bezeichnete ihn dem Grafen Karolyi gegenüber als durchaus erträglich und dauerhaft. Er ließ sich auch gar nicht vorwärtsdrängen, und selbst die sorgenvollen Wiener Einwände, daß die Frage die Keime unabweisbarer Verwicklungen in sich trage, berührten ihn nicht näher. Er sah, wie man dort mit nervöser Hast auf den Abschluß drängte und gegen die Zusicherung der Garantie der außerdeutschen österreichischen Gebiete selbst in die Annexion gewilligt hätte. Lächelnd meinte er im Februar 1865 dem Grafen Karolyi gegenüber, daß Österreich und Preußen vor der Herzogtümerfrage säßen wie zwei Gäste vor einem Gericht. Der eine, der appetitlos sei, lasse den anderen nicht essen. So müßten eben beide warten, bis der Augenblick komme. „Einstweilen", schloß er, „befinden wir uns leidlich wohl in unserer Lage und werden sie erst ändern, wenn man uns befriedigende Bedingungen anbietet."

Aber die Aufforderung, zuzugreifen, schien mit einem Male von anderer Seite zu kommen. Napoleon hatte mit Unbehagen die enge Freundschaft gesehen, die nunmehr einer starken Spannung zu weichen schien. So trat er mit ganz besonderem Wohlwollen an den Gesandten v. der Goltz heran und zeigte sich bereit, in Verhandlungen wegen eines Bündnisses zu treten. Dieser war Feuer und Flamme dafür und drängte in Berlin zu schleunigem Abschluß. Aber Bismarck, obwohl er sich den Kaiser immer warm hielt, war jetzt weniger denn je bereit, dem Lockruf zu folgen. Ihm genügte die Möglichkeit des Bündnisses. Mehr wollte er nicht. In diesem Sinne gab er Goltz bestimmte Weisung. Er wies auch darauf hin, daß, solange noch das Bündnis mit Österreich bestehe, schon eine vorläufige Besprechung genüge, Preußen dem Vorwurf der Perfidie auszusetzen und überall in Deutschland Mißbilligung zu erregen. Man dürfe sich nach keiner Seite binden. Auch sei das österreichische Bündnis noch nicht völlig ausgenützt, noch sei trotz der kleinen Hauskriege die Scheidung nicht notwendig. Um so weniger wollte er seine Politik gefährden, daß sie als treulos gebrandmarkt wurde und den Argwohn des Auslands wie der deutschen Staaten hervorrief. Wurde ein Austrag nötig, so wollte er ihn durchführen mit den eigenen Kräften. Es war die gleiche Rücksicht und Vorsicht, die ihn seinerzeit abgehalten hatte, das russische Bündnis gegen Österreich anzunehmen. Er war jetzt mehr als je überzeugt, daß der Konflikt unausbleiblich sei. Gerade an dem Tage, da

Fürst Gortschakow.

Graf Andrassy.

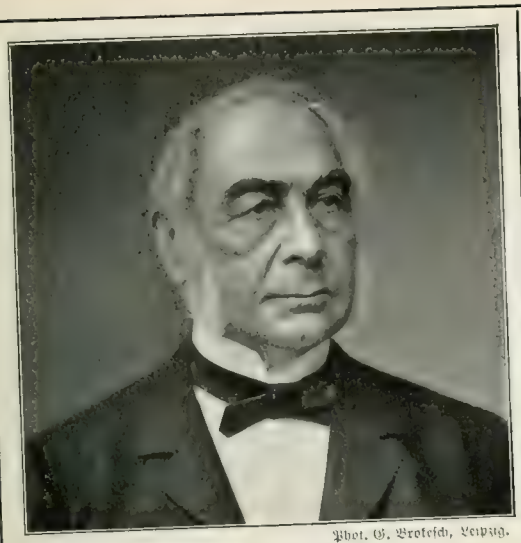


Crispi.

Graf Cavour.

Ludwig Windthorst.

Rudolf v. Bennigsen.



Phot. G. Brokesch, Leipzig.

Eduard v. Simson,
erster Präsident des Reichsgerichts.

Ferdinand Lassalle.

Robert v. Keudell.

Phot. Rudolf Lubrkopp, Hamburg.

Hermann Hofmann,
früher leitender politischer Redakteur der „Hamburger Nachrichten".

Verlag von Pietro del Vecchio, Leipzig.

Lothar Bucher.
Nach einer Lithographie von Hermann Eichner.

Professor Schweninger.

er Goltz die Warnung zugehen ließ, sagte er bei Tisch zu Keudell: „Wenn es einmal Sturm gibt, wird sich zeigen, daß wir auf hohen Wellen besser schwimmen können als andere Leute."

Die Frage, unter welchen Bedingungen man die Einsetzung eines Herzogs in Schleswig-Holstein zugeben könne, hatte er indessen zur Behandlung den „Fachministern" übergeben, ebenso wie die Rechte des Augustenburgers von den Kronjuristen geprüft wurden. Die ersteren hatten jetzt ihre Arbeit abgeschlossen. Sie entsprach den Bismarckschen Wünschen durchaus, und so hat er sie ohne weitere Änderungen dem Wiener Kabinett vorgelegt: Verschmelzung der Wehrkraft des Landes mit der preußischen Land- und Seemacht, Aushebung durch preußische Beamte und Fahneneid auf den König, der Kieler Hafen, die Festungen Rendsburg und Sonderburg-Düppel, das Recht zum Bau des Nordostseekanals, Anschluß an das preußische Zollsystem, Post- und Telegraphenwesen. Von Souveränität hätte unter solchen Bedingungen natürlich keine Rede mehr sein können. Diese „Konzessionen", wie Bismarck die Februarbedingungen nannte, waren für Wien natürlich unannehmbar. Das wußte Bismarck von vornherein. Und er hatte nach allem auf einen ablehnenden Bescheid gerechnet.

Noch war er nicht offiziell eingetroffen, da wurde schon Moltke aufgefordert, genaue Aufstellungen über die österreichischen Streitkräfte zu geben. Bismarck war also auf ernstliche Verwicklungen gefaßt. Und in der Tat wünschte Graf Mensdorff nichts sehnlicher, als von dem preußischen Bündnis loszukommen. Wenn nur nicht jeder Schritt aus der verhaßten Lage ihn als vertragsbrüchig hätte erscheinen lassen, ihn Preußen gegenüber ins Unrecht gesetzt hätte! Da kam der Anstoß von den Mittelstaaten.

v. der Pfordten hatte ihm schon vor längerer Zeit seinen Antrag an den Bund vorgelegt, wonach dieser die vertrauensvolle Erwartung aussprechen sollte, daß die beiden Großmächte nunmehr den Erbprinzen Friedrich als Herzog von Schleswig-Holstein einsetzen würden. Jetzt im März griff er darauf zurück und erließ an die deutschen Höfe die Mitteilung, daß er dem Pfordtenschen Antrag zustimme. In der nach Berlin gesandten Note befand sich der Zusatz, daß dieser Antrag nicht etwa in einem Ausschuß begraben, sondern binnen acht Tagen zur Abstimmung gebracht werden solle. Da sagte Bismarck ruhig und freundlich, aber die ganze Lage charakterisierend, zu dem Grafen Karolyi: „Wir gelangen damit leider an einen Scheideweg, von dem ich wünsche, daß er uns nicht zu weit auseinanderführen möge; aber so, wie die Sachen stehen, lauten unsere Fahrbillette auf divergierende Linien, und wir können für diese Reise nicht in das Coupé steigen, welches Sie bereits mit anderen teilen."

Und sofort traf er seine Gegenmaßregeln. Der Kriegsminister erhielt Befehl, die preußische Marinestation von Danzig nach Kiel zu verlegen, und die Gesandten in Wien und Frankfurt, die brandenburgischen Ansprüche mit Nachdruck geltend zu machen. Und der Annahme des Pfordtenschen Antrags folgte eine energische Erklärung Savignys. So ging Bismarck ruhig und sicher seinen Weg. Auf die erregte Stimmung in Holstein, wo der Herzog wirklich Aufenthalt genommen hatte, auf die von Österreich begünstigten Umtriebe seiner Partei legte er keinen Wert. Die Entscheidung über den Besitz der Herzogtümer lag weder dort noch in Frankfurt, und er konnte warten. Es war ihm gleichgültig, wenn die Agenten des Erbprinzen gegen die Februarforderungen Lärm schlugen und der österreichische Kommissär Halbhuber in voller Verkennung der Lage versicherte, daß nur Herzog Friedrich dort regieren werde. Wage Preußen Widerstand, so würden sie es totschlagen; denn ganz Deutschland stehe auf ihrer Seite, und im Augenblick der österreichischen Kriegserklärung würde eine französische Armee den Rhein überschreiten. So sehr war in wenigen Wochen die Stimmung umgeschlagen.

Indes wirkten die preußischen Schritte doch ganz anders, als solche phantastische Prahlereien, die eigentlich nur die Notwendigkeit der Annexion bewiesen. Schon am 4. April, also noch vor der Abstimmung in Frankfurt, brachte Roon die Marinevorlage beim Landtag ein mit der bestimmten Erklärung, daß Preußen den Kieler Hafen niemals wieder aufgeben werde. Graf Mensdorff protestierte dagegen und gab sogar Weisung, die Befestigungsarbeiten in Kiel zu verhindern. Alles vergeblich. Bismarck antwortete mit Gelassenheit, jeder der beiden Miteigentümer habe das Recht, die Buchten und Häfen des Landes für seine Schiffahrt zu benutzen, soweit dadurch das Recht des Genossen nicht verkümmert werde. Das geschehe aber nicht durch die preußische Flottenstation in Kiel. Was Roon im Abgeordnetenhause gesagt habe, das wisse Österreich längst. Preußen werde nie eine Lösung der schleswig-holsteinischen Frage genehmigen, wobei es nicht im Besitz des Kieler Hafens bleibe. So habe der König nur mit hohem Befremden den österreichischen Protest entgegennehmen können. Wieder fußte also Bismarck auf dem Vertrag, an dem er festhielt, obwohl Österreich ihn längst gebrochen hatte.

Aber das Barometer stand auf Sturm. Bismarck ließ deshalb vorsichtig in Paris und Florenz anpochen. Er war mißtrauisch gegen Wien, ob es nicht so weit gegangen sei, sich mit Napoleon einzulassen. Aber die Nachrichten lauteten in hohem Maße befriedigend. Auf Italien konnte er zählen, ebenso darauf, daß Frankreich ihm freies Spiel lassen werde gegen Österreich. Und in Berlin selbst stieg die kriegerische Stimmung. Die Armee verlangte

nach neuen Lorbeeren. Sie war für die Annexion. Ebenso der König, der am 29. Mai den Ministerrat berief und in Gegenwart des Kronprinzen und des Generals Moltke die Kriegsfrage aufwarf. Dieser stellte eine äußerst günstige Voraussage, selbst in bezug auf die numerische Übermacht der Armee. Bismarck hielt sich jedoch zurück: das Mindestmaß seien die Februarbedingungen, das Wünschenswerteste die Annexion. Aber diese sei ohne Krieg nicht zu erreichen, der auf die Dauer freilich unvermeidlich sei. „Aber", schloß er, „den Rat dazu können wir Ew. Majestät nicht erteilen; der Entschluß dazu kann nur aus der freien königlichen Überzeugung selbst hervorgehen. Würde ein solcher gefaßt, so würde das gesamte preußische Volk ihm freudig folgen."

In diesen Worten zeigt sich uns der große Seelenkünstler Bismarck, der inmitten all der Irrungen und Wirrungen, die ihn, wenn sie ihn auch zu Zeiten nervös machten, nicht tiefer berührten, auf die Empfindung des Königs volle Rücksicht nahm. Dieser hatte den Gedanken, die Elbherzogtümer dem preußischen Staate einzuverleiben, liebgewonnen. Es schien ihm ein Ziel, ja der glorreiche Höhepunkt der Regierung. Kaum dachte er darüber hinaus. Doch die erworbenen Anrechte waren ihm geweihtes Königsgut. Aber nicht minder ließ er die Anrechte des Augustenburgers gelten, und erst als die Kronjuristen ihm deren Hinfälligkeit erwiesen, hat er sie aus seinem politischen Programm ausgeschaltet. Dann freilich mit besonderer Genugtuung. Denn des Prinzen Agitation in den Herzogtümern erschien ihm als eine Kränkung seiner Rechte und durch ihren demokratischen Charakter würdelos. Der Erbprinz hat dem König zweifellos die Loslösung von seiner Kandidatur selbst am meisten erleichtert. Diese Gefühle schonte Bismarck, aber er rechnete auch mit den Einflüssen der Familie. Der Kronprinz hatte ja in diesem Kronrat selbst am lebhaftesten der Annexion widersprochen. Er vertrat indessen nicht bloß seine Anschauung, sondern auch die seiner Gattin und seiner Mutter. Und letztere war für den König noch zu bestimmend, als daß Bismarck in diesem Falle allzu energisch den Gegenpartner hätte spielen wollen.

Doch wie er mit diesen Stimmungen des Königs rechnete, so galt es auch, das Volksempfinden dem deutschen Nachbarn gegenüber zu achten. Ein Krieg mit Österreich war nicht wie ein Krieg mit einem fremden Feinde. Er war unausbleiblich, aber er mußte geführt oder wenigstens vorbereitet werden wie ein Duell. Es mußte daher jeder Anschein von Treulosigkeit oder Überfall vermieden, die Schuld dem Gegner allein zugewiesen werden: die volle, unbeugsame Notwendigkeit des Austrags mußte klar vor Augen liegen für den König, für Preußen, für Deutschland. Das war Gefühlspolitik im höchsten und edelsten Sinne, die Frucht klarer, doch auch ethisch hochstehender

Staatsweisheit. Aber gerade deshalb betrachtete er die Frage nicht vom Standpunkt des Rechts, sondern der Macht. Wenn er dem König sagte, daß bei einem kriegerischen Entschluß das gesamte preußische Volk ihm freudig folgen werde, so war er davon überzeugt, wenn auch das preußische Abgeordnetenhaus ihn von der Wahrheit des Gegenteils zu belehren schien. Kein Zweifel. Gerade in dieser Zeit, da die Krisis heraufstieg, hätte er gerne mit dem Parlament Frieden gemacht. Ja er hat auch mit Roon sich darüber beraten, ob man nicht, wenigstens für die Infanterie, die zweijährige Dienstzeit, natürlich unter gewissen Kautelen, einführen könnte. Aber er stieß dabei auf den Widerspruch des Königs, und auf anderem Wege war für jetzt eine Versöhnungspolitik nicht durchzusetzen. Im Gegenteil. Der Kampf verschärfte sich immer mehr, obwohl außerhalb und innerhalb des Parlaments in einzelnen Köpfen das Bewußtsein dämmerte, daß Bismarck doch der langersehnte Mann sein könnte. Er nahm immer heftigere Formen an, und besonders die Debatten im Mai und Juni 1865 erscheinen uns heute als ein Satyrspiel ohne vorhergehendes Drama. Die Majorität blieb völlig blind gegen die militärischen und politischen Erfolge dieses Ministeriums. Männer wie Gneist und Virchow scheuten nicht vor persönlichen Anwürfen gegen Roon und Bismarck zurück. Es war der Kampf um die Verfassung, um die Vorrechte der Volksvertretung, der sie in Opposition hielt auch in Fragen, wo ihre eigene Überzeugung sie belehren mußte, daß sie der Politik des Ministers keine weiteren Schwierigkeiten machen durften. Es war aber auch der Ausfluß des unfruchtbarsten Doktrinarismus, wenn sie jetzt nach Düppel und Alsen den Militäretat wieder um die neuen Regimenter kürzten, wenn sie die Marinevorlage und auch die Kosten des dänischen Krieges verweigerten. Und gerade diese Vorlagen hat Bismarck mit höchster Meisterschaft vertreten. Das große Rededuell in den ersten Tagen des Juni zeigte ihn auf der Höhe. Jedes Wort, das er sprach, ist eine politische Sentenz, in Gold gemünzt und mit höchster Meisterschaft geprägt. Er traf die Gegner in den beiden nationalen Fragen der Schaffung der Flotte und der Stärkung der preußischen Stellung in Schleswig-Holstein aufs tiefste. Er durfte ihnen ja nicht den Vorhang vor den Augen hinwegziehen und das meisterhaft gestellte Schlußbild dieses zwanzigjährigen Spieles zeigen. Trotzdem muß man sich heute wundern, daß sie seine Andeutungen nicht verstanden; allerdings durfte er nicht eine Linie weiter gehen, ohne seine Absichten und Pläne zu verraten. Aber was er ihnen über die Flotte und die Herzogtümer sagte, das hätte sie zu begeisterten Anhängern seiner Politik oder vor Scham erröten machen müssen. Statt dessen griff ihn Virchow persönlich an und sprach Zweifel an seiner Wahrhaftigkeit aus, so daß Bismarck für einen

Augenblick die Geduld verlor und dem berühmten Professor eine Forderung übersandte. Es war nicht Demonstration, sondern Ausbruch des innersten Gefühls, ein Aufbäumen der Edelmannsnatur gegen den verknöcherten Doktrinarismus. Virchow lehnte ab, und die Majorität schlug aus dieser gewalttätigen Haltung des Ministers neues Kapital. Im übrigen das alte Spiel: Ablehnung fast aller Vorlagen der Regierung und Entlassung des Landtags. Aber die Schlußworte des Ministers klangen doch prophetisch aus, da er die Haltung der Regierung in die Worte faßte: „Sie lebt der Zuversicht, daß der Weg, den sie bisher eingehalten, ein gerechter und heilsamer gewesen ist, und daß der Tag nicht mehr fern sein kann, an welchem die Nation, wie bereits durch tausende aus freier Bewegung kund gewordene Stimmen geschehen, so auch durch den Mund ihrer geordneten Vertreter ihrem königlichen Herrn Dank und Anerkennung aussprechen werde."

Da er die Worte sprach, begann die politische Krisis immer ernster zu werden. Der König wurde durch die Sorge, ein neues Olmütz erleben zu müssen, gegen seinen innersten Willen dem Gedanken an kriegerischen Austrag mit Österreich immer mehr zugetrieben. Bismarck erwog alle Möglichkeiten. Er suchte sogar Fühlung mit der kaufmännischen Welt, um deren Anschauung über einen solchen Krieg kennen zu lernen. Und ihrem Vertreter Paul Mendelssohn-Bartholdy gegenüber hat er sich in der weitgehendsten Weise über den Verlauf ausgesprochen und die Überlegenheit der preußischen Waffen prophezeit, aber auch die kurze Dauer des Krieges. Im übrigen hatte er dem gütlichen Austrag durchaus keine Möglichkeiten genommen.

Auch in Österreich war man keineswegs gewillt, den Gegensatz auf die Spitze zu treiben. Dagegen sprach vor allem die üble Lage des Staates, die Finanzmisere, die sich in besorgniserregender Weise vergrößerte. So nahmen im Juni die Verhandlungen wieder einen lebhafteren Charakter an. Man hatte in Wien den von Bismarck gutgeheißenen Gedanken, den schleswig-holsteinischen Landtag einzuberufen, abgelehnt. Das Mittel widerstrebte den konservativen Ideen des Grafen Mensdorff. So griff man auf die Februarbedingungen zurück. Man zeigte wegen Kiel und Rendsburg Neigung zur Nachgiebigkeit. Wegen der Marinefragen und wegen des Nord-Ostseekanals sollte sich Preußen mit dem künftigen Landesherrn verständigen, auf dessen baldige Einsetzung man immer wieder zurückkam. Bismarck war entgegenkommend in der Sache, aber an Stelle des Augustenburgers schob er jetzt den Großherzog von Oldenburg vor. Er meinte, Österreich habe ja erst in letzter Zeit dem Erbprinzen seine Gunst zugewendet, der sich inzwischen durch sein eigenes ungehöriges Verhalten die Möglichkeit preußischer Anerkennung verscherzt habe. In der Tat war der König aufs tiefste verletzt, als sein

ehemaliger Gardeoffizier und Untertan sich in Holstein hatte huldigen lassen, seine Aufforderung, das Land zu meiden, mit aller Bestimmtheit abgelehnt, ja seinen Geburtstag am 6. Juli mit tendenziöser Feierlichkeit hatte begehen lassen. In diesem Augenblick ward ihm das Gutachten seiner Kronjuristen über die Rechte des Prinzen unterbreitet. Es bestätigte die Anschauung, die Bismarck in der Neujahrsnacht von 1864 ausgesprochen hatte. Das gab den Ausschlag, zumal der König gerade in Karlsbad, also fern von den häuslichen Einflüssen, und Bismarck bei ihm war. Dieser wies ihn nicht so sehr auf die Haltung des Wiener Hofes hin als auf die Zustände in Holstein: das dortige Scheinherzogtum des Augustenburgers sei unvereinbar mit den erworbenen Rechten des Königs. Nun war dieser völlig für den Krieg. Die Entscheidung sollte in Regensburg fallen, wohin der König zum 21. Juli seine Minister entbot. Dort wurde in der Tat das Ultimatum formuliert. Da griff der bayrische Ministerpräsident v. der Pfordten vermittelnd ein. Er war Bismarck nach Salzburg nachgereist, mußte sich aber der Wucht seiner Gründe beugen und versprach, sowohl in Kiel bei dem Erbprinzen wie in Wien bei Mensdorff vorstellig werden zu wollen. Aber hier war es nicht mehr nötig. In dem Ministerium war ein völliger Umschlag erfolgt, der Einfluß Schmerlings völlig beseitigt worden. Graf Moritz Esterhazy, der mit dem Grafen Belcredi ins Ministerium getreten war, lenkte in die konservative Politik Rechbergs zurück und war gewillt, wieder mit Preußen zusammenzugehen. In diesem Sinne wirkte auch der österreichische Gesandte in München, Graf Blome, der als holsteinischer Edelmann ein Gegner des Augustenburgers war. Er kam nach Gastein und schlug, mit freudigem Eifer an der Vermittlung der Gegensätze arbeitend, die gemeinschaftliche Verwaltung der Herzogtümer vor. Bismarck nahm den Gedanken auf. Er bot für den Augenblick wenigstens einen Ausweg, vielleicht konnte sich ein erträglicher Zustand daraus entwickeln, bis die Lage eine günstigere geworden war. Denn gerade jetzt trafen aus Florenz und Paris Nachrichten ein, die ihm für den Augenblick den kriegerischen Austrag, wenn nicht gewagt und gefährlich, so doch wenig günstig erscheinen ließen. So verhandelte er weiter. Aber freilich, indem er die Blomeschen Vorschläge zur Hand nahm, baute er sie in seinem Sinne aus. Aus Teilung der Verwaltung sollte eine Teilung des Gebietes werden. Vielleicht war es nur ein Gewicht, das er zur Ausgleichung auf die Wage legte. Denn er konnte kaum glauben, daß man in Wien so viel nachgeben werde, und es kaum wünschen. Wurde die gemeinschaftliche Herrschaft gelöst, so hätte Österreich die Möglichkeit gehabt, über seinen Teil nach Belieben zu verfügen. Es hatte ja bisher, wie Pfordten meinte, diese Elbherzogtümer bewacht wie ein Gendarm die dem Diebe abgejagte Beute, um sie bei ge-

gebener Gelegenheit dem Eigentümer zustellen zu lassen. Deshalb war Bismarck ganz zufrieden, wenn Blome vom Kaiser den alten Entwurf mit verschiedenen Änderungen brachte und dann noch in einzelnen Punkten weitere Nachgiebigkeit zeigte. So kam denn am 14. August der Gasteiner Vertrag zustande, der auf dem Grundsatze der gemeinsamen Herrschaft das Gebiet in zwei Verwaltungssprengel teilte. Preußen erhielt natürlich Schleswig mit den nötigen Etappenstraßen, den Alleinbesitz des Kieler Hafens und das Recht des Kanalbaus. Dazu erwarb es das Herzogtum Lauenburg durch Kauf. Als Blome unterzeichnet hatte, soll Bismarck gesagt haben: „Nun, das hätte ich nicht geglaubt, daß ich einen österreichischen Diplomaten finden würde, der mir das unterzeichnete." Das sieht ihm nicht ähnlich. Aber es wäre immerhin etwas Wahres daran gewesen. Denn durch den Gasteiner Vertrag nahm sich die österreichische Regierung im eigenen Lande wie in Deutschland ein gutes Teil ihrer Popularität selbst weg. Sie setzte sich in Widerspruch mit der Politik der Mittelstaaten und zog sich von deren Schoßkind, dem Herzog von Augustenburg, völlig zurück. Andererseits teilte Österreich sich mit Preußen in den Vorwurf der Zerreißung der „up ewig Ungedeelten". Jedenfalls war es eine neue Schwenkung seiner Politik, die allgemein als eine Niederlage gedeutet wurde und demnach als ein Erfolg der Bismarckschen Staatskunst.

Dieser war von seinem Werke selbst am wenigsten erfreut und weit davon entfernt, einen bleibenden Bau darin zu sehen. Er nannte sein Tun nur ein Verkleben der Risse. Aber wir müssen bei ihm stets eine äußere wahrnehmbare und eine unsichtbare innere Linie festhalten. Wenn er jetzt noch einmal die Hand zum Frieden geboten hatte, so änderte das an seinem großen Plane nichts. Der Austrag mit Österreich war zwar vom Programm abgesetzt, aber nur für günstigere Zeit. Wallenstein würde so gehandelt haben wegen des Standes der Sterne, er aber sah nicht auf deren Lauf, sondern auf den Gang der Dinge, der sich vor seinen Augen vollzog. Niemals hatte er sich mehr von der Unmöglichkeit des friedlichen Nebeneinander beider Rivalen überzeugt, als bei den Gasteiner Verhandlungen, und er zog sofort aus dem Vertrage die Konsequenzen. Wenn ihn die zweifelhafte Haltung Napoleons veranlaßt hatte, in den Abschluß zu willigen, so ging er sogleich daran, den französischen Kaiser seinen künftigen Plänen geneigter zu machen. Er war sich völlig darüber klar, daß Gastein diesen im höchsten Grade unangenehm berühren mußte. Für ihn war der Vertrag ein Rückfall in die alte Politik der heiligen Allianz, ein neuer Beweis, daß Preußen mit Österreich zusammengehen und sich damit über Gunst und Ungunst der übrigen Mächte ganz gut hinwegsetzen könne. Und es ist bezeichnend für die Stimmung am französischen Kaiserhof, daß Drouyn de l'Huys zu dem italienischen Gesandten

Nigra sagte, Italiens und Frankreichs Interesse fordere es, daß Österreich und Preußen in Zwietracht, womöglich bis zur offenen Feindschaft lebten. Und er hat durch seine fast leidenschaftliche Zirkularnote vom 29. August seinem und des Kaisers Zorn über Gastein deutlichen Ausdruck gegeben. Die Note war dann durch Vertrauensbruch in die Presse gelangt und hatte König Wilhelm mehr empört als Benedettis Verhalten in den Julitagen des Jahres 1870. Aber Bismarck ignorierte den Streich, den er bereits unschädlich gemacht und der sein Werk selbst nicht treffen konnte. Denn er hatte, solche Äußerungen der enttäuschten Gier ahnend, sofort nach dem Abschluß des Vertrages, noch vor dessen Ratifikation, dem Grafen Goltz in Paris ein Schreiben gesandt, das eine der wichtigsten Urkunden seiner Politik ist und das die beiden großen Wege zeigt, die Preußen gehen konnte: entweder Bund mit den Ostmächten gegen Frankreich, der durch Napoleons I. Politik bedingt war, oder „das Prinzip der unabhängigen und freien Entwicklung des preußischen und norddeutschen Elements zu einer selbständigen Großmacht, die ohne Anlehnung sich durch eigene Macht sicher fühlt!" „Es wäre dies eine Politik, die in freier Entfaltung der eigenen Lebenskeime und Sammlung der diesen homogenen Elemente im Norden Deutschlands, wie in Beseitigung der Hindernisse, welche der Konsolidierung eines nationalen Lebens entgegenstehen, ihre Aufgabe fände." Und dieses Streben nach Machterweiterung wird zugleich von der Nation als ein Bedürfnis empfunden. Ein Zurückhalten von diesem zweiten Wege aber müßte den Beweis liefern, daß die traditionelle Politik der heiligen Allianz die richtige sei und es auch fürderhin bleiben müsse. Und so fragte er: „Kann Kaiser Napoleon es für seinen Beruf halten, Preußen zu entmutigen?" Freilich hatte dieser geraten, mit einem liberalen und nationalen Programm an die Spitze Deutschlands zu treten. Aber die Befolgung dieses Rates hätte einen Rückfall in frühere Schwächen bedeutet, den Bismarck hier wie stets vermied. Er stellte ihm vielmehr den erzklirrenden Gedanken der preußischen Vormacht im Norden, also die Idee des Norddeutschen Bundes entgegen, wie sie in Gastein sich ihm in voller Klarheit enthüllt hatte. Und der erste, der davon erfuhr, war neben Goltz der Kaiser Napoleon.

Inzwischen aber hatte die französische Presse in schärfstem Tone den Feldzug gegen den Gasteiner Vertrag eröffnet, natürlich von der Regierung veranlaßt und ausgenützt. Da gab Bismarck in Baden Veranlassung zu einer französischen Broschüre über den Vertrag, und als der Lärm nicht nachließ, hat er am 21. September in Merseburg selbst in einem Diktat die Richtlinien festgelegt, nach denen die französischen und die ihnen nachfolgenden englischen Angriffe zurückgewiesen werden sollten, und in denen er, wie nie zuvor,

Jules Favre. Thiers.

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft, Berlin.

Bismarck in Versailles.

Nach dem Gemälde von Carl Wagner.

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft, Berlin.

Bismarck in Versailles.

Nach dem Gemälde von Carl Wagner.

den nationalen Ton anschlug: „Das Prinzip, für welches Frankreich und England im Namen der deutschen Nationalität leidenschaftlich Partei ergreifen, ist ganz gewiß kein deutsches, ist ganz sicher nicht der Weg, auf welchem Deutschland zur Entwicklung seiner nationalen Kräfte gelangt. Durch die Protektion des Auslands wird diejenige Partei, der sie zuteil wird, als die antideutsche gebrandmarkt." Das war der Hieb, der den Erbprinzen von Augustenburg mit seinen Helfershelfern und seiner „schleswig-holsteinischen Nationalität unter französisch-englischem Protektorat" treffen sollte. Dann ging er mit England, das uns vom Siebenjährigen Krieg bis zum Wiener Frieden ausgebeutet und beeinträchtigt habe, und mit Frankreich scharf ins Gericht. Es habe offenbar auf einen inneren Krieg Deutschlands gerechnet. Daher die Enttäuschung! Ins Deutsche übersetzt sage also die leidenschaftliche Verdammung des Gasteiner Vertrages: „Ich hätte die Rheingrenze gewinnen können, ohne einer Koalition gegenüberzustehen, wenn die deutschen Großmächte nicht die Unwürdigkeit begangen hätten, sich einstweilen wieder zu verständigen." Und so führt er den Gedanken, daß diese Drohungen Deutschland nur nützen könnten, in kräftigen Sätzen durch und schließt: „Wenn irgend etwas die Deutschen in ihrer Gesamtheit einigen kann, so sind es französisch-englische Drohungen; und wir werden Mühe haben, alle Parteien in Deutschland zu überzeugen, daß diese westmächtliche Arbeit nicht eine von den deutschen Großmächten bestellte sei, so nützlich wirkt sie im deutsch-nationalen Sinne." Man muß sich ihn vorstellen, wie er, vom scharfen Manöverritt zurückgekehrt, diese Worte diktiert, mit denen er das deutsche Gefühl wie die Furcht der Fremden vor der deutschen Einheit zugleich zu wecken gesonnen ist. Hier fehlt ihm die diplomatische Kandare, die er sich sonst anlegen muß, er kann frei von der Leber weg reden, und es macht ihm sichtlich Freude, daß er solche Worte in die Welt hinausschleudern darf, unentdeckt, unter dem Schleier des Preßgeheimnisses. Aber es war ihm entschieden ernst damit. Er konnte sich wohl an einem Gedanken berauschen, doch nie an einer Phrase. Denn gerade im Anschluß an dieses Diktat sagte er: „Die schleswig-holsteinische und die große deutsche Frage hängen so eng zusammen, daß wir, wenn es zum Bruche kommt, beide zusammen lösen müssen." Und er meint wohl, daß, wenn Mensdorff wieder in Würzburger Politik verfalle, man ihm etwas „Schwarz-Rot-Gold" unter die Nase reiben könnte.

Das waren die Gedanken, die er hegte, da er sich entschloß, mit Frau und Tochter eine Badereise nach Biarritz anzutreten. Der König hatte sich ihm gerade in der letzten Zeit nach Gastein besonders huldvoll und vertrauensvoll gezeigt. Freilich die Verleihung der Grafenwürde dünkte dem König selbst mehr als seinem Minister, dessen Geschlecht schon länger in der

Mark saß als die Zollern. Ihm machte die Art, wie gegeben wurde, jedenfalls mehr Eindruck als die Gabe selbst. Aber es war ihm nicht ganz leicht geworden, das Widerstreben des Königs gegen diese Fahrt zu brechen. Der französische Erlaß hatte ihn gekränkt, und er wollte sich nichts vergeben. Bismarck hatte sich seinen Groll von der Seele geschrieben und fühlte sich sicher genug, daß er weder Napoleon noch seinem Minister gegenüber zu weit aus sich herausgehen würde. Aber dort war eine Aufgabe zu lösen, die er keinen anderen Händen anvertrauen konnte. In aller Hast wurde aufgebrochen, und nach kurzem Aufenthalt in Paris traf das Bismarcksche Dreiblatt am 3. Oktober in dem Pyrenäenbade ein, wohin Graf Goltz sich bereits auf Einladung der Kaiserin begeben hatte. Bismarck hatte schon in Paris mit den beiden Ministern Rouher und Drouyn de l'Huys gesprochen. Jetzt wurde er sofort nach seiner Ankunft vom Kaiser empfangen und hatte Gelegenheit, ruhig und unbefangen diesem gegenüber seine Gedanken zu entwickeln und das Terrain zu sondieren. Galt es doch, die große Aktion vorzubereiten, und so entwickelte er ihm klar und offen sein norddeutsches Programm. Es war eine Etappe, aber es ist fraglich, ob er jetzt schon über diese hinaus gedacht hat. Die erste bedingte den Krieg mit Österreich, die zweite den Krieg mit dem Kaiser, an dessen Seite er jetzt auf der Terrasse der „Villa Eugenie" auf und nieder ging, den Blick hinaus auf das schäumende Meer gerichtet und auf die gewaltige Zukunft seines Vaterlandes. Bis an die Mainlinie ging auch Napoleon mit. Ein starkes Preußen, unabhängig gemacht von den Ostmächten, konnte auch ihm ein starker Bundesgenosse sein. Er nickte bejahend, wenn Bismarck die Erwerbung der Elbherzogtümer nur als ein Angeld bezeichnete für die Erfüllung der großen historischen Aufgabe des preußischen Staates. Der Kaiser war ein Freund von großen Gesichtspunkten, er sah die politischen Ideen gerne in ein Programm umgemünzt: hier wurde es ihm geboten. Im übrigen aber blieb natürlich Bismarck der Zurückhaltende, und über die Gegendienste, die Napoleon erwarten mochte, überließ er diesem das erste Wort.

Freilich auch dieses Kaiserhaus wollte wachsen. Napoleon dachte wohl an die französischen Teile der Schweiz. Aber er erkannte die unsägliche Schwierigkeit, dieses Gebiet auseinander zu reißen. Anders Belgien. Dahin neigten französische Interessen, und König Leopold war ein feindseliger Nachbar. Aber er stand unter englischem Schutz. Darum wäre ihm eine kleine Abrundung im Rheinland am liebsten gewesen. Er verlangte hier nicht viel. Aber „deutscher Boden" hätte seine Geltung in Frankreich ungemein gesteigert. Und das war ihm jetzt die Hauptsache. Seine ganze Sorge galt seiner Dynastie. — Bismarck hat indessen in dem Kaiser den

gewandten und vorsichtigen Gegenspieler gefunden. Auch dieser hat ihm seine geheimsten Absichten nicht enthüllt. Aber von Belgien scheint wohl gesprochen worden zu sein, und Bismarck hatte zunächst keine Veranlassung, Napoleons Wünschen mit kategorischem Nein entgegenzutreten. Doch bindende Verpflichtungen ist er nicht eingegangen. Wo lag nun aber das Gemeinsame, in dem sich die beiden Geister trafen, der müde, kranke Kaiser und dieser „diplomatische Humboldt", wie Prosper Mérimée ihn nannte, der feine französische Novellist und Romantiker, dem Bismarck für einen Deutschen allzu geistreich schien? Das war Italien. Es drängte Napoleon, sein diesem Volke gegebenes Wort völlig einzulösen und ihm zu dem Beutehort, der so leicht, so spielend leicht gewonnen ward, auch noch Venetien zu legen. Das kam aber einem Krieg gegen Österreich gleich, und bei diesem mußten Preußen und Italien zusammen gehen. Das paßte völlig in Bismarcks Plan. Doch es kam darauf an, daß Napoleon dabei nicht dem nordischen Kämpfer in den Rücken fiel. Dafür aber gewann Bismarck vorläufig nicht die volle Sicherheit. Doch genügte es ihm, wenn Frankreich sich nicht dagegen aussprach. Denn ein offenes Zeichen der Sympathie hätte sogar geschadet; konnte es doch Österreich zurückschrecken, sich in dieses verwegene Abenteuer hineinzuwagen. Bismarck war völlig überzeugt, daß zu gelegener Zeit der Kaiser seine Rechnung vorlegen würde für sein stilles Wohlverhalten. Aber diese Sorge kümmerte ihn damals wenig. Vielleicht weniger als nötig war. Doch im Vergleich zu dem hohen Spiel, das es zu wagen galt, war das die kleinere Sache. Jedenfalls schöpfte er aus den Unterredungen in Biarritz, die dann in Paris im gleichen Ton ausklangen, so viel Gefühl der Sicherheit, daß er sofort mit dem italienischen Gesandten, dem Ritter v. Nigra, rückhaltlos von der Unvermeidlichkeit des Krieges mit Österreich sprach, bei dem er auf Frankreichs freundliche Haltung und auf Italiens Mitgehen rechne. Es war ja nichts Neues, was er sagte. Usedom hatte in diesem Sinne schon am Hofe von Florenz Eröffnungen gemacht. Aber die Art, wie er es tat, die volle Bestimmtheit seines Wesens verfehlten die Wirkung nicht. Und es war eine seiner geistreichen Wendungen, da er auf das junge Königreich das Wort Voltaires anwandte: „Wenn Italien nicht vorhanden wäre, so müßte man es erfinden." Außerdem aber gab er volle Zusicherung wegen des so lange verschleppten Handelsvertrags, die er sofort nach seiner Rückkehr erfüllte. Und mit bestimmter Absicht erhielt König Viktor Emanuel bei dieser Gelegenheit den Schwarzen Adlerorden. Damit war angedeutet, daß sich auch König Wilhelm völlig mit dem Parteigänger der Revolution vertragen hatte. Das Eisen lag im Feuer, und der Wind blies in die Bälge und steigerte mächtig Flamme und Glut!

Und doch war dieser „diplomatische Humboldt“ in Biarritz wieder völlig Mensch gewesen, zärtlicher Gatte und Vater. Gemahlin und Tochter waren ihm liebe Gesellen. Er freute sich, Frau Johanna diesen Weltwinkel zu zeigen, den er vor allen liebte. Und sie bedurfte nach langem Leiden der Erholung. Sie klagte freilich, daß diese länger auf sich warten ließ, als ihr lieb war. Aber sie freute sich des Gatten, wie er auf des Lebens Zenit stand, in voller geistiger und körperlicher Kraft, in Überlegenheit über allen.

In der Nacht des 7. November war er nach Paris zurückgekehrt. Am folgenden Morgen schon stand er vor seinem König in Babelsberg, um ihm Bericht zu geben von seinen Erfolgen.

Für den König lag der Brennpunkt der Politik zunächst noch in Schleswig-Holstein. Bismarck war es daher in hohem Grade erwünscht, daß dort ein Mann wie Manteuffel die Leitung übernahm, der das volle Vertrauen des Königs besaß und auch die Sympathie des Kaisers Franz Joseph genoß. Wenn Manteuffel, der mit geschwellten Hoffnungen nach Schleswig gegangen war, schließlich in dem Sinne zu schreiben begann: „Es kann der Frömmste nicht im Frieden bleiben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt“ — dann bestätigte er von sich aus, was Bismarck von Anfang an erwartet hatte. Es war eines der vielen Mittel, die dieser jetzt anwandte, den Stein ins Rollen zu bringen. Es dauerte denn auch nicht lange, so begann unter Österreichs sichtlichem Einfluß die Agitation in Holstein eine scharfe Wendung gegen Preußen zu nehmen. Denn die Stimmung am Wiener Hof hatte schon wieder umgeschlagen. Noch einmal war es in Frankfurt mit Preußen gegangen und hatte am 18. November den Antrag Bayerns auf Berufung der Landtage in den Elbherzogtümern zu Fall bringen helfen. Es hatte der Berliner Erklärung sich angeschlossen, daß die beiden Staaten die Berufung selbst beabsichtigten, aber den Zeitpunkt hierfür sich vorbehielten, und daß von einer Aufnahme Schleswigs in den Bund zur Zeit nicht die Rede sein könne. Aber dann wurde man in Wien außerordentlich kühl. Kein Wunder. Drouyn de l'Huys hatte wohl selbst über die Verhandlungen in Biarritz nach Wien berichtet, und wenn auch nichts Positives gesagt werden konnte, so schob man verschiedene Enttäuschungen, die man in Frankreich erlebte, dem Einfluß Bismarcks zu. Noch mehr. Alsbald nach dessen Rückkehr wurde der Handelsvertrag mit Italien abgeschlossen, und binnen wenigen Wochen waren die getreuen deutschen Staaten außer Hannover und Nassau dem preußischen Beispiel gefolgt. Bismarck hatte sich diesen Trumpf lange aufgespart. Jetzt tat er die gewünschte Wirkung, machte in Italien Stimmung für, in Österreich gegen Preußen.

Überdies stellte letzteres jetzt in aller Form dem Kaiserhofe den Antrag,

dessen Rechte auf die Elbherzogtümer mit Geld abzulösen. Die arge Finanzmisere, mit der Österreich vergeblich rang, gab diesem Vorschlag etwas Verletzendes. Natürlich lehnte man mit unverhehlter Erbitterung ab und schürte die Agitation für den Augustenburger mit allen Mitteln. Und als gegen Mitte Dezember Manteuffel bei dem österreichischen Statthalter General Gablenz in Kiel speiste, machte dieser seinem Herzen Luft und erklärte ganz offen, daß er die Stimmung für Friedrich VIII. pflegen müsse, in dem er das Werkzeug gegen die preußischen Pläne erblicke. In Wien sei die Stimmung gereizter als vor Gastein, da man Preußen durchschaue. Es strebe die volle Herrschaft in Deutschland an. Das werde Österreich nicht zugeben. Und man scheue auch den Krieg nicht mehr, „da es sich um Behauptung der deutschen Stellung im Reiche handle".

Das alles berichtete Manteuffel getreulich und forderte dringend die Entfernung des Augustenburgers. Österreich müsse vor die Wahl gestellt werden, ob es diesen oder die Freundschaft mit Preußen aufgeben wolle. Die Wirkung dieser Mitteilung auf den König war außerordentlich. Er sah jetzt die Notwendigkeit des Bruches ein. Bismarck aber bereitete inzwischen Usedom auf die nahende Krisis vor. Er schrieb ihm, es hänge von der Haltung Italiens ab, ob man die Dinge zum Bruch treiben oder ob man sich mit geringeren Vorteilen begnügen werde. Noch ruhe die deutsche Frage; doch bald könne eine Wendung eintreten, die den ganzen Bund in Frage stelle. Das war am 13. Januar. Am 23. fand jene Volksversammlung zu Altona statt, bei der, unter schwerer Beschimpfung Preußens, der Erbprinz als Landesherr begrüßt wurde. Der König war empört. Und drei Tage später ging an Werther ein Erlaß ab, in dem Bismarck alles vorbrachte, was gegen Österreich zu sagen war, unter starker Betonung des konservativen Gedankens. Das monarchische Prinzip leide unter solchen Umtrieben. Man müsse daher Klarheit haben. Und wenn die kaiserliche Regierung nicht den Willen habe, mit Preußen dauernd die gleichen Wege zu gehen, dann müsse dieses für seine ganze Politik sich die volle Freiheit gewinnen.

Wien antwortete am 7. Februar schroff und ablehnend und verbat sich jede Einmischung in die holsteinische Verwaltung. Diese Depesche blieb unerwidert. Aber zum Grafen Karolyi sagte Bismarck, die beiderseitigen Beziehungen hätten den intimen Charakter verloren, sie seien wieder dieselben wie vor dem dänischen Krieg, nicht besser, aber auch nicht schlechter als zu jeder anderen Macht. Das war damals schon nicht mehr richtig. Er wartete nur den Schluß des Landtags ab, der in seiner schroffen Haltung, solange er beisammen war, jeder Aktion in der auswärtigen Politik schädlich werden konnte, um aus der Wiener Depesche die Folgerungen zu ziehen.

Bismarck hatte gehofft, daß nach der langen Pause und den glücklichen Wendungen der Politik die preußischen Abgeordneten mit veränderter Gesinnung zurückkehren würden. Hatte doch in der öffentlichen Meinung sich bereits ein bedeutsamer Umschwung angekündigt. Zwar hatte die Frankfurter Tagung scharfe Stellung gegen den Gasteiner Vertrag genommen. Aber unter den zweihundertzweiundsiebzig Abgeordneten waren nur acht Preußen gewesen. Die führenden Parlamentarier waren ferngeblieben und hatten ausdrücklich erklärt, daß sie an Beschlüssen nicht beteiligt sein wollten, die sich gegen Preußen und seine Machtentfaltung wendeten. War man doch in Preußen selbst des Haders müde und begann zu vergleichen zwischen dem Minister und der Kammer: dort Tat über Tat, Erfolg über Erfolg, hier nur Worte und der unleidlichste Doktrinarismus. Und darüber kam das Abgeordnetenhaus auch jetzt nicht hinweg, als es am 15. Januar wieder zusammentrat. Der Präsident gab sofort den Ton an in einer scharfen Rede gegen die Regierung, Virchow protestierte gegen die Vereinigung Lauenburgs mit der Krone, bis nach verfassungsmäßiger Zustimmung der Kammer. Er hat sich dadurch das unstreitige Verdienst erworben, Bismarck zu einer seiner schönsten und treffendsten Reden veranlaßt zu haben. Wieder wie im Vorjahr stellte er den Abgeordneten die Frage über die Zukunft der Herzogtümer, und wieder verhallte sein Ruf. Die Session war daher so kurz wie unfruchtbar. Nach scharfer Zurückweisung von Kompetenzüberschreitungen des Hauses wurde dieses am 22. Februar wieder vertagt. Bismarck blieb unbeugsam, und die Opposition verstärkte nicht nur seine Stellung beim König, sondern gab auch seiner auswärtigen Politik bei diesem stärkeren Nachdruck. Indem er jeden Versuch der Einmischung der Kammer in diese Verhältnisse zurückwies, gewann er die Möglichkeit, seine tiefsten Wünsche der Erfüllung näher zu führen.

Am 28. Februar berief der König den Kronrat. Er hatte Graf Goltz und General Manteuffel dazu entboten. Er selbst stellte die Kriegsfrage, und alle stimmten dafür, mit Ausnahme des Ministers Bodelschwingh und des Kronprinzen. Vergeblich hatte sich Bismarck wiederholt bemüht, diesen von der Notwendigkeit seiner Politik zu überzeugen. Der Prinz warnte nach wie vor, die kriegerische Entscheidung anzurufen. Aber Moltke legte die Verhältnisse in seiner klaren Weise dar, und er betonte die Notwendigkeit des Zusammengehens mit Italien. So wurde er, nachdem er erklärt, der Erwerb der Herzogtümer sei einen Krieg wert, mit der Mission an den italienischen Hof betraut. Graf Goltz aber erhielt Auftrag, mit Napoleon in Unterhandlung zu treten. So bewegte sich der König schon fast völlig in den Gedanken seines großen Ministers, denen er im Anfang so schweres Miß-

trauen, so tiefe Abneigung entgegengesetzt hatte. Er begann ihre Richtigkeit, ja ihre Notwendigkeit einzusehen. Und darauf kam Bismarck alles an. Es war und blieb seine Hauptarbeit, bis im Juni die Entscheidung fiel: ein psychologisches Problem, das er nicht minder glänzend und großartig gelöst hat, als das politische.

Aber die Aufgabe war unendlich schwer. In keiner Frage fühlte der König so wahrhaft königlich, ja mit einem leisen Anflug der Mystik seines Bruders, als in der Kriegsfrage. Sein königliches Recht der Kriegserklärung war ihm heilig. Wenn er den Degen zog, so mußte er sich einig fühlen mit sich und mit seinem Gott. Er mußte ein Recht verfechten, der Krieg ein gerechter sein. Dann, wenn er alle anderen Mittel erschöpft hatte, wenn der Krieg nicht bloß eine Notwendigkeit, sondern eine königliche Pflicht, ein Gebot der Ehre war, dann, aber nur dann, war er dazu bereit. Und dann übernahm er auch die ganze Verantwortung. Seine Bedenken erscheinen in dem Dahinfluten der Ereignisse, neben dem verwegenen, ja gigantischen Spiel seines Ministers fast klein. Aber in Wahrheit sind sie die besten Zeugen von der inneren Größe des Königs. Jedenfalls hatte er vom Kriege an sich eine Anschauung, die nicht bloß wahrhaft königlich, sondern auch von ethischer Wucht ist. Und davor neigte Bismarck trotz aller Nebenempfindungen, die ihn beherrschten, seinen starken Willen in Ehrfurcht. Er ehrte, pflegte und schützte die Psyche seines Königs wie die seiner Gemahlin. Sie war ihm etwas Heiliges. Aber er behandelte sie nicht bloß wie eine Mimose, sondern er wirkte auch mit höchster Wucht und stärkstem Nachdruck auf sie ein, wenn er es für notwendig hielt, um ihr die Tatsachen im richtigen Lichte zu zeigen. Auch in Bismarck war gerade in dieser Kriegsfrage das Ethos sehr stark. Er arbeitete auf den Krieg hin auch Österreichs wegen. Er wußte, daß der Kaiser die Vorherrschaft in Deutschland nicht ohne Schwertschlag preisgeben durfte. Die Ehre verbot ihm, unbesiegt oder wenigstens ohne kriegerische Entscheidung darauf zu verzichten. Denn tat er das freiwillig, ließ er Preußen gewähren, so blieb ein Stachel zurück und es wurde wiederum nichts Bleibendes geschaffen. Deshalb stellte Bismarck den Kriegsfall nicht bloß auf die Herzogtümer, sondern auf die deutsche Frage. Wegen Schleswig-Holsteins allein, das jetzt den fremden Händen entrungen war, wollte er einen Bruderkrieg nicht entflammen. Das war ihm die Sache nicht wert. Und da der Krieg um die Führung in Deutschland kommen mußte, so wollte er die zwei Fragen auf einmal lösen, um Preußens willen, um Deutschlands willen, aber auch wegen der Macht, die er als Bundesgenossin unbedingt brauchte, wegen Italiens. Auch dieses Bündnis hatte für diesen Krieg neben den militä-

rischen Notwendigkeiten, die Moltke in jener Sitzung am 28. Februar sehr klar und bündig auseineinandergesetzt hat, eine starke ethische Bedeutung. Italien brauchte den Krieg, um seine Einheit zu vollenden, wie Preußen, um die deutsche zu gründen. Das erkannte Bismarck sehr wohl. Denn der größte Realpolitiker aller Zeiten, der mit allen Mitteln rechnete und vor keinem zurückschreckte, wenn er es für notwendig hielt, hat doch ohne Spitzfindigkeit und Intrige jede große Unternehmung auf die edelste und reinste Grundlage gestellt und so von Tat und Werk die Reue, von sich und seinem königlichen Herrn den Geist der Erinnyen ferngehalten. Es ist nicht notwendig, für alle Handlungen in diesem Sinne die volle Bewußtheit anzunehmen. Es war alles gewissermaßen selbstverständlich, wie bei seinem Tun und Leben als Kavalier.

Genug, der König gab noch am 28. Februar die Zustimmung, mit Italien in Unterhandlung zu treten. Dieser Willensakt war die Folge jahrelangen Wirkens seines Ministers. Wie stand er noch nach den Tagen von Magenta Vittorio Emanuele und Italien gegenüber, das aus dem Meere der Revolution wie eine neue grünende Insel emportauchte. Jetzt war er so weit, daß er ohne Groll und Abscheu seine Hand in die des Piemontesen zu legen vermochte, wie er alsbald nach dem Kronrat an Napoleon eigenhändig schrieb, der Bismarck gegenüber erwähnte Augenblick eines speziellen Einvernehmens sei gekommen. Goltz erhielt den Auftrag, das Schreiben dem Kaiser persönlich zu überreichen und die Verhandlungen zu eröffnen.

Nach Florenz aber sollte kein anderer gehen als der preußische Generalstabschef selbst. Doch während Moltke seine Instruktion ausarbeitete und sich zur Reise an den italienischen Hof anschickte, erschien am 14. März als Abgesandter La Marmoras der General Govone in Berlin, um über das Bündnis zu unterhandeln. Diese Initiative des italienischen Kabinetts gab den Verhandlungen eine außerordentlich glückliche Wendung. Bismarck kam dadurch in die Lage, sie selber zu führen. Nun konnte er den Brennpunkt nach Berlin verlegen. Bisher hatte er in Paris gelegen, wo v. der Goltz sofort nach seiner Rückkehr am 5. März dem Kaiser die preußischen Absichten dargelegt hatte, ganz im Sinne des norddeutschen Programms, das Bismarck ihm entwickelt hatte. Die führende Rolle im Süden sollte Bayern zufallen, vorausgesetzt, daß es sich nicht gegen Preußen wende. Also auch hier war die Frage der Herzogtümer hinter die deutsche zurückgestellt. Der Wille zur Macht trat in diesen Schritten deutlich zutage. Aber auch den Wünschen des Kaisers kam Goltz zuvor, indem er die Frage aufwarf, welche Schritte Napoleon für notwendig halte, um das französische National-

Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl, München.

Bismarck im Jahre 1893.

Nach einem Gemälde von F. v. Lenbach.

gefühl über diese Erweiterung der preußischen Machtstellung zu beruhigen. Napoleon sprach seine volle Zustimmung zu dieser Politik aus. Sie sei wirklich national. Aber die Entschädigungsfrage machte ihm Pein. So versicherte er den König seiner Freundschaft und der wohlwollenden Neutralität, verschob aber die Geltendmachung seiner Ansprüche auf später. Freilich hatte er von den französischen Sympathien in Rheinbayern geschrieben. Aber Bismarck erkannte die Lücke, die sich der Kaiser hier für das Eindringen seiner Politik schaffen wollte, und ließ ihm sofort mitteilen, von solchen Sympathien sei keine Rede, ebensowenig wie von Abtretung deutschen Landes. Und Goltz erhielt scharfe Weisung, alles abzulehnen, was irgendwie das Gefühl des deutschen Volkes verletzen könnte. Indessen hatte Napoleon doch sogleich die Konsequenzen aus diesen Verhandlungen gezogen und La Marmora das Bündnis mit Preußen empfohlen. Die Folge davon war Govones Mission. Der General ging scharf auf sein Ziel los: militärisches Bündnis und sofortiges Losschlagen! Vielleicht schärfer, als es seinem Hofe recht war. Auch Bismarck wollte dieses rasche Tempo nicht, das ihm beim König das ganze Spiel verderben konnte. Das weckte anfangs Govones Mißtrauen und schien ihm die Bedenken La Marmoras zu bestätigen, daß Preußen dieses Bündnis lediglich benützen könnte, um einen Druck auf Österreich zu üben und ein neues Gasteiner Abkommen zu erreichen. Aber unter Bismarcks klaren und offenen Darlegungen schwand das Mißtrauen des alten Veteranen bald völlig. Dieser deutsche Cavour machte ihm einen bedeutenden Eindruck.

Am 23. März war man so weit, den Vertrag zu formulieren. Er sollte für drei Monate gelten. Während dieser Zeit mußte Preußen den Grund zum Kriege finden und Italien hilfsbereit sein. Aber bis zur Vollziehung hatte Bismarck eine Fülle von Widerständen zu beseitigen. Vor allem kam es darauf an, daß er beim König durchdrang. Dazu half ihm Österreich selbst am meisten. Die Nachrichten über die Wiener Rüstungen häuften sich. Dort hatte schon am 7. März der Kaiser den Marschallrat einberufen, und die Generäle drängten mehr aus Patriotismus als aus kluger Überlegung zum Kriege, obwohl sie sich hätten sagen müssen, daß die Armee keineswegs bereit war. Freilich weder Graf Mensdorff noch Fürst Esterhazy billigten diese Politik. Letzterer scheute den Krieg, der ihm auch bei siegreichem Ausgang ein allzugroßes Wagstück schien; denn die Folge mußte ein anderes Österreich sein. Darin hatte er völlig recht. Aber man nahm sich in Wien nicht die Zeit zu tieferen Erwägungen, und so bot man mit den Rüstungen Bismarck die beste Handhabe. Die Stimmung gegen Preußen wuchs und wurde durch Biegeleben und seine Freunde mächtig geschürt. Dieser

gab schließlich die Losung aus, man müsse Preußen in seine Teile zerschlagen. Freilich hatte die Anwesenheit Govones das Mißtrauen steigern müssen, und auch Bismarck machte nirgends ein Hehl aus seiner kriegerischen Stimmung, allerdings stets mit der Einschränkung, daß der König den Krieg nicht wünsche. Wie nervös man dadurch in Wien wurde, das zeigt die Bedeutung, die man einer Äußerung Bismarcks gegenüber der Gräfin Hohenthal, der Gemahlin des sächsischen Gesandten, beilegte. Diese hatte bei einem Diner den Versuch gemacht, ihn über seine kriegerischen Pläne auszuholen, und ihn gefragt, ob er wirklich Sachsen überfallen und Österreich bekriegen wolle. Bismarck bejahte mit grimmigem Scherz die Frage und riet der Gräfin, lieber auf ihre Besitzung bei Leipzig als auf ihr böhmisches Schloß zu gehen, denn gerade in dessen Nähe würden die Österreicher geschlagen werden und dort werde es mehr Verwundete geben, als sie pflegen könne. Es war seine wahre Gesinnung und ein Scherz zugleich. Denn es war ihm verhaßt, von den Frauen der Gesandten ausgeholt zu werden. Aber in Wien machte man eine Haupt- und Staatsaktion daraus und berief sich in amtlichen Schriftstücken auf die Äußerung des Ministers. So erschien am 16. März Graf Karolyi bei Bismarck und stellte im Auftrag seiner Regierung die Frage, „ob Preußen den Gasteiner Vertrag brechen und den Bundesfrieden stören wolle". Bismarck antwortete mit einem kategorischen „Nein", wies aber mit Ernst auf die österreichischen Maßregeln und Rüstungen hin, deren defensiven Zweck freilich der Botschafter beteuerte. Aber Bismarck ließ das nicht gelten. Auch defensive Vorbereitungen bedeuteten immer eine Gefahr. Wenn erst eine Armee an der Grenze stehe, dann sei der Grund zum Bruch leicht gefunden. Im übrigen war Bismarck gerade in dieser Zeit körperlich schwer leidend, und die fortwährenden Aufregungen zehrten an seiner Gesundheit. Der treue Roon war tief in Sorge und rief den alten, gemeinsamen Freund Moritz Blanckenburg zu Hilfe, um den Minister aufrichten zu helfen. Aber die Depression dauerte immer nur so lange, als die Entschlüsse des Königs sich verzögerten. Sobald er erreicht hatte, was er brauchte, trat sofort die alte Schnellkraft freudig hervor. So als am 28. März die ersten Weisungen für die Kriegsbereitschaft an die Armee hinausgingen. Aber von innen und außen kamen die Warnungen. Der Kronprinz war und blieb ein Gegner des Krieges und fand eine Stütze an Mutter und Gattin, an der Königin Viktoria und dem koburgischen Anhang. Bediente sich doch selbst Graf Mensdorff des Herzogs als Sprachrohr. Bismarck freilich durchschaute das abgekartete Spiel und arbeitete ihm entgegen. Es verdroß ihn, wenn der Zar mit freundlicher Mahnung dem König vom Kriege abriet, doch er wußte die Wirkung des Briefes abzuschwächen. Er ärgerte sich, wenn die preußischen Diplomaten von ihren

Posten aus seine Pläne zu verdächtigen suchten. Es ging alles gegen seine Person. Da war es ein hartes Stück Arbeit, den König vorwärts zu bringen. Aber freilich ließ es Österreich nicht an Maßregeln fehlen, die seine feindseligen Absichten erkennen lassen mußten. Am Tage von Karolyis Anfrage, am 16. März, hatte Mensdorff ein Rundschreiben an die deutschen Höfe erlassen, worin er mitteilte, daß Österreich, im Falle ungenügender Erklärungen Preußens, die Entscheidung über Schleswig-Holstein dem Bunde übertragen, und wenn Preußen sich widersetze, die Mobilmachung des Bundeskorps beantragen werde.

So kam denn der Vertrag mit Italien am 8. April zustande. Er war ein Meisterstück Bismarcks und trug doch den Verhältnissen Italiens durchaus Rechnung. Er band den Freund nur auf drei Monate an die preußische Politik und sicherte ihm die Beute. Es war im Grunde schon die Entscheidung. Doch was uns heute als selbstverständlich erscheint, das ward damals auch von jenen, die auf Preußens Größe hofften, auf das schwerste verurteilt. Ein förmlicher Sturm erhob sich gegen Bismarck, als durch mancherlei Kanäle die Kunde von dem sonst so streng geheimgehaltenen Vertrage durchsickerte und die Wiener Blätter die Preßfehde gegen den gewissenlosen Minister eröffneten. Doch das kümmerte ihn nicht. Er ging sofort daran, die im Vertrag geforderte Frist zu nützen. Schon am 9. April erhielt Savigny telegraphisch den Auftrag, beim Bundestag den Antrag auf Einberufung eines aus direkter Wahl hervorgehenden Parlaments zu stellen. Es war der erste Hammerschlag zur Zerstörung des Bundes. Ein neuer Gedanke war es jedoch nicht. Wir kennen ihn, und der Bundestag kannte ihn. Bismarck hatte ihn als Antwort auf den Fürstentag im September 1863 zum ersten Male offen ausgesprochen. Jetzt aber hatte er damit einen ganz besonderen Zweck. Es galt, „das Feuer an die Pulvertonne zu legen“. Der Antrag sollte ihm den Krieg schaffen helfen, und mit dessen Losbruch sollte das ganze Wesen und Unwesen der Eschenheimer Gasse in die Luft fliegen. Es ist wunderbar, wie das zerstörende und das aufbauende Element seiner Politik dabei zugleich zutage treten. Freilich sah man in Frankfurt und in ganz Deutschland zunächst nur das Negative, und ein neuer Sturm erhob sich gegen das beispiellose Vorgehen dieses Ministers. Selbst Treitschke nannte Bismarcks Schritt einen Fechterstreich im diplomatischen Turnier. Das, was man ersehnte, aus diesen Händen wollte man es nicht nehmen. Und der Erfüllung so nah, schien man nur darauf bedacht, sie zurückzuweisen und mit allen Mitteln zu vereiteln. Man glaubte, daß es nur der letzte Trumpf sei, den der verzweifelte Spieler ausspielte, ehe er die Karten auf den Tisch warf. Und Mittel zum Zweck war ihm der Antrag auch. Aber von verzweifeltem Spiel konnte keine Rede

sein. Im Gegenteil. Er ging so vorsichtig vor wie in der Schleswig-Holsteinischen Frage, und auch jetzt, wo Deutschland schon von Waffenlärm widerhallte, hatte er noch die Möglichkeit des friedlichen Austrags. Österreich selbst knüpfte wieder an. Nachdem es die ersten Rüstungsmaßregeln getroffen und Preußen sie erwidert hatte, sandte Mensdorff eine Depesche, die sich im Tone zwar vergriff, aber doch den Gedanken der Abrüstung aufs neue in den Bereich der Diskussion stellte. Und während der Minister auf die Anmaßung in der Form pochte und sie gegen den Feind ausnützen wollte, griff der König mit Befriedigung das freundliche Moment heraus und fügte der Antwort vom 15. April einen Satz bei, der in der Tat die Verhandlungen wieder in ein friedliches Fahrwasser lenkte. Er schob der österreichischen Regierung die Initiative zu. Der Gedanke war ausgezeichnet. War Österreich von aufrichtigem Willen beseelt, dann hatte es die Möglichkeit, den Krieg zu vermeiden. Und in der Tat, es ging auf den Vorschlag der Abrüstung ein, und nur dadurch, daß Bismarck die Abrüstung Zug um Zug forderte, gewann er noch Zeit, dem allgemeinen Sturm auf das Herz des Königs Einhalt zu tun und sein kunstvolles, mühevoll aufgerichtetes Gebäude vor dem Zusammenbruch zu schützen.

Es waren die schwersten Tage für Bismarck. Er begann an seinem Werke selbst zu verzweifeln. Am 11. April hatte man im Palais an der Wilhelmstraße den Geburtstag Frau Johannas festlich begangen. Der getreue Freund des Hauses, v. Keudell, hatte eine Aufführung von Beethovens „Eroica" arrangiert. Der letzte gewaltige Satz, diese wunderbare Mahnung, im Geiste des Heldentums weiterzuwirken, machte auf Bismarck den tiefsten Eindruck. Die Musik paßte in seine Stimmung, die ihn bereits nach den böhmischen Schlachtfeldern führte, wo die Entscheidung über den Gedanken seines Lebens fallen sollte. Sein ganzes Wesen war in Erregung. Er sah sich, er sah den Staat, sein Preußen am Scheidewege. Der Hort, von dem die Sage geht, daß er alle hundert Jahre zum Lichte steige und von dem Geweihten und Kühnen gewonnen werden könne, er sah ihn glänzen, und er bangte, daß ein unbedachtes Wort den Zauber scheuchen möchte. Aber seine Sorge war unnötig. Gerade in dem Augenblick, da in Berlin außer Bismarck alles den Frieden wünschte, da geschah in Österreich der unheilvolle und entscheidende Schritt. Am 21. April befahl der Kaiser, von seinen Generalen gedrängt, die Mobilmachung der Südarmee. Es war eine Übereilung, die auf die übertriebenen Nachrichten von den italienischen Rüstungen hin geschah und nur den Erfolg hatte, Italien vorwärts zu treiben. Aber auch Preußen. Und nun konnte Bismarck dem König die österreichischen Friedensversuche als unwahres Scheinmanöver hinstellen. Noch mehr. Er konnte ihm den Zu-

sammenhang der italienischen und preußischen Interessen zeigen. Denn gelang es Österreich, Italien in seinem Einigungswerk zu hemmen, so gewann es volle Kraft, Preußen zum allermindesten ein neues Olmütz zu bereiten. Und unter diesen Eindrücken erwachte auch in Deutschland das Verständnis für die österreichische Gefahr. Vor allem auch bei dem König. Bismarck tat das Seine dazu. Ein Schreiben Manteuffels, das darauf und auf die Möglichkeit eines neuen Olmütz hinwies, legte er mit bestimmter Absicht vor. Er schrieb dazu: „Ew. Majestät wollen Sich überzeugt halten, daß es meinem Gefühle, ich kann sagen, meinem Glauben widerstrebt, die höchsten landesväterlichen Entschließungen über Krieg und Frieden in zudringlicher Weise beeinflussen zu wollen; es ist das ein Gebiet, auf dem ich Gott allein getrost überlasse, Ew. Majestät Herz zum Wohle des Vaterlandes zu lenken, und mehr beten als raten möchte." Er wies nur darauf hin, daß die jetzt etwa verscheuchte Kriegsgefahr später, vielleicht in Monaten, unter ungünstigeren Verhältnissen wiederkehren könne. Denn der Friede lasse sich auf die Dauer nur halten, wenn beide Teile ihn wollen. „Aber wer, wie Ew. Majestät alleruntertänigster Diener, seit sechzehn Jahren mit der österreichischen Politik intim zu tun gehabt hat, kann nicht zweifeln, daß in Wien die Feindschaft gegen Preußen zum obersten, man möchte sagen, alleinigen Staatszweck geworden ist. Sie wird sich aktiv betätigen, sobald das Wiener Kabinett die Umstände günstiger findet als jetzt." Es werde in Italien und Frankreich in diesem Sinne arbeiten. Aber vielleicht, so meinte er, seien jetzt schon Haß, Kampflust und Geldverlegenheit zu groß, um auf die preußischen Anträge noch einzugehen. „Dann", so schloß er, „haben Ew. Majestät jedenfalls die Genugtuung, für den Frieden getan zu haben, was mit Ehren tunlich war." Er verschärfte mit diesen Worten nur die Wirkung des Manteuffelschen Briefes, der dem König, wie es scheint, eine schlaflose Nacht bereitete. Er antwortete Bismarck am folgenden Morgen in höchster Erregung. Er war nicht gewillt, sich so schnell und fraglos überreden zu lassen, und vertrat mit Heftigkeit und Leidenschaft seinen zögernden Standpunkt, den Standpunkt, daß alle Mittel erschöpft sein müßten, ehe man zum letzten griff. Und zornig schloß er: „Sie mögen Manteuffel diese Zeilen senden und ihm sagen, daß, wenn ein Preuße jetzt mir Olmütz in die Ohren raunt, ich sofort die Regierung niederlege." Und zornig vertrat er seine Meinung dem Kriegsminister gegenüber; aber als dieser eine Besprechung mit Bismarck veranlaßte, da siegten Bismarcks Gründe und das königliche Vertrauen zu dem Manne, der ihn bisher so glücklich geführt hatte. Er sah ein, daß er wirklich an dem Scheidewege zu einem neuen Olmütz oder zu den Höhen höchsten Ruhmes stand. Und nun schien es rasch vorwärts

zu gehen. Österreich hatte am 26. April auch die Mobilmachung der Nordarmee befohlen. In dieser Zeit ließ La Marmora anfragen, wie sich Preußen zu einem österreichischen Angriff auf Italien stellen würde. Da erfolgte die feste Erklärung, daß dann Preußen selbst über die Verpflichtungen des Vertrages hinaus in den Krieg eintreten werde. Jetzt war der italienische Premierminister völlig überzeugt und befahl am 27. sofort die Mobilmachung. Am folgenden Tage erschien Graf Karolyi bei Bismarck mit einer Wiener Depesche, die die Einsetzung des Augustenburgers anbot unter den im vorigen Jahre zugestandenen Bedingungen. Lehnte Preußen ab, dann sollten der Bund und die holsteinischen Stände entscheiden. Das war die förmliche Aufkündigung des Gasteiner Vertrags und im Grunde auch schon der Krieg. Aber noch einmal schien es, als ob das Schwert in der Scheide bleiben, als ob die Lage dem bisherigen Zögern recht geben sollte. Während in beiden Ländern mit Eifer mobil gemacht wurde, erschien Anfang Mai Freiherr Anton v. Gablenz, der Bruder des holsteinischen Statthalters, als privater Friedensvermittler und machte neben anderen Punkten den Vorschlag, den Prinzen Albrecht von Preußen als Herzog von Schleswig-Holstein einzusetzen und den Oberbefehl über das Bundesheer zwischen Preußen und Österreich zu teilen.

Es war ein seltsames Zwischenspiel, das Bismarck unter strengem Festhalten an dem privaten Charakter mit einem gewissen Ernst behandelte. Es war ihm nicht unwillkommen. Denn noch einmal schien es, daß er anderen Kurs steuern müsse, um wenigstens Schleswig-Holstein vor einem europäischen Sturm in Sicherheit zu bringen. Die Gefahr drohte von Frankreich her. Napoleon fühlte sich ob der preußischen Schwerhörigkeit in der Entschädigungsfrage von Tag zu Tage mehr bedrückt und verstimmt. Er fühlte, daß für sein Ansehen und für seine Dynastie etwas geschehen mußte. Denn die Wellen der großen Bewegung schlugen über den Rhein herüber. Da kam ihm von Wien ein Antrag, der ihm über alle Schwierigkeiten hinweghelfen konnte. Graf Mensdorff bot ihm die Abtretung Venetiens an. Zunächst unter der Klausel der Eroberung Schlesiens, dann aber für den Beginn des Krieges mit Preußen, wenn die Neutralität Italiens feststünde. Der Gedanke war klug. Österreich wurde den Krieg mit zwei Fronten los und konnte seine gesamte Streitmacht auf Preußen werfen. Es konnte, des Außenpostens in Italien ledig, seine Kräfte auf die deutsche Stellung verwenden, und dann glaubte es sicher zu sein, den Gegner wieder demütigen zu können wie im Jahre 1850. Napoleon übermittelte den Vorschlag nach Florenz. Der einstige Helfer wurde zum Versucher. Und hätte es allein von La Marmora abgehangen, so würde man dort der lockenden Aussicht nicht widerstanden haben.

Aber das Volk dachte anders. Es wollte das Land gewinnen durch eigene Kraft und nicht als Geschenk empfangen aus der Hand des Maklers an der Seine. So mußte La Marmora an dem Bündnis festhalten, zumal gerade jetzt, freilich auch unter dem Eindruck der Pariser Schwenkung, Bismarck auch im Namen des Königs die aufrichtigsten Zusicherungen gegeben hatte. Eine Annahme der österreichischen Vorschläge wäre ein Wortbruch gewesen. Italien blieb fest. Aber Österreich hat in Paris nach allem doch noch andere Eröffnungen gemacht, die von der hartnäckigen Weigerung Preußens, deutsches Gebiet preiszugeben, sehr weit entfernt waren. Und da stieg vor den Augen Napoleons wieder die Möglichkeit auf, das linke Rheinufer, vielleicht sogar ohne Schwertstreich, zu gewinnen. Es war die Wendung, mit der Bismarck immer gerechnet hatte. So überraschte es ihn gar nicht, als Goltz ihm von den Eröffnungen Napoleons berichtete. Gefährlich war das nicht. Denn gegen Frankreich konnte er im Notfall das deutsche Nationalgefühl in Wallung bringen. Er hatte die Hand an dem Schleusenhebel; ein Druck, und die Flut brach durch und traf mit stärkster Gewalt Österreich, das sich mit dem Erbfeind in so verderblichen Handel eingelassen hatte. Aber das war das letzte Mittel. Vorläufig war er befriedigt, daß Italien fest blieb. Im übrigen hielt er sich daran, den schlauen Falschspieler zu übertrumpfen. Sowohl dem Grafen Barral wie Benedetti sprach er davon, daß Preußen in die gleiche Lage kommen könne wie Österreich, Frankreich die Rheingrenze anzubieten. Den König ließ er dabei völlig aus dem Spiel, wie er das bei allen Verhandlungen mit Paris bis zuletzt getan hat. Er wies auf die Gebietsteile französischer Zunge an der deutschen Grenze hin und gab unter Ablehnung alles weiteren die Möglichkeit zu, daß ein Landstrich an der Mosel für Napoleon abfallen könnte. Inzwischen aber griff Napoleon auf die Idee eines europäischen Kongresses zurück, auf dem alle schwebenden Fragen gelöst werden sollten, also neben der venetianischen auch die schleswig-holsteinische Frage und die deutsche Bundesreform. Er hatte aber noch weitere Überraschungen dafür bereit. Welcher Art diese gewesen wären, das war aus der Rede zu entnehmen, die Thiers am 3. Mai im Corps législatif unter stärkstem Beifall von ganz Frankreich gehalten hatte. In ihr klang bereits die Stimmung durch, die im Jahre 1870 zum Kriege geführt hat. Er stellte die deutsche Zerrissenheit als die Grundlage des „legitimen“ Übergewichts Frankreichs dar. Er verurteilte die ganze bisherige preußenfreundliche Politik des Kaisers, dem diese Worte unheimlich ins Ohr klangen. Denn er wußte, was sie für ihn bedeuteten, und so verschärfte sich sein Gegensatz zu Preußen zusehends. Seine Gesandten an den deutschen Höfen begannen feindselige Reden gegen Berlin zu führen, was freilich nicht die gewünschte Wirkung hatte.

Bismarck hatte den Kongreß nicht abgelehnt, aber doch eine vorherige Verständigung mit Frankreich gewünscht. Inzwischen aber erfuhr er, daß sich Napoleon mit London und Petersburg über den Kongreß verständigte, auf dem er den Schiedsrichter Europas zu spielen gedachte, vor allem natürlich zu Preußens Schaden. Schlesien war Österreich zugedacht, Sachsen und einige kleinere Staaten Preußen, deren Fürsten in der Rheinprovinz entschädigt werden sollten, um hier den Grundstock für den neuen Rheinbund zu bilden. Schon glaubte sich der Cäsar der Zustimmung der Mächte sicher, als Österreich als Bedingung seiner Teilnahme die Zulassung des Papstes und die Bestimmung forderte, daß keine Macht einen Länderzuwachs erhalte. Dadurch brachte es die ganze Idee zum Scheitern. Es durfte freilich nicht anders handeln. Denn von Frankreich konnte es nur in direkter Beziehung etwas erwarten. Und dazu war es bereits zu spät. Aber man begreift, daß Bismarck unter solchen Verhältnissen sich die Türe zum Frieden offen hielt bis zuletzt, ohne daß er in den politischen und militärischen Vorbereitungen einen Stillstand zuließ. Im Gegenteil. Die Rüstungen gingen weiter, während er mit Gablenz unterhandelte und auch mit Frankreich. Aber er hatte die Genugtuung, daß Napoleon am 3. Juni erklärte, Österreich allein trage die Verantwortung, und Preußen deshalb seine wohlwollende Neutralität zusagte. Bismarck traute der Zusage zwar nur für den Augenblick, denn er wußte oder ahnte wenigstens, daß die Beziehungen zwischen Wien und Paris trotz allem recht enge waren. Erst später erfuhr er, daß kurz vor Ausbruch des Krieges am 10. Juni ein förmlicher Vertrag zustande gekommen war, der den völligen Umschlag der französischen Politik kennzeichnete. Aber er war gehobener Stimmung, seitdem er am 7. Mai wie durch ein Wunder dem Mordanschlag eines Fanatikers entgangen war. Vom Vortrag beim König heimkehrend, hörte er in der Nähe der russischen Gesandtschaft plötzlich hinter sich zwei Schüsse fallen. Rasch sich wendend, sah er einen Menschen, der den Revolver auf ihn gerichtet hielt. Er packte ihn bei der Rechten und beim Kragen, aber dem Mörder gelang es, die Pistole mit der Linken zu fassen und noch zwei Schüsse abzugeben, bis er vom Publikum und vorbeiziehendem Militär gefaßt wurde. Bismarck hielt sich für einen verlorenen Mann. Doch die aus nächster Nähe abgefeuerten Kugeln waren zwar durch die Oberkleider gedrungen, aber an der seidenen Unterjacke abgeglitten. Die Rippe hatte, wie er sich als Jäger sagte, gefedert. Er konnte ruhig nach Hause gehen. Dort schrieb er einen kurzen Bericht an den König, dann trat er in den Saal, wo die Tischgesellschaft auf ihn wartete. Ehe man sich zur Tafel setzte, küßte er die Gattin auf die Stirn und sagte ruhig: „Erschrick nicht, mein Herz, es hat jemand auf mich geschossen, aber durch Gottes Gnade bin ich unverletzt geblieben." Dann

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft, Berlin.

Baron Haymerle. Graf Launay. Waddington. Graf St. Vallier. v. Holstein. M. Busch.
Graf Karolyi. Fürst Hohenlohe. Lord Beaconsfield. Graf Corti. Tesprez. Lothar Bucher. Graf H. Bismarck. Sadullah Bey. Lord Salisbury. Mehemed Ali Pascha.
Fürst Gortschakow. v. Radowitz. Baron Oubril. Graf Andrassy. Fürst Bismarck. Graf Schuwalew. Lord Odo Russell. Karatheodori Pascha.
v. Bülow.

Der Berliner Kongreß 1878.

Nach dem Gemälde von Anton v. Werner.

erörterte er den Fall in ruhiger Weise. Noch am Abend kamen der König und der Kronprinz, um ihre Freude auszusprechen über die wunderbare Errettung.

Aber die Tat eines wütenden Fanatikers hatte ihre gute Wirkung. Sie öffnete vielen die Augen, und sie begannen, die Bedeutung dieses Mannes zu ahnen. Aus allen Teilen Deutschlands kamen Glückwünsche und Huldigungen. Und am folgenden Abend erschien die Menge vor dem Hause und brachte ihm zum ersten Male eine Huldigung dar. Den Ruf: „Hoch Bismarck!“ hatte er in solcher Begeisterung, so lange er Minister war, noch nicht gehört. Und er trat ans Fenster und dankte mit den Worten: „Für unsern König und das Vaterland das Leben zu lassen, ob auf dem Schlachtfelde oder auf dem Straßenpflaster, halte ich für ein hohes Glück und erflehe von Gott, daß mir ein solcher Tod vergönnt sei; Gott hat gewollt, daß ich noch lebendig meinen Dienst tun soll. Sie teilen das patriotische Gefühl mit mir, und Sie werden gern mit mir rufen: Seine Majestät, unser König und Herr, er lebe hoch!“ Das waren dieselben Gedanken, ja fast dieselben Worte, mit denen er an jenem Oktoberabend seinen Herrn aufgerichtet hatte. Es war ihm eine Freude, sein Leben für die große Sache in die Schanze zu schlagen. Aber in gehobenerer Stimmung tat er jetzt die letzten Schritte, die zum Krieg und zum Siege führten. Er hätte nicht der fromme Mensch sein müssen, der er war, um nicht in seiner Errettung des Himmels sichtbarliche Fügung, in sich selbst dessen auserwähltes Rüstzeug zu sehen. So konnte ihn jetzt ein Widerstand noch weniger irre machen als vorher. Er fühlte ja auch den Umschlag der öffentlichen Meinung und hat jetzt schon daran gedacht, den Frieden mit den Liberalen zu machen, wie er früher schon dem König den Rat gegeben hatte, ein liberales Ministerium unter dem Fürsten von Hohenzollern zu ernennen. Er selbst hätte sich mit dem Posten eines Unterstaatssekretärs im Auswärtigen Amt begnügt. Schon hatte er sich mit Max Duncker und Bernhardi und mit dem badischen Minister v. Roggenbach, der nach dem Zusammenbruch seines Ministeriums nach Berlin gekommen war, in Verbindung gesetzt und mit Bennigsen Fühlung gesucht, nicht um einen Anhang für sich zu gewinnen, sondern um auf die Parteien in antiösterreichischem Sinne einzuwirken, damit diese wiederum in ihrem Kreise, in ihren Kammern und ihren Staaten arbeiteten und wenigstens die Neutralität derselben in dem bevorstehenden Kampfe durchsetzten. Aber weiter durfte er nicht gehen: wegen der Konservativen nicht, die jetzt in fast sentimentaler und weichlicher Weise dem Frieden das Wort redeten, und vor allem nicht wegen des Königs. Diesen hatte zwar das Attentat noch mehr für Bismarck eingenommen. Aber das war auch nötig. Denn gerade jetzt schwoll der Sturm noch einmal an

gegen diesen und seine Idee. Der Kronprinz ließ nicht nach, das Unheilvolle des Krieges zu beleuchten. Er sah in Bismarck nur den Konfliktsminister, der niemals dazu berufen sein könne, die deutsche Frage zu lösen. Und als stärkste Helferin setzte die Königin ihren ganzen Einfluß ein. In ihrem und in der Kronprinzessin Sinn führte auch der Herzog Ernst das Wort für den Frieden. Am gefährlichsten aber war dem Minister Prinz Karl, des Königs Bruder, der direkt auf seinen Sturz hinarbeitete. Und der König selbst bediente sich noch in letzter Stunde hinter dem Rücken Bismarcks der Königin Elisabeth, um durch deren Wiener Verwandte für den Frieden zu arbeiten. Und doch kam der Augenblick, wo der König von sich sagen konnte, für den Frieden getan zu haben, was mit Ehren möglich war. Denn die Übertragung der Entscheidung über Schleswig-Holstein an den Bund und die Einberufung der holsteinischen Stände erschien ihm wie eine Beleidigung. Damit fielen seine letzten Bedenken. Er hatte in seinem Herzen mobil gemacht, das weitere überließ er seinen Getreuen. Denn nun wollte er „an der Spitze seiner Armee den Degen ziehen und lieber untergehen, als daß Preußen diesmal nachgibt". Und so tat Bismarck die entscheidenden Schritte. Ein Rundschreiben verkündete den deutschen Höfen, daß Österreich die Schuld trage an dem Kriege. Am 10. Juni folgte die Bundesreform, die als erste und letzte Bedingung den Ausschluß Österreichs aus dem Bunde forderte. An dessen Stelle sollte ein Vertrag treten zwischen Deutschland und Österreich. Dieses gab sogleich die Antwort: es forderte die Mobilmachung der nichtpreußischen Korps. Aber als am 14. Juni die Mehrheit dem Antrag zustimmte, erhob sich der preußische Bundestagsgesandte, erklärte mit kurzen Worten den Bundesvertrag für erloschen und überreichte den Entwurf des neuen. Der Weg dahin war frei. Aber er führte über die böhmischen Schlachtfelder.

Der Schnitter

So sind denn die Würfel geworfen! Gott allein kennt den Ausgang dieses Anfangs! Entweder wir siegen, oder wir werden mit Ehren tragen, was der Himmel über Preußen beschließt." So schrieb der König an Bismarck, da er den entscheidenden Entschluß gefaßt. Er hatte mit seinem Gotte auf den Knien gerungen, in heißem, inbrünstigem Gebet, bis er die Kraft dazu gefunden. Aber mit dem Vertrauen auf seinen Gott fand er auch den Glauben an die gute Sache und an seinen Minister, der noch im letzten Augenblick durch einen Brief des ehemaligen Ministers Bethmann Hollweg erschüttert werden sollte. Dieser beschwor den König, Bismarck zu entlassen, der ihm das Vertrauen aller anderen Mächte geraubt habe, dessen Politik anderen erscheine „als die Schritte eines Mannes, der auf Abenteuer ausgeht, alles durcheinander wirft und es darauf ankommen läßt, was ihm zur Beute wird, oder eines Spielers, der nach jedem Verlust höher pointiert und endlich va banque macht". Aber der König blieb fest.

Freilich Bismarck selbst wußte, daß er ein kühnes Spiel wagte, in dem er für seinen König und für sein Preußen die eigene Person einsetzte. Er hatte den großen Mut der vollen Verantwortung, der auch den Begabtesten erst zum wirklichen Staatsmann macht. Und leicht war ihm der Entschluß ganz gewiß nicht geworden. Erdrückend lastete die Frage auf seiner Seele, aber er zögerte nicht, den als richtig erkannten Weg zu gehen. Es war um Mitternacht des schicksalsvollen 14. Juni, als er im Garten seines Palais mit dem englischen Botschafter Lord Loftus wandelte. Da sagte er ihm, daß er die Niederlage nicht überleben würde. „Ich werde beim letzten Angriff fallen. Man kann nur einmal sterben, und es ist besser zu sterben, als geschlagen zu sein." Dann wäre ihm doch ein Reitertod geworden, wie so vielen seiner Vorfahren, der ihn dem Gespötte der Gegner entzogen hätte. Er verhehlte sich auch nicht, daß der allmächtige Gott anders beschlossen haben könne. Aber er hat sich doch in diesen schweren Stunden auch zu ihm geflüchtet, wie der König. In schlafloser Nacht schlug er die Bibel auf. Sein Auge fiel auf die Worte des 9. Psalms: „Ich freue mich und bin fröhlich in dir, und lobe deinen Namen, du Allerhöchster, daß du meine Feinde hinter sich getrieben hast; sie sind gefallen und umgekommen vor dir. Denn du führest mein Recht und Sache aus." Sie gaben ihm Trost und freudige Hoffnung. Und er sah die Siegeszuversicht der Freunde Roon und Moltke. Er vernahm die ersten Siegesnachrichten vom böhmischen Kriegschauplatz, er freute sich der Stimmung

des Volkes, das ihm in diesen Tagen immer wieder mit begeistertem Jubel huldigte. Er sprach zu der Menge von dem Siege, den sie nächst Gott dem Könige zu danken hätte, der sich von Jugend auf bemüht habe, eine kriegstüchtige Armee zu schaffen. Ohne seine Pläne wäre es nicht gelungen, solche Siege zu erstreiten. Und er forderte sie auf, Gott und dem König zu danken, aber auch der Krieger und ihrer Familien zu gedenken, die Herzen und die Beutel aufzutun. Hatte doch auch Frau Johanna einen Aufruf zur Unterstützung der heldenhaften Landwehrmänner erlassen.

Am 30. Juni verließ er mit dem König Berlin. Es ging nach Böhmen. Einst, in den schwersten Konfliktstagen des Frühlings 1863, hatte er von diesem Weg geträumt: er ritt auf schmalem Alpenpfad, rechts Abgrund, links Felsen; der Pfad wurde schmaler, das Pferd scheute. Da schlug er mit der Gerte gegen die glatte Felswand und rief Gott an. Die Felswand stürzte wie eine Kulisse und eröffnete einen breiten Weg mit dem Blick auf Hügel und Waldland wie in Böhmen. In dieser Landschaft sah er preußische Truppen mit Fahnen. Nun erfüllte sich der Traum. Sie fuhren dem Sieg entgegen. Und am Morgen des 3. Juli ritt er mit Moltke und Roon im Gefolge des Königs auf seinem gewaltigen Fuchs in das Schlachtfeld hinein. Wie er im langen Mantel hoch aufgerichtet dasaß und die grauen Augen unter dem Stahlhelm glänzten, da erinnerte er den getreuen Keudell an die Riesengestalten der nordischen Urzeit.

Bei dem ungeheuren Ringen, das man mehr ahnte als sah, war er nicht ohne Sorge, und es war ihm eine Beruhigung, als Moltke unter den angebotenen Zigarren mit ruhigem und kundigem Blick die beste aussuchte. Aber als erster beobachtete er das Erscheinen der Kronprinzenarmee auf den Höhen von Chlum, die die Entscheidung brachte, so daß am Abend der Generalstabschef dem König melden konnte: „Ew. Majestät haben nicht bloß die Schlacht, sondern auch den Feldzug gewonnen."

Doch halten wir das Bild Bismarcks fest: wie er gegen den Willen der Generale den König bittet, aus der Feuerlinie zu gehen — „denn," meinte er, „wenn Se. Majestät einen Schuß erhielte, wäre die ganze Siegesfreude verdorben" —; wie er, über das Schlachtfeld reitend, mit Bangen daran denkt, seinen Sohn Herbert als Verwundeten oder Toten so liegen zu sehen; wie er einem nach Erquickung lechzenden Verwundeten die letzte Zigarre anzündet und in den Mund steckt und sich des leuchtenden Blickes freut, der ihm den Dank des Armen kündet; und wie er abends spät in das von Verwundeten völlig belegte Horsitz einreitet und sich auf dem Straßenpflaster ein Lager bereitet, bis ihn der Großherzog von Mecklenburg zu sich ins Quartier bittet. Und wie glücklich er war über diesen Tag, dankbar Gott und dankbar

dem Heer! Denn er fühlte, wie recht Roon hatte, da er ihn mit den Worten begrüßte: „Diesmal hat uns der preußische Musketier wieder einmal herausgehauen.“ Für ihn und seine Idee war der Tag ein Gottesgericht gewesen, und er gab lächelnd dem Flügeladjutanten des Königs recht, der meinte: „Exzellenz, jetzt sind Sie ein großer Mann. Wenn der Kronprinz zu spät kam, waren Sie der größte Bösewicht.“

Aber er hatte nicht Zeit, sich der Freude über den Sieg hinzugeben, dessen ganze Bedeutung erst in den folgenden Tagen völlig klar wurde. Die Armee hatte das Ihrige getan, jetzt mußte er das Seine tun. Er hatte bei der Moltkeschen Meldung von dem entscheidenden Erfolge sofort gesagt: „Die Streitfrage ist also entschieden; jetzt gilt es, die alte Freundschaft mit Österreich wieder zu gewinnen.“ Aber war er wirklich schon so weit? Freilich, die deutschen Bundesgenossen des besiegten Kaisers machten ihm keine Sorgen mehr. Ohne Einmischung des Auslands war eine Wendung des Kriegsglücks nicht mehr zu befürchten. Aber er kannte den Neid der Mächte, der durch den Tag von Sadowa ganz gewiß nicht verringert worden war. Er wußte, daß er mit seiner Politik Napoleon um etliche Pferdelängen voraus war. Aber die Möglichkeit, daß dieser ihn einholte, war nicht ausgeschlossen. Ja, er hatte von Anfang an damit gerechnet. Er fürchtete Napoleon nicht, auch dann nicht, wenn ihn dieser gezwungen hätte, die siegreiche Armee nach dem Westen zu werfen und den Krieg gegen zwei Fronten zu führen. Aber die Gefahr schien näher, als er erwartet hatte.

Am Tage nach der Schlacht tat Kaiser Franz Joseph, was nach den bisherigen Abmachungen einer späteren Stunde des Sieges vorbehalten war: er trat Venetien an Napoleon ab und bat ihn um seine Vermittlung bei Italien und Preußen. Damit hatte dieser eine Mission, wie er sie wünschte und dennoch verwünschte. In der Tat beginnt mit dem 4. Juli die Tragik in seinem Leben. Denn nahm er sie an, so mußte er alle Folgerungen daraus ziehen. Er mußte Italien mit der verlockenden Gabe von seinem Bundesgenossen ablenken und das isolierte Preußen zwingen, sich seiner Vermittlung zu fügen. Das war der Krieg, den seine Gemahlin und Drouyn de l'Huys wünschten. Aber das Heer war nicht bereit. Hatte Napoleon doch nicht an den Sieg der preußischen Waffen geglaubt und gehofft, dem Schwachen ein freundlicher Gönner sein zu können. Doch jetzt bot sich durch das österreichische Angebot die beste Gelegenheit zu Preußens Demütigung. Denn ging Italien darauf ein, so konnte in wenigen Tagen die Armee des Erzherzogs Albrecht, die soeben den frischen Lorbeer von Custozza gepflückt hatte, in Böhmen stehen und mit den Resten der Benedekschen Truppen den preußischen Siegeslauf hemmen. Aber Italien wollte den kostbaren Edelstein für

die Krone seines jungen Reiches nicht durch Verrat und elenden Schacher gewinnen. Seine Truppen gingen über den Po zu energischem Angriff vor, und der kluge Plan war vereitelt. Nun hatte Bismarck wieder freie Bahn, und er suchte die französische Vermittlung so viel wie möglich für seine Zwecke zu nutzen. In einem Handschreiben nahm sie der König freundlich an, erklärte aber, daß an Waffenstillstand ohne vorhergehende Festlegung der Friedensbedingungen nicht zu denken sei. Es war der gleiche Bescheid, den General v. Gablenz erhielt, als er im Auftrag von Kaiser Franz Joseph beim preußischen Hauptquartier anpochte. Da gewann in Paris die Friedenspartei wieder die Oberhand, und Napoleon lenkte ein. Und zwar so rasch, daß man erkennen kann, wie viel lieber ihm dieser Weg war als der andere, der ihn hätte über den Rhein führen müssen. Aber während er nun selbst mit dem preußischen Botschafter „für den König von Preußen arbeitete", brandeten erst jetzt die letzten Wellen der großen Pariser Bewegung im preußischen Hauptquartier an.

Noch sind über die nun folgenden Vorgänge und ihre Zusammenhänge die Schleier nicht gelüftet. Aber das Ganze stellt sich uns dar wie ein doppeltes Bühnenbild: Auf der einen Seite die Tuilerien! Hier läßt Napoleon durch Goltz seine eigenen Friedensvorschläge ausarbeiten. Auf der anderen das Lager in Zwittau, wo in der Nacht vom 11. Juli unerwartet und unerwünscht Graf Benedetti an Bismarcks Bett erscheint. Dieser grollte den Vorposten, die den Botschafter hatten passieren lassen, begann aber doch, nichts Gutes ahnend und halb krank vor Ärger, mit ihm Verhandlungen, mehr um ihn auszuholen als aus ernster Absicht. Denn er ahnte nicht, daß der französische Botschafter ohne jede Weisung war und seinen Einwand gegen die großen preußischen Forderungen nur erhob, damit überhaupt etwas geschehe und seine eigene Verlegenheit nicht zutage trete. So wäre die politische Komödie fertig gewesen, wenn dieses Spiel zu zweien nicht ein Intermezzo gewesen wäre, die eigentliche Handlung aber sich in hohem Maße dramatisch gestaltet hätte. Denn der eigentliche Gegner von Bismarcks Politik war nicht Napoleon, sondern König Wilhelm.

Nur langsam und zögernd hatte dieser zum Schwert gegriffen. Aber nun, da er die ganze Größe seines Sieges zu überschauen begann, da wollte er ihn auch in vollstem Maße nutzen. Die Politik und ihre Forderungen traten vor seinem Geiste zurück. Er sah nur auf die Armee und auf den Sieg, den sie erfochten hatte, nicht auf die Kabinette, die mit scheelen Augen auf diese ungeahnten Erfolge blickten. Er war bisher Bismarck gefolgt, der mit dem Kriege die Bundesreform durchführen, das wollte sagen, die deutsche Frage lösen wollte. Nun trat auch diese für ihn zurück vor der nahe gerückten

Mit Genehmigung von Gustav Schauer, Berlin.

Ende eines parlamentarischen Frühschoppens.

Bismarck, Finanzminister v. Scholz und Professor Gneist (Mitte).

Nach einem Gemälde von E. Henseler.

Phot. Jul. Braatz, Berlin.

Oldenburg. Selkmann. Freih. v. Marschall. Fischer. Geiger. Graf Herbert Bismarck. Landmann. v. Schlieben.
Lohmann. A. v. Bülow. Dr. Heerwart. Freih. v. Stengel. Hauschild. v. Boetticher. Dr. Neidhardt.
Gelz. Scherer. Fürst Bismarck. Heller. Dr. Krüger.
Dr. Freih. Lucius v. Ballhausen. Graf v. Zeppelin.
Graf v. Lerchenfeld Koefering. Dr. Graf v. Hohenthal und Bergen.

Bevollmächtigte zum Bundesrat, 1889.

Möglichkeit, sein Preußen durch Landerwerb zu vergrößern, und er sprach jetzt, da sein Minister an friedliche Erwerbungen dachte, von Eisen und Blut. Sie hatten die Rollen vertauscht. Aber sollten seine Wünsche erfüllt werden, so mußte man für den Augenblick die Einheitspläne zurückstellen. Dafür trat der Annexionsgedanke ein. Jeder Staat, der die Waffen gegen Preußen erhoben hatte, sollte büßen und sühnen. Vor allem auch Österreich. Und die Generale nährten und steigerten diese Siegesstimmung ihres Königs, die übrigens in ganz Preußen in hohem Grade geteilt wurde. Da wuchs freilich Bismarcks Sorge. Und auch sein Unmut regte sich. Aber er mußte mit diesem neuen Faktor rechnen, der ihm mehr Unruhe weckte als die Pariser Depesche vom 5. Juli. Von diesem Tage bis zum 9. Juli wuchs seine innere Bedrängnis zusehends. Er hatte den drohenden Einsturz seines Baus vor Augen, in den er mit dem Frieden den Schlußstein einsetzen wollte. Nunmehr mußte er trachten, wenigstens die Grundmauern unversehrt zu bewahren. Und so begann er die Napoleonischen Absichten und Zugeständnisse und die königlichen Wünsche gegenseitig auszuspielen und schließlich aus beiden ein Ganzes zu formen. Am 9. Juli schreibt er der Gattin: „Uns geht es gut, trotz Napoleon; wenn wir nicht übertrieben in unseren Ansprüchen sind und nicht glauben, die Welt erobert zu haben, so werden wir auch einen Frieden erlangen, der der Mühe wert ist. Aber wir sind ebenso schnell berauscht wie verzagt, und ich habe die undankbare Aufgabe, Wasser in den brausenden Wein zu gießen und geltend zu machen, daß wir nicht allein in Europa leben, sondern mit noch drei Mächten, die uns hassen und neiden.“ Aber in diesem Punkte dachte selbst Frau Johanna nicht so mild und maßvoll wie er. Sie durchbrach sogar ihren Grundsatz, ihren Gemahl nicht durch Aussprechen politischer Wünsche zu beunruhigen, und schrieb an Keudell, „die Konservativen seien in Sorge, daß wir zu mild gegen das feindliche Volk sein könnten, und bestürmten sie mit Bitten, zur Wut anzureizen.“ Aber auch sie selbst grämte sich sehr, daß der Einzug in Wien zu Wasser werden sollte. Und selbst die Jungen „zitterten und bebten, daß Papachen zu sänftiglich verfahren möchte“. Bismarck vernahm jedoch nichts von dieser revolutionären Gärung im eigenen Hause; denn Keudell vermied es mit richtigem Takte, ihm davon Mitteilung zu machen. Im übrigen war er zweckvollen Annexionen durchaus nicht abgeneigt. Das hätte seiner ganzen Anschauung von der Machtstellung des preußischen Staates widersprochen. Aber sie durften nicht dessen deutsche Mission und ebensowenig den Sieg selbst gefährden. Die deutsche Einung konnte vertagt, aber durfte nicht unmöglich gemacht werden. Daher war er im Grunde mehr für volle Annexionen als für Teilabtretungen, wie sie der König wünschte, der

nur Sachsen völlig einverleibt wissen wollte. Aber die Annexionen bedingten ebenso wie die französischen Vorschläge die vorläufige Beschränkung auf Norddeutschland. Und darauf arbeitete nun Bismarck mit kluger Mäßigung hin. Auf diesem Wege hat er denn auch den Frieden unter Dach und Fach gebracht, ohne die weitere Entwicklung der deutschen Dinge zu hemmen. So hatte auch Goltz in Paris leichtes Spiel. Der Kaiser war für den Augenblick wie weiches Wachs in seinen Händen, und die französische Geschichtschreibung hat Napoleon mit Recht vorgeworfen, dem preußischen Gesandten die ganze Politik überlassen und Preußen selbst zu den Annexionen völlig freien Spielraum gegeben zu haben. Für Bismarck aber bedeutete es eine schwere und peinvolle Zeitvergeudung, daß Napoleons Vermittlungsvorschläge, die schon am 15. Juli in Wien bekannt waren, durch die Mängel in der Telegraphenverbindung erst am 17. in seine Hände gelangten. Die Ungewißheit, durch Benedettis Anwesenheit noch gesteigert, ließ ihm die Lage düsterer erscheinen, als sie wirklich war, und auch die alten Befürchtungen vor Verdichtung der französisch-russischen Beziehungen wieder stärker werden, so daß er selbst auf privatem Wege mit Wien anzuknüpfen versuchte und durch den Baron Heering Vorschläge übermittelte, die Österreichs kühnste Hoffnungen übertrafen. Es war indessen sein altes Glück, daß die Hofburg eine solche Art von Unterhandlung ablehnte und sich damit selbst dieser letzten Möglichkeit beraubte, wenigstens einen Teil ihrer Stellung zu retten. Das läßt deutlich erkennen, wie der deutsche Staatsmann den österreichischen Gegner ganz anders einschätzte als die übrigen Mächte, wie er den Gedanken einer engeren Verbindung mit dem Donaustaat nicht einen Augenblick aus den Augen verlor. Und solche Anträge auf ein getreuliches Nebeneinander gewinnen an Bedeutung, wenn man den Fortgang der kriegerischen Ereignisse in Betracht zieht. Denn die Preußen waren im siegreichen Vormarsch gegen die Donau, hatten den Feind bei Tobitschau geschlagen und waren bereit, ihm die Entscheidungsschlacht zu liefern. Aber dazu kam es nicht mehr. Wohl war die March überschritten. Aber als General Fransecky die Österreicher bei Blumenau angriff, machte der eben abgeschlossene Waffenstillstand dem Kampf ein plötzliches Ende. Denn inzwischen hatte man in Wien unter Vermittlung Benedettis und des Herzogs v. Gramont die Bedingungen angenommen. Bereits am folgenden Tage begannen in Nikolsburg die Verhandlungen.

Hier hatte inzwischen Bismarck wohl die schwersten Stunden seines Lebens verbracht. Er hat sie uns selbst in seinen Gedanken und Erinnerungen geschildert. Freilich ist es sehr schwierig, dieses künstlerisch feine und meisterhafte Bild in den Gang der Ereignisse einzugliedern. Aber es völlig

ausschalten dürfen wir nicht. Wir brauchen nicht an dem Wie, nur an dem Wann und an dem Wo zu zweifeln.

Der Konflikt Bismarcks mit dem König erreicht den Höhepunkt, da dieser wie ein altgermanischer Heerkönig auf seinem Beuterecht besteht, obschon ihn jener in einer Denkschrift eindringlich auf die Gefahren der politischen Lage und den Zustand des schwer durch die Cholera heimgesuchten Heeres hingewiesen hatte. Er hört nicht auf die Stimme seines Ministers, sondern schließt sich der Meinung seiner Generale an. Da geht Bismarck auf sein Zimmer, und ein heftiger Weinkrampf erschüttert den durch die Erregungen der letzten Tage seelisch und körperlich Erschöpften. Er denkt an Niederlegung seines Amtes, er will den König bitten, ihn zu seinem Regiment zu entlassen, ja er erwägt, ob es nicht besser wäre, aus dem offenstehenden vier Stock hohen Fenster sich hinabzustürzen. Also doch den freiwilligen Tod wie nach dem verlorenen Feldzug! Und nun als Helfer in der Not — der Kronprinz. Schon gleich nach Königgrätz hat ihn Bismarck für sich und seine Pläne gewonnen durch die Zusicherung, nach dem Kriege den Frieden mit der Kammer zu suchen und vor allem durch seine Idee von der preußischen Hegemonie, deren Anhänger auch der Kronprinz war. Jetzt tritt dieser zu ihm ins Zimmer, legt ihm leise die Hand auf die Schulter und bietet ihm seine guten Dienste an. Und er geht zum Vater und kehrt nach einer halben Stunde zurück. „Es hat schwer gehalten," sagt er, „aber der König hat zugestimmt." Auf der Bismarckschen Denkschrift, die er ihm zurückbrachte, stand mit Bleistift von des Königs Hand geschrieben: „Nachdem mein Ministerpräsident mich vor dem Feinde im Stiche läßt und ich hier außerstande bin, ihn zu ersetzen, habe ich die Frage mit meinem Sohne erörtert, und da sich derselbe der Auffassung des Ministerpräsidenten angeschlossen hat, sehe ich mich zu meinem Schmerze gezwungen, nach so glänzenden Siegen der Armee in diesen sauren Apfel zu beißen und einen so schmachvollen Frieden anzunehmen." Es ist möglich, daß die einzelnen Momente dieses dramatischen Konflikts sich auf mehrere Tage verteilen, aber jedenfalls war mit dem „Marginal" des Königs Bismarcks Sieg entschieden. Der ungnädige Ton der Zustimmung kümmerte ihn nicht. Ihm war es nur um die Sache zu tun. Und dafür hatte er jetzt freie Bahn. Gewiß hat er bei den Verhandlungen am 25. Juli die Wünsche des Königs nach Einverleibung Sachsens und nach österreichischem Gebiet beziehungsweise erhöhten Kriegskosten noch vertreten. Aber es waren nicht mehr Bedingungen. Sie wären für Österreich unannehmbar gewesen: es mußte wenigstens dem einen Bundesgenossen, der so tapfer und ehrlich an seiner Seite gefochten hatte, die Treue halten, und den weiteren Punkt erledigte gewissermaßen die trostlose Finanzlage der Monarchie. So lenkte Bismarck ein, und schon am folgenden Tage wurden die Präliminarien unterzeichnet.

Und damit war die Hauptarbeit getan. Ein Gebiet mit mehr als vier Millionen Einwohnern war gewonnen. Sein Lieblingsgedanke, Schleswig-Holstein dem preußischen Staate einzuverleiben, ging der Erfüllung entgegen. Dazu aber kamen Hessen-Kassel, Nassau und Hannover, deren Dynastien in stolzem, freilich durch Wiener Vorspiegelungen genährtem Trotz ihr Schicksal selbst heraufbeschworen hatten. Das war mehr als vor dem Kriege auch der Kühnste zu hoffen gewagt hatte. Freilich die Wünsche der Unitarier blieben unerfüllt, und es fehlte nicht an Stimmen, die verlangten, den Augenblick zur völligen Ausrottung der deutschen Kleinstaaterei zu nützen. Aber diese Wege verschmähte Bismarck, auch den Südstaaten gegenüber. Noch ging ja der Kampf mit ihnen weiter. Bereits waren Würzburg und Heidelberg in preußischen Händen, ja der Großherzog von Mecklenburg besetzte Nürnberg. Jeder weitere militärische Schritt mußte zur Katastrophe führen. Sie waren von Österreich verlassen und konnten Hilfe nur von dem Zaren und Napoleon erhoffen, oder von Preußen selbst. Bismarck hatte noch in Nikolsburg ihre Friedensgesuche entgegengenommen. Aber er wollte sie dort nicht gemeinsam mit dem österreichischen erledigen und lud die Einzelstaaten zu den Verhandlungen nach Berlin. Dort sollte über ihr Schicksal die Entscheidung fallen.

In Berlin aber galt es, noch einen anderen Frieden zu schließen, der für Preußens gedeihliche Weiterentwicklung und für die deutsche Frage selbst ebenso notwendig war wie der mit Österreich: die Versöhnung mit dem Abgeordnetenhause. Bisher hatte Bismarck den Kampf gebraucht, jetzt brauchte er den Frieden. Der deutsche Bau mußte begonnen werden. Und es galt vielleicht schon in der nächsten Zeit, ihn vor feindlichem Überfall zu schützen. Da war es Pflicht, die inneren Gegensätze auszugleichen, die auch nicht in die neuerworbenen Gebiete hinübergetragen werden durften. Dort fehlte es ohnedies nicht an widerstrebenden Elementen. Er selbst stand ja längst über den Parteien und fühlte recht gut: eine Weiterführung des Konflikts mußte zum Absolutismus führen. Wohl wünschten die Konservativen, er möchte aus dem Siege solche Folgerungen ziehen für die innere Politik. Aber ihm schienen in diesem Augenblick seine ehemaligen Freunde gefährlicher als die Opposition. Denn er wußte recht gut, daß selbst die äußerste Linke den Erfolgen seiner äußeren Politik nicht länger zu widerstreben vermochte, daß die Liberalen seine gute Tat gesehen hatten und ihm in den nationalen Fragen wenigstens fürderhin Gefolgschaft leisten mußten. Führte er sie doch dem Ziele zu, für das sie selbst bisher vergeblich gekämpft hatten. Aber anderseits hielt er es nicht bloß für eine Pflicht der Regierung, den Gegnern entgegenzukommen, sondern auch für taktisch richtig, durch diesen an und für sich so billigen Schritt die eigene Position zu verstärken. Denn stieß er jetzt die Liberalen

vor den Kopf, so hätten sie im ganzen Reich ihr Heil sicherlich bei Österreich gesucht. Und die Lage war ja an sich stark verschoben. Am Tage der Schlacht von Königgrätz hatten die Wahlen ein für die Regierung sehr günstiges Resultat gebracht. Einhundertvierzig Konservative zogen in die Abgeordnetenkammer ein. Und gerade darum war er dafür, von dem Hause Indemnität zu verlangen. Aber auch da galt es ein schweres Ringen mit dem König, dem er schon in Nikolsburg die Thronrede mit der entsprechenden Erklärung vorgelegt hatte. Er nützte nun die Fahrt von Prag nach Berlin, um ihn für seine Anschauung zu gewinnen. Er saß mit ihm und dem Kronprinzen allein im Wagen und suchte in langen, ihn selbst stark ermüdenden Darlegungen des Königs Scheu vor der Indemnität, die dieser als Eingeständnis begangenen Unrechts betrachtete, zu überwinden. Als sie am Abend des 4. August unter dem Jubel der Berliner in den Bahnhof einfuhren, war die Entscheidung gefallen. Am folgenden Tage kündigte die Thronrede ruhig und würdig an, „daß die Landesvertretung in bezug auf die ohne Staatshaushaltsgesetze geführte Verwaltung um nachträgliche Vergenehmigung angegangen werden solle". Der Eindruck war ein tiefer, die Freude allgemein. Die letzte Schranke, die Bismarck von den Nationalen trennte, war gefallen. Er konnte, wenn es not tat, jetzt ohne Sorge an das deutsche Gewissen appellieren. In der Tat war es so weit.

An dem Tage der feierlichen Landtagseröffnung überreichte Graf Benedetti in einem formellen Schreiben die Forderungen seiner Regierung. Er hatte sich schon in Nikolsburg wieder sehen lassen und von den „Avantagen" gesprochen, die Preußen Frankreich für seine hilfreiche Haltung zu bieten habe. Nun aber waren die Wünsche offen kundgetan. Der Kaiser schien auf seinem Schein bestehen zu wollen und griff zu diesem Zweck auf die Grenzen vor 1815 zurück, im Sinne jener Politik, die auf Elba ein Ende gefunden hatte. Er forderte Rheinpfalz und Rheinhessen mit der Festung Mainz. Am 7. August stand sein Gesandter vor Bismarck, um die Entscheidung des Königs zu vernehmen. Mit edler Würde tat ihm jener kund, daß der König die Annahme des Schreibens verweigere. Falls aber der Kaiser auf seinen Forderungen deutschen Gebietes bestehen bleibe, dann werde er die deutsche Nation aufbieten. Da ließ Benedetti die stolze Maske fallen und wies auf die Gefahren hin, die den Kaiser und seine Dynastie bedrohten, wenn ihm jegliche Entschädigung verweigert würde. Die Folge müßte die Revolution sein. Da meinte Bismarck kühl, die deutschen Fürsten stünden einer solchen Gefahr sicherer gegenüber als der Kaiser. Erschreckt eilte Benedetti nach Paris und war dort Zeuge von der starken Wirkung der preußischen Antwort, die Drouyn de l'Huys sein Portefeuille kostete. Er selbst aber mußte seine An-

träge in Berlin „als nicht geschehen" erklären. So scheiterte auch dieser Vorstoß der französischen Politik an Bismarcks Festigkeit.

Aber Napoleon ließ nicht nach. Bald kamen neue Vorschläge. Doch inzwischen war Manteuffel nach Petersburg gegangen, um die drohende russische Einmischung zu verhindern, überhaupt beruhigend und versöhnend zu wirken. Dort kannte man Bismarck, schätzte und fürchtete ihn. Zumal der Ton seiner letzten Depeschen hatte den Hof nachdenklich gemacht. Er hatte ruhig und kühl erklärt, jede Pression des Auslandes würde zur Verkündung der Reichsverfassung von 1849 und zu wirklichen revolutionären Maßregeln, und zwar von oben herab, führen. Da schlug die russische Stimmung um. Der Kongreßgedanke wurde aus der Welt geschafft, und Bismarck konnte, als sich in Prag die Verhandlungen verzögerten, anfragen, ob Rußland bei drohenden französischen Verwicklungen einen Druck auf Österreich ausüben würde. Gortschakow lehnte zwar darüber eine bestimmte Antwort ab, erklärte aber, daß Preußen mit aller Festigkeit gegen Frankreich auftreten könne. Doch dieses Mittels bedurfte es nicht mehr, denn die österreichischen Widerstände wurden durch die Pariser Politik selbst gebrochen: das neue Ministerium drang auf rasche Erledigung der venetianischen Frage und zwang so die österreichischen Unterhändler zum endgültigen Abschlusse mit Preußen.

Aber diese geschäftige Bewegung in der europäischen Politik gab doch den französischen Anträgen erhöhte Bedeutung. Freilich wenn Benedetti noch einmal mit dem Gedanken einer Entschädigung durch preußisches Gebiet hervortrat, so geschah dies nur, um seine weiteren Anträge, die auf Luxemburg und Belgien abzielten, annehmbarer zu machen. Er bot jetzt ein Bündnis an, bei dem freilich Preußen der Gebende gewesen wäre. Bismarck sagte nicht nein. Er riet sogar Benedetti, seine Anträge schriftlich niederzulegen. Und in der Tat fertigte dieser einen Entwurf an, in dem er Belgien gewissermaßen als den Preis des Bündnisses bezeichnete und übergab ihn Bismarck. Dieser nahm das Aktenstück mit düsterem Triumph an sich. Er wußte, welche gefährliche Waffe ihm der Verblendete in die Hand gab. Der Augenblick war nicht fern, wo er sie gegen Frankreich gebraucht hat. Für jetzt fuhr er in der „dilatorischen" Behandlung der Frage fort. Aber während Benedetti nach Karlsbad ging und sehnsüchtig auf Bescheid wartete, brachte Bismarck die Beziehungen zu den Südstaaten ins Reine.

Wenn dort noch eine Spur von rheinbündlerischer Gesinnung vorhanden war, so wurde sie jetzt durch die starken Beweise von Frankreichs Habgier und Heuchelei ins Gegenteil verkehrt. Nur in Hessen-Darmstadt ward durch den Minister v. Dalwigk der Zusammenhang mit Paris noch gewahrt. Bei den übrigen Staaten kam man völlig von den verbrauchten Traditionen ab.

Und so brachte Bismarck die Verträge schnell unter Dach und Fach. Zunächst mit Württemberg, für das sich der Zar mit Rücksicht auf seine Schwester, die Königin Olga, eindringlich verwendet hatte. Es kam ebenso wie Baden sehr glimpflich weg, weil es sich zu dem von Bismarck vorgeschlagenen geheimen Schutz- und Trutzbündnis entschloß. Der badische Minister v. Roggenbach hatte bei den Verhandlungen wohl aus eigenem Antrieb den Vorschlag gemacht, Bayern zu verkleinern, um es so für den künftigen Bund geschmeidiger und geeigneter zu machen. Bismarck dachte anders. Er war nicht gewillt, diesen Staat schwer zu schädigen und ihn so gegen die künftige Lösung der deutschen Frage von vornherein einzunehmen. Im Gegenteil. Er war ihm auch jetzt gut gesinnt, war sozusagen sein einziger Freund, der ihn vor dem dynastischen Begehren König Wilhelms nach den alten Markgrafschaften sorgsam behütet hat. Gerade diese mögen die Hauptursache gewesen sein, daß er den Minister v. der Pfordten so lange in schwebender Pein beließ, bis er ihm mit der ihm eigenen Jovialität den Weg wies. Als eines Tages der Minister das Palais in der Wilhelmstraße betrat, wurde ihm ein geheimnisvoller Zettel zugesteckt mit den lakonischen Worten: „Fordern Sie Bündnis.“ Und als Bismarck ihm damit dann auf halbem Wege entgegenkam, da umarmte ihn Pfordten mit hellen Freudentränen im Auge. Der Friede ward geschlossen, aber auch das Schutz- und Trutzbündnis, das nach manchen Irrungen und Wirrungen der folgenden Jahre von dem jungen Bayernkönig in Treuen gehalten worden ist.

Mit diesen Verträgen in der Tasche, denn auch der Prager Friede kam jetzt zu glücklichem Abschluß, konnte er Benedetti gegenüber ganz anders auftreten. Er wurde täglich kühler und zurückhaltender, während Napoleon in seinen Forderungen immer bescheidener wurde. Er hätte Preußen sogar Sachsen und Mainz gegönnt, wenn das Haus Wettin am Rhein seine Entschädigung erhalten hätte; ja er wäre selbst mit Luxemburg zufrieden gewesen. v. der Goltz, der nach Berlin gekommen, war denn auch Feuer und Flamme für das Bündnis und trat in den Besprechungen mit dem König und dem Kronprinzen eifrig dafür ein. Aber Bismarck hatte bereits das Steuer herumgeworfen. Er brauchte jetzt Frankreich nicht mehr. Sein nächstes Ziel konnte er viel besser ohne Napoleon, ja überhaupt nur ohne ihn erreichen. So verfuhr er mit ihm ähnlich wie nach dem Krieg in Schleswig-Holstein mit Österreich. Nur weniger glimpflich. Und es lag eine bittere Ironie darin, daß er gerade v. der Goltz als Werkzeug benützte, dem Kaiser über die veränderte Lage die Augen zu öffnen und die schwerste Enttäuschung seines Lebens zu bereiten. Denn Napoleon sah jetzt in den einst von Bismarck dargelegten Ideen von dem französisch-preußischen Bündnis seine Rettung, und noch in

dem Rundschreiben vom 16. September verwendete er beinahe wörtlich dessen Darlegungen von Biarritz und Paris. Er meinte, von der heiligen Allianz gelöst, vergrößert und fortan frei von jeder Solidarität, sichere Preußen die Unabhängigkeit Deutschlands. Jetzt könne es auch Freundschaft halten mit Frankreich. Und wenn der nationale Drang des deutschen Volkes befriedigt sei, so werde sich seine Unruhe zerstreuen und seine Feindseligkeit erlöschen. Es ahme dadurch ja nur Frankreichs Beispiel nach. Und damit tue es einen Schritt, der es ihm näher bringe.

Diese Ausführungen haben noch heute etwas Rührendes und Sympathisches. Aber Bismarck hatte dafür kein Gefühl mehr. Sie waren für ihn Vergangenheit. Warum? Zweifellos um seines deutschen Werkes willen, das der wirklichen französischen Tradition zu sehr widersprach, die doch stärker war als Napoleon. Und dieser war ein kranker — er schien damals schon ein toter Mann. An ihn konnte er sich nicht binden, auch wenn er nicht mit den gesamten Kräften der deutschen Nation zu rechnen begonnen hätte. So klangen denn diese Verhandlungen zunächst ergebnislos aus.

Aber sie hatten doch stark an seinen Nerven gezehrt und hätten an sich der vollen, ungestörten Kraft eines Mannes bedurft. Und doch wurde Bismarck nach allen Seiten hin in Anspruch genommen. Vor allem auch durch die Erörterungen in der Kammer, die ihn freilich recht befriedigten. Es fehlte ja auch hier nicht an Opposition, aber die Indemnität wurde doch mit überwältigender Mehrheit erteilt. Und damit war der innere Friede geschlossen. Das Annexionsgesetz ging dann glatt durch. Das Bundeswahlgesetz erforderte zwar sein Eingreifen. Indes die Vorwürfe, daß Preußen nicht ganze Arbeit getan und die preußischen Siege nicht zur vollständigen Durchführung der deutschen Einheit benutzt habe, konnten ihm nur erwünscht sein. Es war für die ganze weitere Entwicklung günstig, wenn noch so starke und energische Wünsche vorhanden blieben. Sie setzten seine weise Mäßigung in das richtige Licht. Doch wurde auch dieses so wichtige Gesetz angenommen und das allgemeine Wahlrecht kaum weiter in der Diskussion berührt.

Wie sehr indessen der Wind zu gunsten der Regierung umgeschlagen hatte, das zeigte sich bei Beratung der Vorlage, in der sie einen Kredit von sechzig Millionen Talern für die Landesverteidigung forderte. Vor wenigen Monaten noch hätte ein solches Verlangen einen Sturm der Entrüstung erregt. Auch jetzt wurde es in der Kommission abgelehnt. Aber Bismarck erhielt aus dem Hause selbst Winke, daß man ihm persönlich den Kredit gewiß bewilligen werde. Und so geschah's. Als er erschien und mit kurzen Worten, die aber seine hohe Gesinnung und die Lage in hellstem Lichte erscheinen ließen, um die Annahme bat, erfolgte sie mit großer Mehrheit.

Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.

„Wir Deutsche fürchten Gott, sonst nichts auf dieser Welt."

Sitzung des deutschen Reichstags am 6. Februar 1888.

Nach dem Gemälde von Ernst Henseler.

Das war am 25. September. Zwei Tage darauf wurde das Haus auf sechs Wochen vertagt.

Damit war er am Ende seiner Kraft. Er bedurfte dringend der Erholung, und die Ärzte hatten auf längeren Urlaub und Aufenthalt im Süden gedrungen. Doch für so lange hielt er sich nicht für entbehrlich. Er wußte, daß man das Eisen schmieden muß, solange es glüht. Er glaubte nicht, daß die patriotisch gehobene Stimmung bis in das Frühjahr anhalten werde. Und so mußte vorher der Norddeutsche Bund gegründet sein. „In Pommern," bemerkte er damals zu Keudell, „da sagen die Frauen, wenn die Stunde der Entbindung naht: jetzt muß ich meiner Gefahr stehen. Das ist gegenwärtig mein Fall. Wenn ich nicht ganz abgehe und ein anderer die Sache macht, dann muß ich es darauf ankommen lassen, daß ich zugrunde gehe oder nicht." Und diesem tragischen Lose ist er jetzt nur mit knapper Not entronnen.

Er war ja innerlich sehr froh und glücklich gewesen. Noch am 20. September war er bei dem Einzug der siegreichen Truppen zusammen mit Moltke und Roon als neubestallter Generalmajor unmittelbar vor dem König mit eingeritten. Und der Jubel hatte ihm wohl getan. Aber als er jetzt endlich auszuruhen begann, machte sich die furchtbare Überspannung seiner Nerven geltend. Schon in Karlsburg, auf dem Gute des Grafen Friedrich Bismarck-Bohlen, begann er zu kränkeln. Und in Putbus brach er völlig zusammen. Der Fürst Putbus bot der Familie die Sommerwohnung in seinem schönen Parke an, und hier erholte sich Bismarck bald wieder. Aber der Arzt gestattete wochenlang kein Schreiben. Es mußte alles, was ihn erregen konnte, von ihm ferngehalten werden.

Doch während er nun in der wundervollen Natur sich zu ergehen begann, war sein Geist schon wieder in voller Tätigkeit. Sie galt der Verfassung des Norddeutschen Bundes. Den Entwurf hatte er anderen überlassen, und es lagen ihm eine Reihe von Bearbeitungen vor. Aber er konnte sich nicht entschließen, die doktrinären „zentralistisch-bundesstaatlichen" Entwürfe zur Grundlage einer Einrichtung zu nehmen, auf der er Deutschlands Zukunft aufbauen mußte. Seiner Schöpfung konnte schließlich nur er selber die Verfassung geben. Und so ist es auch gekommen. Zwar hat er selbst im Laufe der eingehenden und interessanten Verhandlungen über die Verfassung bemerkt: „Je mehr man an die früheren Formen anknüpft, um so leichter wird sich die Sache machen, während das Bestreben, eine vollendete Minerva aus dem Kopfe des Präsidiums entspringen zu lassen, die Sache in den Sand der Professorenstreitigkeiten führen würde." Aber in ihren Grundzügen ist die Verfassung doch völlig seinem Haupte entsprungen. Freilich hatte er aufs gründlichste vorgearbeitet. Seine früheren Denkschriften,

vor allem jene vom Jahre 1861, enthielten fast schon alle Grundlinien, an denen er jetzt nur festzuhalten brauchte, um das Richtige zu treffen. Er wollte nichts wissen von Einheitsstaat und nichts von Bundesstaat. Er wollte nichts völlig Neues schaffen, sondern die alten Formen, soweit es irgend anging, geschont wissen. Er wollte keine Verfassung um der Verfassung, sondern um des Staatsgebildes willen. Diesem und seinen Lebens- und Machtbedingungen mußte sie völlig angepaßt sein. Aber dann war darin kein Platz für ein Reichsministerium, dem es doch an Ellbogenfreiheit gefehlt hätte. Die Zentralbehörde, d. h. der Bundesrat, dagegen bot Raum für volle, fruchtbringende Betätigung. In ihm fand jeder Staat seine Vertretung und den ihm zukommenden Einfluß, während die Gesamtheit in dem auf Grund des allgemeinen Stimmrechts gewählten Reichstag ihren vollen nationalen Anteil an Werden und Walten erhielt. Die Hauptsache blieb die starke Spitze: das Präsidium, das natürlich dem König von Preußen zufiel. Es hatte die volle Vertretung nach außen und den Oberbefehl in Krieg und Frieden, das alleinige Kommando über die Marine, die völlig Preußen unterstellt war. Aber sonst war den Einzelstaaten ein reichliches Maß von Selbständigkeit zugemessen nach innen, während sie eine Sicherheit nach außen gewannen, wie sie vordem keiner besessen hatte.

Über diesen Erwägungen war es Winter geworden. Die Gegend war tief verschneit. Ihm lachte ein Winteridyll, wie er es seit Schönhausen nicht mehr genossen hatte. Er freute sich der stillen Landschaft und dehnte seine einsamen Wanderungen allmählich stundenweit aus, durchzog, wie einst, als Jäger den Forst. Er freute sich aber auch der stillen und doch so schöpferischen Zeit und des ungestörten Zusammenseins mit Frau und Tochter. Die Söhne waren ja längst wieder zu ihren Studien nach Berlin zurückgekehrt. Doch jene umgaben ihn mit Sorge und Liebe, und Frau Johanna hatte jetzt wie kaum je zuvor Gelegenheit, sich als den guten Kameraden zu zeigen. Ihr diktierte er alle Briefe und Entwürfe, die sie sorgsam und klug an Keudell sandte, der das Weitere in Berlin besorgte.

Diese Tage gehören denn auch zu den interessantesten und anziehendsten in Bismarcks Leben. Wie von hoher Warte aus betrachtete er die Dinge, und nichts entging ihm. Mit wunderbarem Takt sorgte er dafür, daß die Beamten in Berlin den Kleinstaaten nicht immer „die Großmachtsfaust unter die Nase hielten“ und es vermieden, konstitutionelle Theorien an den Haaren herbeizuziehen; daß die offiziösen Blätter den zänkischen Ton vermieden, daß befreundete kleinstaatliche Minister anständig behandelt wurden. Von ihm, dem Meister des Taktes, strömte nun diese Gabe in die verschiedenen Ressorts, und er eröffnete so die hohe Schule des preußischen Beamtentums für ihre

künftige Tätigkeit in Bund und Reich. Aber wenn in den anderen Staaten guter preußischer Gesinnung Schwierigkeiten bereitet wurden, gab er Weisung, geschlagene Wunden in richtiger und versöhnender Weise in und durch Preußen selbst zu heilen. Am 1. Dezember ist er, gut erholt, in die Hauptstadt zurückgekehrt. Die Zeit drängte. Denn für den 15. Dezember waren die Bevollmächtigten der verbündeten Staaten geladen, und noch war trotz all der guten und glänzenden Vorarbeiten der Verfassungsentwurf nicht fertiggestellt. Aber erst am Nachmittag des 13. Dezember nahm er sich Zeit, die wichtigsten Abschnitte der Verfassung über Präsidium, Bundesrat und Reichstag dem treuen Lothar Bucher in die Feder zu diktieren. Noch in der Nacht wurde das Manuskript fertiggestellt, die Bestimmungen über Zoll- und Verkehrswesen, über die Finanzen, über Krieg und Marine, die Delbrück, Reck, Philippsborn, v. der Heydt und Roon bearbeitet hatten, eingereiht, so daß die Verfassung noch am Morgen dem Kronrat und am folgenden Tage den Bundesbevollmächtigten gedruckt vorgelegt werden konnte. Es war die Arbeitsweise des Genies, das sich seiner Idee voll bewußt ist und doch die Entstehung seines Werkes dem Augenblick vertraut: die Improvisation des Unsterblichen.

Mit herzlichen Worten begrüßte er die Minister und wies auf den alten Bund hin, der den Staaten weder Sicherheit nach außen noch Hebung der inneren Wohlfahrt hatte bieten können. Er betonte aber auch die Selbständigkeit der Bundesglieder, die nicht weiter beschränkt werden sollte, als zur Erreichung dieser Ziele notwendig erschien. Im übrigen trat er mit den einzelnen in persönliche Fühlung, und sein Haus bewies die alte, eigenartige Gastlichkeit. Dann wurden die Herren zu den Feiertagen in die Heimat entlassen. Da begann es nun freilich Abänderungsvorschläge von allen Seiten zu regnen. Aber Bismarck blieb bei allem persönlichen Entgegenkommen durchaus fest, und nur achtzehn Anträge, meist nebensächlicher Natur, nahm er an.

Auch das Abgeordnetenhaus hatte inzwischen seine Beratungen wieder aufgenommen. Es war bezeichnend für den Umschlag in der Stimmung, daß bei Behandlung der von der Regierung vorgeschlagenen Ehrendotationen für verdiente Generale ein eingefleischter Gegner, wie der Abgeordnete Jung war, eine solche für Bismarck beantragte, obschon dieser seine Freunde gebeten hatte, von einem Vorschlage für seine Person abzusehen. Der gleiche Abgeordnete beantragte auch die Enbloc-Annahme des allerdings stark eingestrichenen Budgets. Das machte auf Bismarck einen tiefen Eindruck, und er erklärte, daß die Regierung trotz aller Abstriche damit auszukommen trachten werde, „um ihre Achtung vor den Beschlüssen dieses Hauses zu betätigen, um den Ernst zu betätigen, mit dem sie gesonnen ist, das Budgetrecht dieses Hauses

anzuerkennen, den Ernst, mit dem sie den Entschluß ausgesprochen hat, mit Ihnen gemeinsam an dem gemeinsamen Werke fortzuarbeiten."

Dagegen fehlte es im Herrenhause nicht an Gegensätzen. Und es waren gerade seine alten Freunde, die ihm Schwierigkeiten zu machen drohten. Senfft v. Pilsach ließ sich sogar zu dem Vorwurf hinreißen, der Minister habe seine alten Freunde, seine Partei verlassen und sich an die Spitze der Opposition gestellt. Er vergaß dabei ganz, daß er nicht sie, sondern ihre Haltung bekämpfte. Denn unmöglich konnte er ihr Verlangen erfüllen, die Sitze des Herrenhauses ähnlich wie die des Abgeordnetenhauses durch Vertreter aus den eroberten Provinzen zu besetzen. Da sei, so sagte er, nur das Vertrauen des Königs maßgebend, der hier keine Untertanen dulden könne, die ihre Stellung in diesem Hause benutzten, um sich zu Organen preußenfeindlicher Herrscher aufzuwerfen. Das zielte vor allem auf Hannover, wo die preußenfeindliche Strömung, von der vor allem der Adel ergriffen war, strenge Maßnahmen notwendig gemacht hatte. Sie waren die erste Regierungstat nach seiner Rückkehr aus Putbus gewesen. Die verfassungsmäßigen Bedenken, die das Herrenhaus zu einzelnen Beschlüssen der Zweiten Kammer äußerte, veranlaßten ihn zu der Mahnung: „Im konstitutionellen Leben ist es nicht nützlich, alle Dinge auf die Spitze zu treiben. Das Verfassungsleben kann nicht nach mathematischen, nicht einmal nach juristischen Gesetzen beurteilt werden. Es ist eben ein beständiges Kompromiß." Die Zeiten hatten sich inzwischen verändert. Noch vor Jahresfrist stand er im Kampfe gegen das Abgeordnetenhaus und hatte am Herrenhaus den vollen Rückhalt. Jetzt kam der Widerspruch von dieser Seite.

Kaum war am 9. Februar der Landtag nach Hause geschickt, so trat am 24. der neue Reichstag zusammen, um die Verfassung des Norddeutschen Bundes zu beraten. Die Zusammensetzung war recht günstig. Die beiden Gruppen der Nationalliberalen und der Freikonservativen gaben ihm das eigentliche Gepräge. Die Fortschrittspartei war ziemlich schwach vertreten, ebenso die übrigen oppositionellen Gruppen. Man hatte auch Bismarck mehrfach Mandate angeboten, und die Wahl in seinem alten Wahlkreise Jerichow, der ihm einst den Weg in das parlamentarische Leben bahnte, hat er aus Dankbarkeit angenommen.

Es war ein welthistorischer Augenblick, dessen Größe sich keiner der Teilnehmer entzog, als der König das neue Parlament, das aus dem allgemeinen Stimmrecht hervorgegangen war, eröffnete und in der Thronrede zur Beherzigung der Vergangenheit und zur Einheit für die Zukunft mahnte. Dieses Motiv führte Bismarck am 4. März, bei der Vorlegung des Verfassungsentwurfs, in einer seiner herrlichsten Reden weiter aus. Er schlug mit hoher

Kraft den historischen Ton an, als wollte er den Augenblick als den großen Wendepunkt der deutschen Geschichte kennzeichnen. Er sprach von der verlorenen, ja nie völlig gewonnenen Einheit und von den Ursachen dieser Entwicklung, die für die Zukunft völlig ausgeschaltet werden mußte: „Es liegt ohne Zweifel etwas in unserem Nationalcharakter, was der Vereinigung Deutschlands widerstrebt. Es ist, wie mir scheint, ein gewisser Überschuß an dem Gefühle männlicher Selbständigkeit, welcher in Deutschland den Einzelnen, die Gemeinde, den Stamm veranlaßt, sich mehr auf die eigenen Kräfte zu verlassen, als auf die Gesamtheit. Es ist der Mangel jener Gefügigkeit, welche unsere Nachbarvölker in den Stand gesetzt hat, die Wohltaten, die wir erstreben, sich schon früher zu sichern." Man fühlt hier unwillkürlich die beiden Strömungen, die sein ganzes Schaffen kennzeichnen. Die eine tiefe, die in seiner ganzen Eigenart und Geistesrichtung begründet war und unmittelbar aus dem geheimnisvollen Quell seiner Kraft entsprang, und jene andere, welche die Dinge mit klarem Blick erfaßte und dem Augenblicke abrang, was ihm nicht ausgeschlagen werden durfte, sollte es nicht für die Ewigkeit verloren sein. In diesem Sinne mahnte er sie, das gute Beispiel der Fürsten zu befolgen und den Beweis zu liefern, daß wir die Lehren von Frankfurt und Erfurt beherzigen, die einen Zustand der Unsicherheit und Unzufriedenheit herbeigeführt hatten, der schließlich durch eine Katastrophe wie die des vorigen Jahres nach irgend einer Seite hin, wie es Gott gefiel, seinen Abschluß finden mußte. „Das deutsche Volk", rief er mahnend, „hat ein Recht, von uns zu erwarten, daß wir der Wiederkehr einer solchen Katastrophe vorbeugen, und ich bin überzeugt, daß Ihnen nichts mehr am Herzen liegt, als diese gerechten Erwartungen zu erfüllen." Aber er stieß doch in den folgenden Debatten auf andere, seinem Werke noch durchaus feindliche Anschauungen. Es waren jene Elemente, die schon jetzt den Kampf gegen die Einheit begannen: Polen, Welfen, Dänen, Ultramontane. Er nahm ihnen die Maske vom Gesicht und widerlegte sie mit der Wahrheit des nationalen Gedankens. Er wies aber auch alle Versuche, dem Bunde für seine künftige Armeeorganisation parlamentarische Fesseln anzulegen, zurück. Doch war trotz aller Gegensätze des Bejahenden viel mehr vorhanden als des Verneinenden, und wenn er von den Südstaaten sprach, so zog er zwar noch nicht den Schleier hinweg, aber er ließ doch erkennen, daß er der Hoffnung und des Vertrauens voll war.

Überhaupt zeugt jedes seiner Worte von seiner Großzügigkeit und von dem festen Willen, diesen Norddeutschen Bund als Fundament der deutschen Einheit auszubauen. Dabei greift er immer wieder auf die historische Entwicklung des deutschen Volkes zurück. Indem er der Zukunft feste Gestaltung zu geben sucht, beleuchtet er mit hellem Lichte die Abgründe der Vergangenheit.

So bekämpft er die Einwände der Polen als einen Vorstoß nicht bloß gegen die Einheit Deutschlands, sondern der preußischen Monarchie, zeigt aber ihr historisches Verhängnis auch den Deutschen: „Der hohen Versammlung aber in ihrer deutschen Mehrzahl möchte ich dieses Beispiel der Polen noch besonders vor Augen halten, um den Beweis zu liefern, wohin ein großer, mächtiger Staat, geleitet von einem tapferen, kriegerischen und gewiß auch einsichtigen Adel, gelangen kann, wenn er die Freiheit des Einzelnen höher stellt als die Sicherheit nach außen, ich will nicht sagen, als die Einheit — wenn die Freiheit des Individuums als eine Wucherpflanze die allgemeinen Interessen erstickt. Die energischesten Anstrengungen, die größte Hingebung, die glänzendste Tapferkeit, alles das reicht nicht hin, die verlorenen Glieder zurückzubringen." Aber gegen die Warnungen der Liberalen, vor allem Heinrichs v. Sybel, vertrat er das allgemeine Wahlrecht. Er gedachte dabei wohl der Erfahrungen, die er während der Konfliktszeit mit dem preußischen Wahlrecht gemacht hatte, aber auch der Möglichkeit, daß er in naher Zeit die gesamte Volkskraft gegen die auswärtigen Feinde aufbieten müßte. Es war von dem ehemaligen Konservativen viel gesagt, wenn er meinte: „Ich stehe nicht an, indirekte Wahlen für eins der wesentlichsten Hilfsmittel der Revolution zu erklären." Von um so größerem Vertrauen in das deutsche Volk aber zeugt es, daß er ihm das allgemeine Wahlrecht gegeben hat.

Endlich, am 17. April, ward die Verfassung nach langer Debatte mit starker Mehrheit genehmigt. Bis zum 1. Juli hat sie dann die einzelnen Landtage passiert und wurde Gesetz, Bismarck unmittelbar nach ihrer Einführung zum Bundeskanzler ernannt. Er selbst sollte die Güte seines Werkes erproben. Er hatte es über alle Systeme und Doktrinen gestellt, mochten die Theoretiker die Köpfe noch so sehr schütteln. Es war den gegebenen Verhältnissen angepaßt und doch weitmaschig genug, auch noch das übrige Deutschland in sich aufnehmen und seine Kraft im Reiche bewähren zu können. Für dieses war die Form nunmehr bereit. Aber auch das unmittelbare Verhältnis zu den Südstaaten war in bester Entwicklung. Aus den Schutz- und Trutzbündnissen ergab sich ganz von selbst die Reorganisation der süddeutschen Kontingente nach der preußisch-norddeutschen Heeresorganisation. Bereits am 5. Februar hatten sich die drei Regierungen durch den Stuttgarter Vertrag verpflichtet, ihren Kammern die einschlägigen Vorlagen zu machen.

Wie notwendig das war, zeigte sich noch während der Tagung des Reichstags, der mitten unter seiner gesetzgeberischen Tätigkeit einen Hauch von der scharfen Zugluft der europäischen Politik verspüren sollte. Ja, man darf sagen, daß dadurch die Verhandlungen über die Verfassung einen starken nationalen Antrieb erhalten haben. Man konnte erkennen, was der Bund

auch für Europa bedeutete. Denn der Tag von Königgrätz hatte „zugleich die deutsche Frage gelöst und eine europäische Frage geschaffen". Die französisch-preußische Rivalität war da und konnte auf friedlichem Wege nur noch schwer beseitigt werden.

Kaum war Bismarck am 1. Dezember von Putbus zurückgekehrt, so stellte sich auch Benedetti wieder ein, um die alten Verhandlungen in neuer Form wieder aufzunehmen. Er forderte jetzt als Bedingung des Bündnisses die Erwerbung von Luxemburg. Dies war der Weg, auf dem Napoleon am raschesten und mit den geringsten Opfern nach Brüssel zu gelangen gedachte. Und Preußen sollte ihm die Hauptarbeit abnehmen, nämlich die Verhandlungen mit dem eigentlichen Herrn des kleinen Großherzogtums, dem König von Holland, führen und ihn dann gewissermaßen in das auf so leichte Art gewonnene Gebiet einsetzen. Denn die Verhältnisse lagen keineswegs einfach. Die luxemburgische Frage war eine europäische. Obwohl Luxemburg seit 1815 ein Teil des Deutschen Bundes war, hatte man nach der Auflösung desselben den König-Großherzog gar nicht aufgefordert, in den Norddeutschen Bund überzutreten. Damit hatte die Stadt Luxemburg aufgehört, Bundesfestung zu sein, und somit fiel der Grund der preußischen Besetzung weg, wenn auch die Verträge von 1839 noch bestanden, die die preußische Vertragspflicht bedingten. All das mahnte zur Vorsicht. Bismarck wäre die ganze Sache gewiß gern los gewesen. Aber er mußte mit Europa rechnen. Schon hatten die französischen Indiskretionen wegen der angeblichen Verhandlungen über Belgien in London stark verstimmt. Anderseits durfte er Napoleon nicht allzu schroff abweisen. So beschränkte er sich darauf, die Abneigung des Königs gegen das Offensivbündnis zu betonen und auf die Unmöglichkeit hinzuweisen, die Verhandlungen mit Holland zu führen. Das einzig Mögliche sei schweigendes Geschehenlassen. Vielleicht, so erklärte er auch im Januar wieder, sei der König bereit, Neutralität zu halten. Nun knüpfte Napoleon mit Holland selbst die Verhandlungen an und begehrte die Abtretung Luxemburgs gegen eine angemessene Entschädigung. Doch im Haag bestand man auf der Zustimmung Preußens. Dadurch bekam die Abtretung ein anderes Gesicht. Sie erschien als ein unschöner Handel mit einem deutschen Lande. Ganz Deutschland horchte hoch auf, und es schien sich eine ähnliche Erregung geltend zu machen wie in der schleswig-holsteinischen Sache. Die Spitze richtete sich gegen Frankreich. Im Reichstag brachte man in ziemlich scharfer Weise die Möglichkeit neuer rheinbündischer Bestrebungen in Süddeutschland zur Sprache. Bismarck rechtfertigte den Süden durch die sofortige Veröffentlichung der Schutzverträge, die in Frankreich peinliches Aufsehen erregten, aber auch den übrigen Mächten zu denken gaben.

Und als nun der Reichstag zur Luxemburger Angelegenheit selbst Stellung nehmen wollte, da war Bismarck nicht bloß sehr einverstanden, sondern er besprach sogar mit Bennigsen die Interpellation und ihre Begründung, zu der auch Prinz Friedrich Karl den Führer der Nationalliberalen anfeuerte. Sie sollte am 1. April stattfinden.

Inzwischen war man im Haag dem Abschluß nahe gekommen. Napoleon hatte es auf sich genommen, die preußische Zustimmung zu besorgen. Am 31. März sollte die Unterzeichnung stattfinden. Da fehlte der luxemburgische Minister. So wurde der Abschluß verzögert — und unmöglich gemacht. Man darf nicht sagen unmittelbar durch Bismarck. Aber die Wirkung seiner starken und sicheren Hand ist es doch gewesen.

Wir stehen vor einem der vielen und schönen Bilder aus dem Leben des großen Staatsmannes, in denen sich seine Schritte in höchster Plastik zeigen. Es ist Geburtstagsmorgen. Bismarck ist im Begriff, sich in den Reichstag zu begeben, um Bennigsens Interpellation zu beantworten. Da erscheint Benedetti, bringt seine Geburtstagswünsche dar und nimmt dann eine feierliche Haltung an: er habe dem Minister eine wichtige Mitteilung zu machen. Dieser bedeutet ihm, daß er jetzt keine Zeit habe, sie entgegenzunehmen, und lädt ihn ein, ihn nach dem Reichstag zu begleiten. Auf dem Wege teilt er ihm den Wortlaut der Bennigsenschen Interpellation mit und die Grundzüge seiner Erwiderung. Wohl wisse die Regierung durch den holländischen König von den schwebenden Verhandlungen, aber nicht von deren Abschluß. Müßte er aber die Tatsache von dem geschlossenen Vertrage bestätigen, dann würde eine Explosion von unberechenbarer Wirkung die Folge sein. Sie standen an der Türe des Reichstagsgebäudes, da fragte Bismarck: „Wollen Sie mir bei dieser Sachlage noch eine kurze Mitteilung machen?“ Benedetti verneinte.

Und nun wurde Bismarck durch Bennigsen mit solchem nationalen Feuer und hoher sittlicher Leidenschaft eine Geburtstagsfeier bereitet, wie er es nicht erwartet hatte. Jener betonte, daß die Interpellation gerade von den Liberalen ausgehe, die mit der Regierung wegen der Verfassung in Streit stünden, weil man kundgeben wolle, daß es in Fällen ungerechter Gelüste des Auslandes in diesem Hause keine Partei gebe. Und er schloß: „Wenn das Ausland uns stören will in unserem Verfassungswerk, so soll es auf eine geschlossene Nation stoßen, die keinen Zweifel darüber lassen wird, daß, wie unter uns alle Parteien, so auch alle Teile des deutschen Volkes einig sind in dem Entschlusse, jede künftige Politik der Regierungen gegen feindselige Versuche der Fremden auf jede Gefahr hin zu unterstützen.“ Da vernahm er in der Tat das Rauschen des nationalen Stromes, mit dem er dem Feinde schon mehrmals gedroht hatte. Aber es zeugte von tieferer Leidenschaft, als er je zu

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft, Berlin.

Kaiser Wilhelm I. auf dem Sterbebett.

Nach dem Gemälde von Anton v. Werner.

hoffen gewagt hatte. Er war tief erschüttert und erfreut. Doch gab er selbst nur eine ruhige, sachliche Erklärung, wie er sie dank seiner klugen Zurückhaltung zu geben vermochte. Hätte er sich tiefer mit Frankreich eingelassen, er hätte für alle Zeit „vertan" gehabt. So aber brachte die Reichstagsverhandlung in Paris eine doppelte Wirkung hervor: Zorn und Furcht. Napoleon wollte rüsten und losschlagen. Er fühlte sich von Bismarck hintergangen. Das durfte er sich als Kaiser nicht bieten lassen. Aber sobald sein Zorn verraucht war, mußte er erkennen, daß er allein zum Kriege zu schwach war. Und Bundesgenossen hatte er keinen. Noch vor kurzem hatte ihm Franz Joseph sagen lassen, daß er seine Anträge mit Rücksicht auf die zehn Millionen deutscher Untertanen nicht annehmen könne. Und nun erhielt er aus dem Haag die Meldung, daß der König der Niederlande wegen Nichteinhaltung der Bedingungen den Vertrag nicht genehmige. So erlebte er von allen Seiten Enttäuschungen. Nur einen Erfolg hatte er zu verzeichnen. Der blinde König von Hannover hatte ihm bei der ersten Nachricht von dem Konflikt seine welfische Legion von zwanzigtausend Mann zur Verfügung gestellt.

Indessen ward der Handel durch die von Rußland veranlaßte Londoner Konferenz in friedlicher Weise erledigt. Luxemburg wurde für neutral erklärt, die preußische Besatzung zog ab, die Festung wurde geschleift, der kleine Staat aber blieb im Zollverein. Man war damals in Deutschland mit dieser Lösung nicht einverstanden. Moltke hatte den Krieg gewünscht und ausdrücklich erklärt, daß Preußens Heer dem französischen weit überlegen sei. Bismarck aber war zufrieden. Es war alles nach seinem Wunsch gegangen. Es hätte ihm widerstrebt, wegen dieser an und für sich unbedeutenden Sache den Krieg heraufzubeschwören. Er hat gerade damals einem Vertrauten gegenüber seinen Standpunkt in klarer Weise ausgesprochen: „Man darf nicht Krieg führen, wenn es mit Ehren zu vermeiden ist; die Chance günstigen Erfolges ist keine gerechte Ursache, einen großen Krieg anzufangen." Im übrigen gönnte er Napoleon gerne diesen kleinen Triumph. Er hätte ihm auch das Ländchen gelassen. Was hätte es bedeutet neben dem ungeheuren Machtzuwachs Preußens! Aber solchen Erwägungen überhob ihn doch das Deutschland, das er mit seiner Politik in wenigen Jahren so widerstandsfähig und widerstandsfreudig gemacht hatte und das nun dieser Politik bereits den Rückhalt bot. Er arbeitete aber auch an dessen Ausbau still und stetig weiter. Er drängte nicht und ließ nicht drängen. Nur in den hoffnungsfrohesten Stunden dachte er, daß es ihm selbst noch vergönnt sein könnte, die Vollendung der Dinge zu erleben, ja selbst herbeizuführen. Daß sie kommen würde, das wußte er. Aber es eilte ihm nicht, nachdem der Nordbund fertig war. Das andere mußte dem richtigen Augenblick überlassen werden. Die preußenfeindlichen

Regungen im Süden, die nie völlig geschwiegen hatten und zeitweise wieder stärker wurden, störten ihn nicht. Er wußte, was er davon zu halten hatte. Er rechnete nicht mit den Volksströmungen, nur mit der einen großen, und auch diese war ihm nur Mittel zum Zweck. Im übrigen kam es ihm darauf an, die Fürsten sicher zu machen, ihren Regierungen Vertrauen einzuflößen. In Bayern war durch die Ernennung des Fürsten Chlodwig Hohenlohe zum Ministerpräsidenten ein starker Schritt vorwärts geschehen, obschon der Gang der Dinge auch dann nicht hätte aufgehalten werden können, wenn ein anderer an diesen wichtigen Platz getreten wäre. In Württemberg und Baden wurden die Schutz- und Trutzbündnisse im Oktober von den Kammern genehmigt. Hessen-Darmstadt hatte schon unter dem Eindruck der Bennigsenschen Interpellation seine Militärkonvention mit Preußen abgeschlossen. Aber trotzdem griff Bismarck den Südstaaten gegenüber auf das alte Mittel zurück, das er schon von Frankfurt aus empfohlen hatte, sie mit jenen Dingen zu gewinnen und an Preußen zu fesseln, „die durch Zahl und Gewicht bezeichnet werden". Die Deutschen sollten sich in den neuen Verhältnissen behaglich fühlen, die alten territorialen Schranken sollten fallen. Und der Reichstag hat schon während seiner ersten Tagung daran gearbeitet und eine Reihe von Gesetzen genehmigt, die die alten Klammern und Fesseln hinwegnahmen und das Leben der Nation in Fluß brachten. Auch der Zollverein war den neuen Verhältnissen angepaßt worden. Er hatte so viel beigetragen zur Zusammenführung der deutschen Staaten; jetzt sollte er die Brücke bilden zum eigentlichen Ziel. So übergab Bismarck die Zollgesetzgebung dem Bundesrat und dem Reichstag, die beide durch Vertreter der Südstaaten erweitert werden sollten. Freilich als die süddeutschen Minister plötzlich vor diese Neuerung gestellt wurden, da stutzten sie einen Augenblick. Und selbst ein so loyaler Staatsmann wie Hohenlohe sah sich in die Lage versetzt, mit Bismarck über die Wiedereinstellung des „Liberum veto" in den Zollverein zu verhandeln. Bismarck war zwar herzlich und offen und ließ ihn in seine geheimsten Karten sehen. Er besprach schon damals mit ihm seine künftigen Pläne wegen Österreichs. Aber in der Sache selbst blieb er unbeugsam, wie König Wilhelm, der Bayern ruhig und kühl vor die Wahl stellte, beizutreten oder sich auszuschließen. Und so mußte sich die bayrische Reichsratskammer, von der jener Widerstand ausgegangen war, entschließen, nachzugeben und den zuerst abgelehnten Vertrag anzunehmen. Aber trotz dieser Schwierigkeiten und Rückfälle fühlte Bismarck überall, in Süd und Nord, die lebendigen Kräfte des nationalen Lebens sich regen. Ihnen konnte auf die Dauer niemand widerstehen. Mochte in Schleswig-Holstein oder in Hannover der alte Sondergeist sich regen, er fand in den eigenen Grenzen den nationalen

Gegner. Anderseits mußte Bismarck dem nationalen Drängen selbst vielfach steuern, wenn man ein zu rasches Tempo einschlagen wollte, und er hat selbst enttäuschen und kränken müssen. Der so national gesinnte und prächtige Großherzog Friedrich von Baden war eine Zeitlang tief verstimmt, da ihm der Kanzler den Eintritt in den Nordbund weigerte. Dieser wußte wohl, warum, und hat die Lage einmal recht anschaulich vom Standpunkt des Jägers aus beurteilt: „Wenn ich einen Kirrplatz anlegen will, schieße ich nicht gleich die erste Ricke weg, sondern warte, bis das Rudel zur Fütterung angenommen hat.“ So fehlte es in diesem neuen Deutschland, und um ein solches handelte es sich bereits, nicht an Reibungsflächen. Aber Bismarck fühlte, daß der innere Spuk sofort verflog, wenn sich der Feind von außen regen wollte.

Zunächst freilich schien mit der Beilegung des Luxemburger Handels der Friede hergestellt. Und König Wilhelm entschloß sich sogar, der Einladung Napoleons zum Besuch der Weltausstellung Folge zu geben. Er nahm Bismarck mit, der freilich an der Kälte und Zurückhaltung des Marquis Moustier recht wohl erkennen konnte, daß der alte Groll in dem Minister noch nachzitterte. Dagegen war die Kaiserin von hinreißender Liebenswürdigkeit, und der Kaiser schien ihm das alte Vertrauen bewahrt zu haben. Er zog ihn wie einst in den hoffnungsfreudigen Tagen von Biarritz ins Gespräch, setzte ihm seine liberalen Reformen auseinander und weihte ihn sogar in die Schritte ein, die er zur Sicherung seiner Dynastie zu tun gesonnen war. Das Volk freilich witterte in ihm den großen Gegner und ließ ihn sogar eine gewisse Feindseligkeit fühlen. Anders die Hofgesellschaft, in der er sich in der liebenswürdigsten Weise bewegte. Madame Carette plaudert in ihren Erinnerungen von ihm in recht anmutiger Weise und rühmt sich voll Stolz, mit ihm den „letzten Walzer“ getanzt zu haben. Auch bei den Offizieren der kaiserlichen Garde machte er Eindruck. Zumal der alte Marschall Vaillant war von ihm entzückt. Aber als ihm Bismarck seine Bewunderung der französischen Armee aussprach, die er bei der Parade in Longchamps gesehen hatte, da meinte dieser: „Das ist alles schön und gut; aber Ihr andern, Ihr seid uns gegenüber zu groß geworden. Wir müssen eines Tages die Degen kreuzen.“ Und Bismarck erwiderte lächelnd: „Kreuzen wir sie!“

Noch war es ihm damit nicht bitterer Ernst. Aber noch einmal nachgeben, wie in der Luxemburger Sache doch halb und halb geschehen war, wollte er nicht. Und als kurz nach seiner Rückkehr von Paris die dortigen Zeitungen die nordschleswigsche Frage und die etwaige Abtretung stark dänischer Landstriche in feindseliger Weise behandelten, gab er sofort Weisung, aus dem Wald ebenso scharf hinauszuschreien, wie Frankreich hereinschreie. Man dürfe sich nichts bieten lassen und keinesfalls die Defensive

betonen. Die Zeitungen müssen entweder schweigen und lächerlich machen oder angreifen. Dann aber, „indem man die ganze imperialistische Politik tadelt, Kladderadatsch hetzt, Polen, Italien, Mexiko ins Feld führt“. Er ließ Goltz in Paris ebenso benachrichtigen wie den Rat Abeken, der beim König in Ems weilte. Schon war die Stimmung ähnlich wie drei Jahre später. „Denn“, meinte er, „die Dänenartikel sind ganz ersichtlich inspiriert, und wir dürfen nicht mit Samtfingern auf diese Stacheln antworten. Luxemburg war das Äußerste unserer Friedfertigkeit, ist der Friede damit nicht gesichert, dann ist er nicht zu halten, und wir können auch in den deutschen Fragen das in Paris besprochene System des schonenden Vorgehens nicht weiter innehalten. Es hilft uns dann nichts.“ Aber die alsbald von Goltz veranlaßten alarmierenden Berichte über französische Rüstungen beurteilte er richtig als Übertreibungen, und sie ließen ihn kalt. Ebenso der Besuch Napoleons bei Kaiser Franz Joseph, dem er in Salzburg persönlich sein Beileid über den tragischen Tod des Kaisers Maximilian von Mexiko aussprach. Freilich hätte Napoleon dort manches gerne erreicht. Aber selbst Graf Beust sprach zu jener Zeit gegen ein Bündnis, das Österreichs dringendem Friedensbedürfnis widersprach. Bismarck schrieb damals in Beziehung auf Paris und Salzburg: „Möglich ist alles. Unsere Hand hat zum Degen nicht weiter als die Frankreichs, und die russische nicht weiter als die Österreichs. Die Erhaltung des österreichischen Staates liegt meines Erachtens in unserem Interesse, wenn sie irgend mit unserer Existenz verträglich bleibt.“ Man merkt ihm die Ruhe und Sicherheit an, mit der er jetzt die europäischen Dinge betrachtete.

Er weilte damals in Varzin, das er im April mit den durch die Ehrendotation erhaltenen Mitteln erworben hatte. Zu dem alten Herrensitz mit verwildertem Park und seinen mächtigen Wäldern gewann er rasch Fühlung. Das Landleben behagte ihm, noch mehr die Rolle des Gutsherrn, die ihm auf diesem Neuland bedeutende Aufgaben stellte. Er dachte dabei an Kinder und Enkel. Es war jetzt Bismarckischer Boden, den er selbst gewonnen hatte. Das erhob ihn. Denn seine Kraft wurzelte doch in der Bodenständigkeit. Wie hing er am Kniephof, den er eben im Begriff war seinem Bruder Bernhard zu überlassen. „Aber“, schrieb er an Frau Johanna, „wenn ich dort bin, laufe ich immer Gefahr, festzuwachsen; ich fand es jetzt wieder reizend, sie lassen mich nur niemals allein, und ich habe mir dort mit den Bäumen mehr zu sagen als mit den Menschen.“ Doch auch Varzin fesselte ihn: „Es gibt doch sehr dicke Buchen hier, Wüsteneien und Schonungen, Bräche, Moore, Heiden, Ginster, Rehe, Auerhähne, undurchdringliche Buchen- und Eichenaufschläge und andere Dinge, an denen ich meine Freude habe, wenn ich dem Terzett von Taube, Reiher und Weihe lausche. — Wie soll ich dir dabei schreiben?“

Das war Gegengewicht gegen die steigende Arbeitslast, gegen die Drangsal, die ihm aus der Häufung der Beziehungen in Staat und Bund erwuchsen. Zwar die Dinge gediehen, und er selbst verspürte das Vorwärtsschreiten. Jeder Tag konnte ihm einen neuen Erfolg, eine neue Genugtuung bieten. Bald wehte die schwarz-weiß-rote Flagge auf dem Meere und kündete der Welt, daß hier ein neues Reich entstanden war. Aber um so tiefer empfand er es, wenn andere am Boden haften blieben und in kleinem und kleinlichem Sinne ihm Fesseln anzulegen versuchten. Mit Widerwillen ging er in die Hauptstadt, um seine Kraft an unbedeutenden Dingen zu verschwenden, denen in den Auseinandersetzungen von Reichstag und Abgeordnetenkammer eine große Bedeutung zugewiesen wurde und die sie nur gewannen durch den Gegensatz zu Bismarck. Es waren wieder die einstigen Freunde, die Konservativen, die ihm das Leben sauer machten und den Renegaten strafen wollten für seinen Abfall von der Partei. Sie widerstrebten ihm sogar in Fragen, wo ihnen, den Monarchisten, der König selbst ihre Stellungnahme vorgezeichnet hatte, so in der hannöverschen Entschädigungsfrage. Die Provinz sollte als Ersatz für den annektierten Staatsschatz von vierunddreißig Millionen Talern eine jährliche Abfindung von fünfhunderttausend Talern, also eine recht knapp zugemessene Verzinsung erhalten. Jene aber widersprachen, obwohl ihnen Bismarck die moralische und politische Notwendigkeit dieser Maßregel eingehend darlegte. Da wurde er freilich grimmig und hielt ihnen ihre feindselige Rolle ernstlich vor. Er siegte zwar, aber die Kränkung blieb in ihm haften. Diese parteiliche Fronde verdroß ihn und zehrte an seiner Gesundheit. Auf wen sollte er sich denn überhaupt verlassen, wenn die Konservativen abfielen! Dann konnte er sich auf keine Partei wirklich stützen. Versagten doch auch die Nationalliberalen in einer so wichtigen vaterländischen Frage wie dem Weiterbau der Marine völlig, und zwar nur, weil sie die Not des Ministers nützen wollten, die politischen Gerechtsame der Abgeordneten zu erweitern. Ihm blieb nichts übrig, als die Arbeiten für die Marine auf das Notwendigste zu beschränken. Und erst etliche Monate später wurde ein Ausweg gefunden und der Schaden gutgemacht. So konnte er auf ein volles Verständnis für seine Absichten nirgends rechnen. Er war einsam und ist es eigentlich immer geblieben. Wurden doch auch in wohlmeinender Absicht seine Pläne gekreuzt, wie durch den Antrag Münster auf Errichtung von Bundesministerien, die einen glatten Bruch der Bundesverträge bedeutet hätte.

Dennoch suchte er Fühlung mit den Abgeordneten, und die parlamentarischen Abende, die er ins Leben rief, haben historische Bedeutung gewonnen. Die alte Etikette durchbrechend, lud er alle Abgeordneten zu sich

ins Kanzlerpalais. Es war die alte Gastlichkeit des Edelhofs auf die großen Verhältnisse übertragen. Das hat seine Wirkung nicht verfehlt und den Abenden die schöne und reizvolle Note gegeben. Und er hatte dabei Gelegenheit zu einer Fülle von persönlichen und politischen Anregungen, die ihre Wirkung nicht verfehlt haben.

Im übrigen ordnete er alles dem großen Ziele unter, auf das er nach innen und außen hinarbeitete. Er hat den Weg, den er zurückgelegt und dessen zweite Hälfte noch vor ihm lag, bei den Debatten über die Todesstrafe, deren unbedingter Anhänger er war, in klarer und edler Weise gekennzeichnet: „Wir sind gegen Sonderrechte, gegen Sondereinrichtungen, gegen die Vorurteile einzelner Regierungen und einzelner Volksstämme mitunter, weil wir uns der Größe unserer Ziele bewußt waren, mit Härte verfahren; ich darf wohl sagen mit Härte, wenigstens mit Strenge. Wir haben unverrückt unser nationales Ziel im Auge behalten; wir haben nicht links und nicht rechts gesehen, ob wir jemandem wehe täten in seiner innersten Überzeugung. Aus diesem Geiste haben wir unsere Kraft, unsere Macht geschöpft, zu handeln, wie wir getan. Sobald uns dieser Geist verläßt, sobald wir diesem Geist entsagen, sobald wir ihn vor dem deutschen Volke und seinen Nachbarn aufgeben, so legen wir damit Zeugnis ab, daß die Spannkraft, mit der wir vor dreieinhalb Jahren an dieser Stelle unseren Ausgang nahmen, in dem Sande des Partikularismus, des Partikularismus der Staaten, des Partikularismus der Parteien erlahmt ist. Wir werden die Quelle verstopfen, aus der wir die Berechtigung schöpften, hart zu sein und mit eisernem Schritt zu zermalmen, was der Herstellung der deutschen Nation in ihrer Herrlichkeit und Macht entgegenstand."

Und er konnte Deutschland diesem Ziele zuführen, obwohl er einmal nahe daran war, vor der Zeit aus seinem Amte zu scheiden und sein Werk als einen Torso anderen Händen überlassen zu müssen. Das Verhältnis zu dem Gesandten in Florenz, Grafen Usedom, war durch dessen Schuld ein unhaltbares geworden, aus persönlichen und amtlichen Gründen. Bismarck forderte dessen Abberufung. Aber der König hielt ihn. Das faßte der Kanzler als persönliche Kränkung. Dazu kam noch ein anderer Fall, jene an sich geringe Frankfurter Finanzangelegenheit, in die der Monarch mit milder Hand, aber doch über das Ministerium hinweg eingegriffen hatte. Da forderte Bismarck seinen Abschied. Aber König Wilhelm ließ ihn nicht ziehen. Er war bestürzt über die Auffassung und den Entschluß seines getreuen Ministers, bot ihm volle Entlastung im Amte an und hielt auch den Freund Usedom nicht länger. An Bismarck aber schrieb er: „Ihr Name steht in Preußens Geschichte höher als der irgend eines preußischen Staatsmanns. Den soll ich lassen? Niemals!"

Es war ja auch ein Vorwärtsdrängen auf allen Linien. Jede neue Einrichtung schien sich zu bewähren. Und wenn bei den wenigen Sitzungen des Zollparlaments an tatsächlicher Arbeit wirklich nicht viel herauskam, so wirkte schon die Einrichtung allein durch ihre Schwerkraft und hat das Band zwischen Süd und Nord gefestigt, wie das Bismarck bei dem Festmahl der Stadt Berlin den süddeutschen Abgeordneten selbst gesagt hat: „Die kurze Zeit unseres Beisammenseins ist schnell vergangen wie ein Frühlingstag; möge denn die Nachwirkung sein wie die des Frühlings auf die künftige Zeit! Ich glaube, daß Sie nach der Gemeinsamkeit der Arbeit für die deutschen Interessen die Überzeugung mit nach Hause nehmen werden, daß Sie hier Brüderherzen und Brüderhände finden werden für jegliche Lage des Lebens!“ Und in welchem Sinne er diese Lebenslagen auffaßte, das hatte man bei den Verhandlungen selbst erkennen können. Ein süddeutscher Abgeordneter hatte der Besorgnis Raum gegeben, daß aus dem Zusammenschlusse von Nord und Süd ein Krieg mit Frankreich entstehen könnte, da erwiderte Bismarck, daß ein Appell an die Furcht in deutschen Herzen niemals ein Echo finde.

Aber der Augenblick, der diese Worte wahr machen sollte, war doch näher, als es äußerlich den Anschein hatte. In Frankreich hatte sich in allen Kreisen fast wie ein Glaubenssatz die Meinung herausgebildet, daß der Krieg unvermeidlich, noch mehr, daß er für Frankreichs weitere Entwicklung notwendig sei. Und Napoleon selbst wurde auf diesem Wege rastlos vorwärts getrieben. Er hatte ausbiegen wollen und dabei all seine Hoffnung auf Bismarck gesetzt, den er einzig für befähigt hielt, bei der Neuordnung der Verhältnisse sein Helfer zu sein. Hätte Bismarck nur preußische Politik gemacht, so wäre er vielleicht weiter mit ihm gegangen. Aber er führte die Sache des deutschen Volkes. Und da trennten sich die Wege zwischen ihm und Napoleon. Für Deutschland blieb die alte Tradition lebendig. Wie Ranke nach dem Sturz des zweiten Kaiserreichs zu Thiers gesagt hat: „Wir führen Krieg mit Ludwig XIV.“, so sah Bismarck, daß die alten Geister lebendig geblieben waren. Auch Napoleon vermochte sie nicht zu bannen, ohne selbst zugrunde zu gehen. Und jetzt mußten sie wieder aus der mühsam geschlossen gehaltenen Pandorabüchse auftauchen, da Deutschland dem Zustande der Zersplitterung, der Frankreich einzig frommen konnte, glücklich entrissen war, da es über die böhmischen Schlachtfelder hinweg den Weg zu Kraft und Einigkeit zu gehen begonnen hatte. Aber der Kaiser rang noch um ein anderes: um seine Dynastie. Nicht umsonst hatte er Bismarck bei dessen letzter Anwesenheit in diese Sorgen eingeweiht. Er wollte ihm die psychologischen Gründe seiner Handlungsweise erschließen. Doch ihm schlug alles fehl: seine Eisenbahnpolitik in Belgien, sein Eingreifen in die römische

Frage, das ihn zwang, als Organ des Klerikalismus der italienischen Einheitsbewegung, die er selbst gefördert hatte, vor den Toren Roms ein blutiges Halt zu gebieten und so den Riß zwischen sich und dem italienischen Volke unheilbar zu machen, zu einer Zeit, da er in Florenz wie in Wien alle Hebel in Bewegung setzte, um die beiden Souveräne zum Kriege gegen Preußen zu gewinnen. Die Neigung dazu war wohl vorhanden, aber beide sahen auch die ungeheuren Schwierigkeiten, die sich vor ihnen auftürmten, ganz abgesehen davon, daß ihnen Napoleon das Vertrauen in die französische Wehrkraft nicht zu stärken vermochte. Und inzwischen begann der Boden unter seinen eigenen Füßen zu wanken. Denn mochte er, der Sohn der Revolution und doch ihr heftiger Gegner, dem Liberalismus ein reiches Opfer bringen: er warb sich dadurch nur neue Gegner und beraubte sich der alten Freunde. So ließ er dem Verhängnis freien Lauf, ja er hat es beschleunigt. Und es gelang ihm nur allzu gut, den Geist des Krieges heraufzubeschwören, den die Deutschen längst als den Genius betrachteten, der ihnen die volle Größe und die ganze Einheit bringen würde. Bismarck freilich hat den Gedanken an den Krieg so lange zurückgedrängt, als es sich mit der deutschen Ehre vertrug. Mit sorgsamer Hand löschte er jeden Funken, der in die Pulvertonne fliegen konnte. So im Herbste 1868, als das junge Fürstentum Karols von Rumänien, des zollernschen Prinzen, in Wien und Paris Argwohn erregte. Bismarck veranlaßte ihn, seinen Minister Bratianu, den Feuerkopf, zu entlassen. Auch die kriegerischen Wünsche der deutschen Geschäftswelt, deren Vermittler Bankier Bleichröder war, wies er mit ernster Mahnung zurück. Solche Anschauungen seien verwerflich. Man müsse fortfahren, die Ursachen eines möglichen Kriegsfalles wegzuräumen. Niemand könne die Verantwortung für den Ausbruch eines Kampfes übernehmen, der nur der erste einer Reihe von Rassenkämpfen sein werde. Und er rechnete auf den Frieden mit Rücksicht auf die wachsende Verschlimmerung in Napoleons Befinden. Aus diesem Grunde hatte er im Frühjahr 1870 den Großherzog von Baden kränken müssen durch die herbe Abweisung seines Ansuchens, in den Bund aufgenommen zu werden.

Er stand auf der Warte. Er war bereit. Aber er hat alles getan, den Krieg zu vermeiden. Napoleons Werben in Wien und Florenz blieb ihm kein Geheimnis. Er wußte aber auch, daß es vergeblich war. Denn Österreich wurde durch Rußland in Schach gehalten. Er selbst sah sich nicht nach Verbündeten um. Gegen Frankreich gab es keinen unter den Mächten. England ging andere Wege. Er war's zufrieden, wenn es sich im Kriegsfall nicht auf die französische Seite schlug.

Da eröffnete sich ihm mit einem Male eine Aussicht, die zwar militärisch wenig oder gar nicht in Frage kam, um so mehr aber für den Frieden in die

Phot. Gebr. Haeckel, Berlin.

Kaiser Wilhelm II. im Gespräch mit dem Fürsten.

Phot. Gebr. Haeckel, Berlin.

Bismarck im Kreise seiner Familie.

Wagschale fiel. Im Jahre 1868 hatte endlich die Königin Isabella von Spanien das Schicksal ereilt. Sie war mehr das Opfer fremder, vor allem englischer Ränke als der eigenen Schuld. Man ließ die Arme schuldig werden, dann überließ man sie der Pein. So ward sie vertrieben. Die Führer des spanischen Volkes aber gingen auf die Suche nach einem neuen König. In Lissabon und Florenz hatten sie vergeblich angepocht. Da wurde ihr Blick auf den Prinzen Leopold von Hohenzollern gelenkt. Viermal haben sie ihm die Krone angeboten. Er wollte nicht und wies sie ab. Nun wandte sich im Februar 1870 General Prim unmittelbar an Bismarck. Diesem gefiel längst der Plan. Und nun suchte er auch den König dafür zu gewinnen. In einer Denkschrift erörterte er alle Gründe, die für und gegen die Annahme dieser Krone sprachen. Ihr vergangener Glanz blitzte vor seinen Gedanken auf. Er wies auf die Steigerung des hohenzollernschen Ansehens hin: habe sich doch Deutschland mehr und mehr gewöhnt, diesen Namen als ein nationales Heiligtum zu nennen. Und dieses Element nationalen Selbstgefühls, das in dem gesteigerten Ansehen der Dynastie liege, könne wesentlich zur Hebung des monarchischen Gedankens führen, wenn das Herrscherhaus sich in einer europäischen Lage befinde, die nur in der Geschichte Habsburgs ihresgleichen habe.

Diese Gründe mögen vor allem für den König berechnet gewesen sein. Aber er lockte ihn niemals mit Gedanken, die nicht seiner eigenen Überzeugung entsprangen. Und er erwartete in der Tat davon eine Stärkung der moralischen Kraft, von der die materiellen Kräfte abhängen. Und diese selbst sah er durch das Gelingen des Planes entscheidend gefördert. Denn für Deutschlands Handel waren große Vorteile zu erwarten. Vor allem aber rechnete er mit der politischen Wirkung. Zumal auf Frankreich. All die Gefahren, die diesem aus einer spanischen Republik oder einer orleanistischen Thronkandidatur erstehen konnten, wurden dadurch beseitigt. Die hohenzollernsche war für Napoleon zweifellos die ungefährlichste. Und es war auch für die deutschen Beziehungen zu Frankreich von Wert, jenseits der Pyrenäen ein Land zu haben, auf dessen Sympathien Deutschland rechnen konnte, mit dessen Empfindungen Frankreich rechnen mußte. Die militärische Wirkung schätzte er nicht hoch ein, höchstens auf ein oder zwei Armeekorps. „Aber", so meinte er, „die Friedensliebe Frankreichs gegen Deutschland wird immer im Verhältnis zu den Gefahren des Krieges wachsen und abnehmen. Wir haben dort nicht dauernd auf Wohlwollen, sondern mehr auf Abwägung der für den Ausgang des Krieges wichtigen Tatsachen zu rechnen." In diesen Ausführungen treten Bismarcks Gedanken über die Lage klar hervor. Er sah darin ein Mittel zum Frieden, aber keine Ursache zum Krieg. Und er

befreundete sich mit dem Gedanken, in Spanien einen deutschen Fürstensohn als König zu wissen, der von Preußen nichts zu hoffen hatte, aber doch ein Außenposten war. Im übrigen kannte er die argwöhnische französische Stimmung und nahm den Verhandlungen von Anfang an jeden amtlichen Charakter. Immerhin wurde die Frage Mitte März in Berlin reiflich erwogen, und Bismarcks Gedankengänge fanden dabei volle Zustimmung. Man war überzeugt, daß der Prinz dem Vaterlande das Opfer bringen müsse. Und von Besorgnis, Frankreich könnte dadurch verstimmt werden, war keine Rede. Auch nicht von seiten des Fürsten Karl Anton, der wegen seines Sohnes Karol von Rumänien außerordentlich ängstlich war. Später stiegen dem Prinzen selbst aufs neue Bedenken auf, und im Laufe des April lehnte er wiederum ab. Aber nun war Bismarck nicht gesonnen, die ihm liebgewordene Idee so leichten Kaufes hinzugeben. Unter dem Deckmantel des tiefsten Geheimnisses traf er seine Maßregeln, so daß wir auch jetzt seine Schritte nicht völlig übersehen können. Man darf jedoch in seine stille Tätigkeit nicht allzuviel hineingeheimnissen. Über Spanien hinaus hat er kaum gedacht, kaum an eine militärische Hilfe bei einem etwaigen Krieg. Ein oder höchstens zwei Armeekorps, die in Frage kamen, hätten doch zu wenig bedeutet. Und eine Verquickung mit der römischen Frage lag außerhalb der Sehweite. Es war nicht seine Art, die Dinge zu vermengen, vielmehr, sie klar auseinander zu halten. Anderseits rechnete er sogar mit Napoleons Zustimmung, denn die Sigmaringer standen von allen deutschen Fürsten mit ihm auf vertrautestem Fuße. Sicher aber ist, daß er Lothar Bucher und Major Versen nach Spanien sandte, die mit froher Kunde heimkehrten wie die Boten Mosis aus dem gelobten Lande, und daß er selbst bei dem Prinzen still und stetig weiterwarb. Und so war es vielleicht nicht Bismarcks Werk, aber sicherlich Bismarcks Wunsch, daß Prinz Leopold am 21. Juni sich wiederum zur Annahme entschloß. Befriedigt kehrte der spanische Unterhändler Salazar nach Madrid zurück. Aber er fand dort die Kortes nicht mehr vor. Sie waren infolge eines Mißverständnisses auf den 31. Oktober vertagt worden. So lange konnte man mit der Wahl nicht warten, aber auch nicht das Geheimnis wahren. Demnach entschloß sich General Prim, dem französischen Gesandten Mitteilung zu machen. Sofort flog die Kunde von der deutschen Kandidatur wie ein Lauffeuer in die Welt. Die Agence Havas sorgte für die weiteste Verbreitung. Schon am 4. Juli fragte der französische Geschäftsträger Le Sourd in Berlin beim Auswärtigen Amte an, erhielt aber von Thiele nach Bismarcks Weisung die Auskunft, daß die spanische Thronfolgefrage für die preußische Regierung nicht existiere. Bismarck hielt den Augenblick, aus seiner Zurückhaltung herauszutreten, noch nicht für gekommen.

Aber da gab am 6. Juli der Herzog von Gramont durch seine aufreizende Rede im gesetzgebenden Körper das Zeichen, das auch Bismarck sofort richtig verstand. Es war ein verhängnisvoller Mißgriff des Kaisers gewesen, dem undisziplinierten Fanatiker des Preußenhasses das Portefeuille des Auswärtigen zu übertragen. Dieser dachte über seine persönlichen Gesinnungen nicht hinaus, und ihnen opferte er Frankreichs Interesse. So schleuderte er diese heftige Kriegsdrohung in die Welt, daß selbst Thiers, der doch vier Jahre früher ganz ähnlich gesprochen hatte, betroffen war und sie für eine Torheit erklärte. Aber Gramont wollte der Träger der „Revanche pour Sadowa" sein. Denn nur so lassen sich seine weiteren Schritte verstehen: sein Befehl an Benedetti, von dem König Wilhelm eine Mißbilligung der Kandidatur zu fordern; noch mehr: der König selbst sollte den Prinzen zum Rücktritt bewegen. Und Benedetti hatte in der Tat so wenig Takt, dem König, der in Ems zur Kur weilte, solche Wünsche vorzutragen. Dieser hörte ihn in voller Ruhe an und nahm die Mitteilung persönlich entgegen, weil er die Angelegenheit nicht für Staats-, sondern für Familiensache hielt. Aber er erklärte auch dem Botschafter, daß ihn die Angelegenheit als König nicht berühre. Indessen hatte er doch in Sigmaringen Schritte in dem Sinne getan, die freilich nicht mehr nötig waren. Bei den ersten Nachrichten aus Frankreich hatte der sorgende Vater mit Rücksicht auf Bukarest den Prinzen bewogen, zurückzutreten. Am 12. Juli meldete dieser seinen Entschluß nach Madrid sowie dem spanischen Gesandten in Paris. Das war ein Zugeständnis an die Stimmung der französischen Hauptstadt, die freilich sofort aus der zornigen Erregung in Übermut umschlug, von dem auch Gramont und seine Kollegen erfaßt wurden. Ließen sie es bei dem Rücktritt bewenden, so hatte die französische Politik ohne Zweifel einen großen Triumph über die preußische errungen, und des Königs wohlgemeintes Vorgehen, die Frage nicht als Staats-, sondern als Familiensache zu behandeln, hätte seinem durch den böhmischen Feldzug zu herrlicher Höhe gehobenen Prestige in schwerster Weise geschadet. So wurde die Lage in Paris bereits aufgefaßt. Und nicht mit Unrecht.

Bismarck hatte indessen ruhig Blut bewahrt und ruhig Blut empfohlen. Aber die Presse hatte nach den aus Varzin kommenden Weisungen den Kampf mit der französischen aufgenommen. Dem französischen Hof und seiner Politik wurde nichts geschenkt. Da erfuhr der Bundeskanzler am Morgen des 8. Juli durch die Zeitungen den Wortlaut der Gramontschen Rede. Jetzt wußte er, daß es ernst wurde. Und jetzt wollte er den Krieg, und er war mehr beunruhigt über die Möglichkeiten einer Vorbeugung als über den Losbruch, den er am liebsten selbst in Szene gesetzt hätte. Aber vorläufig mußte

er sich begnügen, die nationale Begeisterung, die allenthalben losbrach, durch die Zeitungen systematisch zu fördern. Die Presse arbeitete vortrefflich, doch verspürte man auch hier die starke Hand und den starken Geist Bismarcks. Aus Varzin flogen die Diktate hinaus und verfehlten ihre Wirkung nicht. Um so mehr aber fürchtete er von den Emser Verhandlungen einen üblen Ausgang. Er stellte sich daher, obwohl die Kur, die er wegen eines Gelbsuchtsanfalls hatte unternehmen müssen, noch nicht beendet war, dem König in Ems zur Verfügung. Und auf die bejahende Antwort hin brach er sofort auf. Am Morgen des 12. Juli saß er im Reisewagen. Er schien ernst, doch guter Dinge. Und als er durch Wussen fuhr, wo sein alter Freund, der Prediger Mulert, vor dem Pfarrhause stand und ihn begrüßte, deutete er ihm durch einen Lufthieb in Quart-Terz an, daß es in den Krieg gehe. Denn er wollte dem König nahelegen, den Reichstag behufs Mobilmachung zu berufen.

Aber noch war es nicht so weit. In Berlin wurden ihm bei seiner Ankunft im Palais die Depeschen überreicht, die ihn über die Emser Vorgänge unterrichteten. Er ersah daraus, wie sich der König in Unterhandlungen eingelassen hatte, er las den Verzicht des Sigmaringers. Die Nachricht traf ihn wie ein Donnerschlag. Die gewonnene starke Stellung schien verloren. Statt eines glorreichen Krieges ein Friede, der ihn schimpflicher dünkte als Olmütz, ein offenkundiges Zurückweichen, wo einzig festester Widerstand der nationalen Ehre Genüge tat. Er fühlte Preußen, er fühlte sich selbst geschlagen. Der große Gedanke seines Lebens schien zusammenzubrechen. Es stiegen in ihm ähnliche Empfindungen auf, wie er sie beim Ausbruch des Krieges vor vier Jahren gehegt hatte für den Fall der Niederlage: lieber tot, als geschlagen. Er war entschlossen, abzudanken, und hielt es für verlorene Liebesmüh', nach Ems weiterzureisen. Statt seiner ging Minister Graf Eulenburg dorthin ab. Er sollte dem König in Bismarcks Auftrag vorstellen, daß der Krieg eine Notwendigkeit sei, der er mit Ehren nicht ausweichen könne. Die Dinge lagen anders als vor dem böhmischen Kriege. Damals konnte er dem König Spielraum lassen, zum Entschlusse zu kommen. Jetzt drängte die Zeit und noch mehr die Ehre.

Aber da gab ihm die Pariser Regierung in ihrer maßlosen Verblendung so viel Raum, daß er in die Speichen des Rades greifen und es nach der anderen Seite wenden konnte. Sie begnügte sich nicht mit der einfachen Lösung der Sigmaringer Frage. Sie wollte aus ihr eine preußische machen und den siegreichen Staat unter ein kaudinisches Joch beugen. Sie verlangte daher von dem ehrwürdigen König ein Schreiben mit der Erklärung, er habe weder den Interessen noch der Würde der französischen Nation zu nahe kommen wollen, also einen Entschuldigungsbrief, der die Niederlage der preußischen

Politik vor aller Welt besiegeln sollte. Das war mehr, als einem Preußenkönig geboten werden durfte, und dieser lehnte denn auch das Ansinnen ab. Trotzdem wäre es ohne Bismarcks Eingreifen vielleicht doch noch zu einem Ausgleich gekommen. Denn inzwischen war Napoleons kriegerische Stimmung abgeflaut und er würde sich mit der Erklärung begnügt haben, die der Adjutant vom Dienst im Auftrag des Königs dem Grafen Benedetti überbracht hatte: der König erkläre seine volle und uneingeschränkte Billigung des Rücktritts des Prinzen Leopold von der spanischen Thronbesteigung. Das konnte ihm für den Augenblick dem Volke gegenüber genügen. Im übrigen sollte ein Kongreß alles weitere ausgleichen und die nötigen Garantien für die Zukunft geben.

Aber inzwischen hatte Bismarck gehandelt. Traurig und verstimmt hatte er eine schlaflose Nacht verbracht und dem Gedanken, aus dem Amt zu scheiden, immer mehr Raum gegeben. Da erhielt er am Abend des 13. Juli die Depesche Abekens, in der dieser im Auftrag des Königs die Emser Vorgänge berichtete. Der König stellte ihm frei, der Öffentlichkeit davon Mitteilung zu machen. Mit diesem Blatte hielt Bismarck Napoleons Schicksal in den Händen. Zwar auf den ersten Blick enthielt es nur eine Bestätigung seiner Befürchtungen. Aber sein Auge blieb an den Worten haften: „... hat Allerhöchstderselbe, mit Rücksicht auf die obige Zumutung, auf des Grafen Eulenburg und meinen Vortrag beschlossen, den Grafen Benedetti nicht mehr zu empfangen, sondern ihm nur durch seinen Adjutanten sagen zu lassen, daß Seine Majestät vom Fürsten die Bestätigung der Nachricht erhalten, die Benedetti aus Paris schon gehabt, und dem Botschafter nichts weiter zu sagen hat." Und die königliche Erlaubnis in seiner Art nützend, verwandelte er mit knappen Strichen Abekens Bericht in jenes Manifest, das noch in der Nacht hinausflog und am Morgen des 14. Juli der Welt verkündete, daß der König das französische Ansinnen zurückgewiesen habe. Wie klang das kraftvoll und hohenzollernhaft: „Seine Majestät hat es darauf abgelehnt, den französischen Botschafter nochmals zu empfangen, und demselben durch den Adjutanten vom Dienst sagen lassen, daß Seine Majestät dem Botschafter nichts weiter mitzuteilen habe."

Er hat es selbst erzählt, wie er mit Moltke und Roon in trüber Stimmung bei Tische gesessen und während des traurigen Mahles die Depesche eingetroffen sei und er beim Lesen neuen Mut gefaßt habe. Wie ein Blitz zuckt es in seinem Geist auf. Noch einmal fragt er Moltke über die Schlagfertigkeit des Heeres, und als dieser erklärt, daß er den schnellen Ausbruch für vorteilhafter halte als eine Verschleppung, geht er an die Konzentrierung der Depesche. Das war die Antwort auf die Angriffe Gramonts und auf jene Beleidigung „La Prusse cane" („Preußen kneift"), die ihm das Blut ins Gesicht getrieben hatte. Nun gab es auch für Napoleon kein Zurück mehr.

Gramont drängte, die Kaiserin nicht minder. Die Welt wußte davon, und vor allem Paris. Wie hätte er der Volksstimmung Widerstand leisten können. Ein heißer Julitag hätte ihm die Katastrophe gebracht. Das wußte die Kaiserin, die für den Krieg war, neben allen anderen Gründen vor allem wegen ihres Sohnes. Die Gefühle der Mutter waren in ihr doch die stärksten.

Wie um alle großen Augenblicke der Weltgeschichte, wo der Gedanke kaum Zeit hat, sich zum Wort zu bilden, sondern sofort zur Tat wird, Sage und Legende sich rankt, so hat sie auch den Ursprung des großen Krieges umsponnen. Aber aus ihr leuchtet im Scheine voller Wahrheit die Begeisterung des deutschen Volkes, aus ihr tritt uns die ehrwürdige Gestalt des greisen Königs entgegen, in dem es sich aufs tiefste beleidigt fühlte, und vor allem der Staatsmann, der des Augenblickes Gunst erfaßte und ihm Größe und Kraft für die Zukunft gab.

Frankreich machte mobil. Deutschland war es geistig und seelisch. Das konnte der König am 15. Juli bei seiner Rückkehr nach Berlin erkennen. Überall jubelte ihm das Volk entgegen wie nie zuvor. In Berlin empfingen ihn seine Paladine. Noch auf dem Bahnhof gab er den Befehl zur Mobilmachung des Norddeutschen Bundes, die für ganz Deutschland galt. Während der Nacht flog der Befehl hinaus bis in die fernsten Garnisonen. Überall Begeisterung und Kampffreude. Auch in den Südstaaten. Und wenn in Bayern noch kurz vorher die preußenfeindliche Stimmung in hohen Wogen gegangen war und Hohenlohes Nachfolger, Graf Bray, einen Augenblick wähnen durfte, den Ratschlag seines Freundes Beust durchführen zu können, Bayern der Neutralität auszuliefern, so war das Spuk, der rasch verflog. In stiller Nacht hat der junge Bayernkönig dort am Starnberger See, der den stolzesten und schönsten, wie den düstersten und letzten Augenblick seines Lebens sehen sollte, aus sich heraus und über seinen Minister des Auswärtigen hinweg den Bündnisfall für gegeben erklärt und volle Treue gehalten. Fein wie Spinnweben waren die ersten Beziehungen gewesen, die Bismarck geknüpft hatte, jetzt wurden sie stark und unzerreißbar. In der Erkenntnis des gemeinsamen Feindes fühlten alle Deutschen, daß der Augenblick gekommen war, die ersehnte Einheit zu erkämpfen und mit ihrem Herzblut zu besiegeln.

Die Ernte

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft, Berlin.

Die feierliche Eröffnung des deutschen Reichstags durch Kaiser Wilhelm II. am 25. Juni 1888.

Nach dem Gemälde von Anton v. Werner.

„Der Krieg ist doch vielleicht der dem Menschen natürliche und gesunde Zustand", hatte Bismarck nach den Strapazen des Tages von Gravelotte mit heiterem Humor gesagt. In der Tat, er hätte sich am liebsten in die Front gestellt und den Feldzug als Soldat mitgemacht. Denn er begriff des Krieges innerstes Wesen und hat deshalb auch mit dem Heere selbst volle Fühlung gewonnen. Nicht mit den Generalen. Diesen gegenüber machte sich die schon in Böhmen hervorgetretene Rivalität geltend. Sie suchten ihn soviel wie möglich von den militärischen Konferenzen fernzuhalten. Wenigstens hat er mehr als einmal darüber geklagt. Und seine Verstimmung zog aus diesem Verhältnis immer neue Nahrung. Anders die Armee. Die Kunde von seiner Größe ging durch ihre Reihen, und das Vertrauen in die richtige Verwertung ihrer Taten beflügelte ihren Mut, stählte ihre Tatkraft. Sie war gewiß, daß die Feder nicht wieder verderben würde, was das Schwert gewonnen hatte. Er war mit dem Kronprinzen und Moltke der populärste Mann. Und dieses Gefühl trog nicht. Bismarck hatte aber auch eine große, starke Liebe für die Armee gefaßt. Er kann sich des Lobes nicht genug tun. Nie hat er sich in solchem Überschwang geäußert wie über diese herrlichen Truppen. Und kein anderer hat taktische Fehler, die mit Strömen von Blut gutgemacht werden mußten, so schwer verurteilt wie er. Denn mitten in der ungeheuren Aktion hat er das große Empfinden bewahrt für die Heiligkeit des Lebens, aber auch für die seelische Verfassung des Soldaten. Schon vor Beginn des Krieges hat er einmal gesagt: „Im Kriege ist dienstliche Strenge nötiger als im Frieden; aber sie wird gemildert bei uns durch die christliche Nächstenliebe der Offiziere zu ihren Leuten. Ich habe Vertrauen zu unseren Waffen, weil der Offizier den gemeinen Mann wirklich liebt und ihm in der Not beisteht wie seinem Bruder." Und wo er helfen konnte, da hat er es getan. Eine Fülle von rührenden kleinen Zügen sind uns aufbewahrt, die von seiner Güte, seiner inneren Größe sprechen. Kaum aber ist etwas ergreifender als die kleine Geschichte, die er selbst erzählt, von einem Schwerverwundeten, den er in einem Lazarett in seinen Schmerzen liegen sah. Es drängte ihn, dem Leidenden Trost zu spenden. Da neigte er sich nieder und küßte ihn.

Es mag wohl sein, daß die Vaterliebe dabei mitgespielt hat. Seine beiden Söhne waren als Freiwillige bei den Gardedragonern eingetreten. Und so hatte er die Sorge mit Hunderttausenden von Vätern gemeinsam. Als ihm

am Abend der Schlacht von Mars-la-Tour eine Ordonnanz meldete, daß sein Sohn Herbert gefallen, sein Sohn Bill tödlich verwundet sei, da ließ er sofort satteln und sprengte allein davon. Eine volle Nacht ist er geritten, bis er mit grauendem Morgen auf die richtige Spur gebracht wurde. Doch als er vor ein Gehöft bei Mariaville kam, da eilte ihm sein Sohn Bill aus dem Hause frisch und munter entgegen. Dieser war bei der Attacke nur gestürzt und hatte auf seinem Pferd sogar einen verwundeten Kameraden geborgen. Dann trat er an das Lager Herberts, der durch einen Lendenschuß schwer, aber nicht tödlich verletzt war. Er ließ ihn zunächst in sein Quartier und später nach Bad Nauheim bringen, wo Frau Johanna die Pflege übernahm. Aber er war stolz auf ihn und schrieb der Gattin: „Wenn er nicht das Eiserne Kreuz bekommt, so will ich nie wieder Orden tragen."

Diese Briefe sind überhaupt eine der kostbarsten deutschen Erinnerungen an den großen Krieg. Sie sind nicht bloß die Zeugen des tiefen, schönen Empfindens, das die beiden verband. Sie lassen uns auch einen vollen Blick in die große und doch so unendlich weiche Seele des Unvergleichlichen tun. Sie geben den Hintergrund für all die welthistorischen Bilder, die in jedes deutsche Herz geprägt sind: wie am Abend der Schlacht von Sedan General Reille als Parlamentär Napoleons Degen überbringt, Bismarck den Brief des Kaisers verliest und die Antwort diktiert. Dann das düstere Nachtbild, wie er und Moltke mit den französischen Generalen über die Kapitulation verhandeln, wie er den Widerstrebenden mit scharfen Worten das Verhältnis von Deutschland und Frankreich beleuchtet. Es ist, als ob der Geist der Geschichte selbst aus ihm gesprochen habe. Kein dramatischer Dichter könnte höhere und echtere Worte finden als Bismarck in dieser schicksalsvollen Stunde, in der er Abrechnung hielt mit dem Volke, das uns so oft bedroht, das sich so oft das Herrenrecht über Deutschland angemaßt hatte. Und dann am folgenden Morgen die Begegnung mit dem gebrochenen Kaiser selbst! Auf der einsamen Chaussee ist er ihm bis gegen Fresnois entgegengeritten. Und dem traurigen Mann erweist er die gleiche Ehrerbietung wie in den Tuilerien. Taktvoll geleitet er ihn nach dem kleinen Arbeiterhäuschen, wo im engen Raum auf Binsenstühlen die beiden sich gegenübersitzen am rohgezimmerten Tisch und der Kaiser ihm sein Leid klagt, daß er durch des Volkes Meinung zu dem unseligen Krieg gezwungen worden sei. Bismarck sucht den von Gottes gewaltiger Hand Geschlagenen soviel wie möglich zu schonen. Er meidet jedes Wort, das ihm weh tun konnte, aber in den Bedingungen der Kapitulation bleibt er hart und unerbittlich. Und erst als diese von Wimpffen vollzogen ist, findet die Begegnung des gefangenen Herrschers mit König Wilhelm statt, zu der ihm Bismarck das Geleite gab. In wenigen Stunden

hat er so geerntet, was er gesät. Er erkannte und fühlte die Größe des Augenblicks: „Es ist ein weltgeschichtliches Ereignis, ein Sieg, für den wir Gott dem Herrn in Demut danken wollen und der den Krieg entscheidet, wenn wir auch letzteren gegen das kaiserlose Frankreich fortführen müssen.“ Und es kam, was Bismarck längst geahnt hatte. Das französische Kaisertum war zu Ende. Bereits am 4. September wurde in Paris auf den Trümmern der trügenden Pracht die Regierung der nationalen Verteidigung unter dem Präsidium des Generals Trochu errichtet. Der Gegner war besiegt, der Kampf mit den Feinden hub an. Das machte ihm keine Sorge. Aber sein Blick mußte sich nicht bloß auf Paris, sondern nach allen Hauptstädten Europas richten. Zwar in Wien und Florenz war die Stimmung völlig umgeschlagen. Graf Beust war froh, sich hinter die sicheren Schanzen der Neutralität zurückziehen zu können, und beschränkte sich darauf, das Werk der deutschen Einheit soviel wie möglich aufzuhalten, wenn es ihm nicht gelingen sollte, es völlig scheitern zu machen. Und Viktor Emanuel atmete hoch auf, da er sah, vor welchem Abgrund er gestanden hatte. Rasch kam er von allen kriegerischen Plänen zurück. So war ein unmittelbares Eingreifen der Mächte nicht zu fürchten. Auch nicht von Rußland und von England. Letzteres beschränkte sich darauf, aus Frankreichs schwerer Lage seinen kaufmännischen Vorteil zu ziehen. Es hat denn auch über die Gesetze der Neutralität hinweg und trotz der Vorstellungen Bismarcks Frankreich rücksichtslos mit allen kriegerischen Hilfsmitteln versehen und dadurch zwar dessen Widerstandskraft, aber auch des Krieges Drangsal verlängert. Von weitergehender Hilfe wollte es freilich nichts wissen. Es blieb neutral. Aber unter dem Begriffe der Neutralität barg sich doch eine Gefahr, die während des ganzen Krieges wie eine schwere Gewitterwolke am Horizont stand und Bismarcks gesamte Politik stark beeinflußt hat. Denn es gab keine Frage, vom Friedenschluß bis zur Gründung des Reichs, die nicht von dem ihm freilich so vertrauten Standpunkt der europäischen Politik aus behandelt werden mußte. Die Generale wollten in ihrer an sich ja völlig berechtigten Siegeszuversicht von diesen Gefahren nichts wissen. Nur Roon teilte Bismarcks Besorgnisse und Anschauungen, daß man sich mit dem Friedenschlusse beeilen müsse, wenn man die Ernte vor dem Sturm in die Scheune bringen wolle. Und diese Ernte sollte eine reiche sein. Sie sollte Deutschland nicht bloß entschädigen für die gewaltigen Kriegsopfer, sondern es auch für alle Zukunft sicherstellen vor Frankreichs Neid und Rache. Es waren die alten deutschen Forderungen, die schon in den Befreiungskriegen erhoben worden, jedoch unerfüllt geblieben waren. Nun aber stellte man nach den ersten großen Schlägen in Deutschland selbst, allen voran Heinrich v. Treitschke, die drängende Frage: „Was fordern wir von Frankreich?“ Und

die Antwort war: „Heraus mit Elsaß-Lothringen.“ Und doch war auch hierin Bismarck dem Volke um einen guten Schritt voraus. Während dessen Gedanken noch nach eitlen Fernen schweiften und über revolutionären Utopien der eigentlichen Aufgaben der Nation vergaßen, hatte er schon auf Straßburg hingewiesen. Es war eigentlich nur das Echo seiner eigenen Worte, was nun laut und lauter über den Rhein drang und von dorther ihm wiederum als Friedensparole aufgedrängt wurde. Aber er war schon selbst an der Arbeit. Das erste Wort darüber ist wohl in Pont-à-Mousson am 20. August bei der Unterredung mit dem Kronprinzen gefallen. War der Prinz auch mehr von der Kaiseridee als von den realen Fragen beherrscht, so stimmte er den Anschauungen des Bundeskanzlers doch ebenso unbedingt zu wie der König selbst. Man kann wohl in dem Briefe, den dieser von Busancy aus an den Zaren schrieb, die Wirkung dieses Gesprächs erkennen. Freilich galt es zu gleicher Zeit, den Intrigen, die Gortschakow in Petersburg gegen jede französische Landabtretung in Bewegung setzte, rechtzeitig vorzubeugen. In der Tat hat Zar Alexander II. alsbald durch seine entschiedene Stellungnahme für seinen Oheim dem bösen Spiel ein Ende bereitet. Durch Sedan aber wurde die Erfüllung dieser Wünsche in erfreuliche Nähe gerückt, und Bismarck nahm sie nunmehr völlig in sein Programm auf. Straßburg, das er selbst den Schlüssel zum deutschen Hause nannte, und Metz, das die Generale dringend forderten, sollten deutsch werden. Auf ihnen beruhte Deutschlands künftige Sicherheit. Was die nationale Begeisterung stürmisch begehrte, was wie aus Dichters Traum in die Wirklichkeit herauszutreten begann, das suchte er zu gewinnen, weil er es brauchte zum Ausbau des Reichs. Denn wie hätte der deutsche Süden sicher sein sollen, solange französische Pioniere zur schönen Sommerszeit bei Straßburg den Brückenschlag über den Rhein übten! Aber indem er diesem Zustand ein Ende bereiten wollte, übersah er nicht die Schwierigkeiten, die sich solch bedeutendem Landerwerb entgegensetzten. Die Welt mußte zeitig an diesen Gedanken gewöhnt werden, ehe die „treulich sorgenden“ Neutralen mit ihren schönen Worten von der Integrität des französischen Bodens allzusehr Propaganda machen konnten. Die Gesandten des Norddeutschen Bundes erhielten daher bestimmte Weisung, die Regierungen vor weiteren Schritten zugunsten Frankreichs in dessen eigenem Interesse zu warnen und sie auf die deutschen Absichten amtlich vorzubereiten. Der König selbst hatte, wie gesagt, schon von Busancy aus an den Zaren geschrieben und mit den eindringlichen Zeilen seine Wirkung nicht verfehlt.

Bismarck selbst fand Gelegenheit, mit den neuen französischen Machthabern in Fühlung zu treten und ihnen über die Lage die Augen zu öffnen. Bald nach Sedan hatte sich einer ihrer begabtesten Leute, der ehemalige

Rechtsanwalt Jules Favre, im Hauptquartier melden lassen. Zunächst wurde er abgewiesen, denn Bismarck wollte mit einer nicht anerkannten Regierung keine Verhandlungen führen. Dann aber hat er ihn in Haute Maison am 19. September empfangen und in Ferrières die Besprechungen fortgesetzt. Die Lage der beiden Staaten charakterisierte sich schon in ihren Vertretern: der eiserne Kanzler, eisern in seinen Anschauungen und im Festhalten der notwendigen Bedingungen, ritterlich und überragend in seiner ganzen Erscheinung, und doch schlicht und wohlwollend in seinem Auftreten! Und ihm gegenüber der Pariser Advokat, der seine Rolle nach den Mustern des Palais de Justice und der Comédie française studiert hatte und sich vergeblich bemühte, mit der Maske des trauernden Patrioten Eindruck auf Bismarck zu machen, der eben das französische Kaiserreich vor seiner sieghaften Politik hatte in Staub sinken sehen. Bismarck lehnte alles Komödienspiel ab. Er kam ihm zwar wegen eines Waffenstillstandes, den er selbst für die Neuordnung Frankreichs für notwendig hielt, weit entgegen, enthüllte ihm aber seine Entschlossenheit, an Straßburg und Metz festzuhalten. Jules Favre bäumte sich auf wie die Natter unter dem Eisenschuh des Riesen. Frankreich, erklärte er, sei bereit, alles an Geld zu bieten, was es aufzubringen vermöge, aber Land zu geben, das sei gegen seine Ehre. Ruhig und würdig hielt Bismarck dagegen, daß Frankreich nicht zur Unehre gereichen könne, was es selbst anderen Staaten und vielfach ohne Schwertstreich auferlegt habe. Denn es habe keine höhere Ehre als die übrigen Staaten! Aber mit Gründen war da noch nichts auszurichten. Auch das republikanische Frankreich mußte erst völlig gedemütigt werden, ehe ein fester Friede möglich war.

So ging das Spiel denn weiter. Das deutsche Heer zog vor Paris, das Hauptquartier wurde nach Versailles verlegt. Dort hat Bismarck in der Rue de Provence 14 bei der wohlhabenden Witwe Jessée sein Quartier aufgeschlagen. Es war ein hübsches kleines Haus mit schönem Garten. Eine hohe Mauer schloß ihn von dem Straßengetriebe ab und bot die Ruhe, die er notwendig brauchte. Hier war das diplomatische Hauptquartier, die hohe Warte, von der aus er mit sorgendem Blick Europa überschaute. Von hier aus hat er alle Fäden laufen lassen und gelenkt. Hier wurde der Friede und das deutsche Einheitswerk geschmiedet.

Auch das war eine Forderung der deutschen Nation. Und doch, so viel davon gesungen, gesprochen, geschrieben worden war, ein klares Bild hatten sich die wenigsten gemacht. Die einen dachten lediglich an die Krone und wollten, nachdem sie geschmiedet und mit Edelsteinen prunkvoll verziert sei, den Kaiser dazu suchen. Die anderen sahen Preußens Aufgabe in der Vollendung des Werkes von 1866: Deutschland sollte in Preußen aufgehen. Aber

dieser Idee der Unitarier, die gleichfalls in Treitschke ihren feurigsten Vertreter gefunden hatte, war durch den Krieg der Boden völlig entzogen worden. Die Waffenverbrüderung hatte sie unmöglich, aber auch unnötig gemacht. Nur neues Unheil, neue Zwietracht wäre die Folge gewesen. Diese starre Einung hätte nur die Revolution vollführen können, vorausgesetzt, das es vorher gelungen war, alle Throne Deutschlands ohne Ausnahme zu zertrümmern. Jetzt mußten gerade die Dynastien die Grundlage für den Neubau werden. Der Kronprinz freilich dachte nicht so folgerichtig. Ihn berauschte der Gedanke an die Kaiserkrone. Er hatte seinen liberalen Ideen den Mantel mittelalterlicher Reichsromantik umgehängt. Ja, er hätte es selbst für richtig gehalten, die Zögernden mit Zwang zu binden und ihnen nichts zu lassen als einen Rest der äußeren Ehren und die einflußlose Pairsrolle in einem Oberhause, wo sie, ihrem Adel gesellt, auf einer Fürstenbank sitzen konnten, die lediglich Dekoration war und schmerzliche Mahnung an die Vergangenheit. Wir wissen, wie er gedacht und empfunden, wir wissen aber auch, wie ihn Bismarck um dessentwillen bekämpft hat, damals und noch im Tode, als er gegen das unglückselige Tagebuch des Prinzen sein energisches Manifest erließ. Er selbst wandte Zwang nur an, wo er notwendig war, wo es galt, Gefahren vorzubeugen.

In diesem Falle war er ausgeschlossen. Auch um des Auslands willen. Denn Rußland hatte gleich zu Anfang des Krieges die Mahnung erhoben, daß den Südstaaten nicht Gewalt angetan werden dürfe, und Graf Beust lag auf der Lauer, um sofort, wenn er einen Schein von Unzufriedenheit mit Preußen wahrnahm, mit seiner Politik einzusetzen. Bismarck hätte also nur sein Werk gefährdet, statt es zu fördern. Denn noch war bis zum endgültigen Abschluß der Verträge die Frage keine rein deutsche, sondern eine europäische. Nur durch sanftes Vorgehen, durch vertrauenerweckendes Entgegenkommen, aber auch durch beschleunigten Abschluß war die Gunst des Augenblicks wahrzunehmen. Es war klar, daß nur in der Glut der nationalen Esse dieses Eisen glühend gemacht und gehärtet werden konnte. Wohl sah er, wie die Nation die Blasebälge in Bewegung setzte und die Flammen hochaufsprühen machte. Fast schien es nötig, zu sorgen, daß sie nicht zu hoch emporschlugen und das Haus selbst in Brand steckten. Denn schon begann man im Süden zu sorgen, Preußen könnte sich diese nationale Stimmung allzusehr zunutze machen. Aber da griff Bismarck äußerst taktvoll ein. Der Herzog von Gramont hatte mit einer angeblichen Äußerung des Bundeskanzlers den Argwohn der Verbündeten zu wecken gesucht. Das gab diesem Gelegenheit, durch eine Note Thieles die süddeutschen Regierungen zu beruhigen. Der Münchener Hof erhielt überdies die feierliche Zusicherung, daß Preußen es sich niemals beikommen lasse, Bayerns Selbständigkeit irgendwie anzutasten —

auch nicht um der deutschen Einheit willen. Denn diese sei jetzt schon vorhanden. Es war den Nationalen ohne Zweifel zu viel gesagt, was Thiele damals, wohl unter dem Einflusse Rußlands, dem bayrischen Gesandten versichert hat. Aber Bismarck wollte lieber des Guten zu viel als zu wenig tun und den Gliedern des Reichs die Stunde des Eintritts nicht durch Härte vergällen. Hier war einzig der Gesichtspunkt maßgebend, daß sich alle Bewohner des neuen Hauses wohl fühlen sollten. Indessen ließ er den ersten Schritt zur Annäherung den Süddeutschen. Er brauchte auch nicht lange zu warten. Bald nach Sedan kamen aus München die ersten Anregungen. Die Regierung fühlte, man müsse der Stimme des Volkes Gehör geben, aber auch beherzigen, daß Preußen in seinem deutschen Werke unmöglich stehen bleiben oder gar seine Stellung zurückschrauben konnte, die es im Jahre 1866 durch seine Siege gewonnen hatte. Freilich regten sich auch die eigenen Wünsche. Noch war der Verlust der badischen Pfalz nicht verschmerzt. Und wenn jetzt das Elsaß deutsch würde, dann bot sich wie von selbst die willkommene Entschädigung für Baden. Man hatte dabei freilich nicht mit der Stimmung des Großherzogs Friedrich gerechnet, der einen solchen Tausch mit aller Bestimmtheit ablehnte. Auch der Eintritt in den Norddeutschen Bund lag vorläufig außerhalb der Münchener Absichten. Es sollte vielmehr neben diesem ein weiterer Bund geschaffen werden, der für Bayerns Selbständigkeit vollen Raum bot. Graf Bray hatte für diese Neuschöpfung den Ausdruck „Verfassungsbündnis“ sich angeeignet. Denn er sah in seinem Plan einen starken Fortschritt gegenüber den bisherigen, lediglich auf völkerrechtlichem Grunde aufgebauten Beziehungen. Der alte Herr der alten Schule war da freilich weit von den tatsächlichen Verhältnissen entfernt, wiewohl er schon im Jahre 1848 den Anschluß an Preußen als den einzig richtigen und notwendigen Weg für die bayrische Politik bezeichnet hatte. Jetzt gab es in Deutschland keine Möglichkeit mehr für zwei Bünde nebeneinander. Ein solcher Zustand würde dem österreichischen Einfluß sofort wieder Tür und Tor geöffnet haben, und das alte dualistische Spiel hätte von neuem begonnen. Der Freund des Grafen Beust hat ja wohl auch ähnliches gewollt. Indessen hier wäre er auf Bismarcks unbeugsamen Widerstand gestoßen.

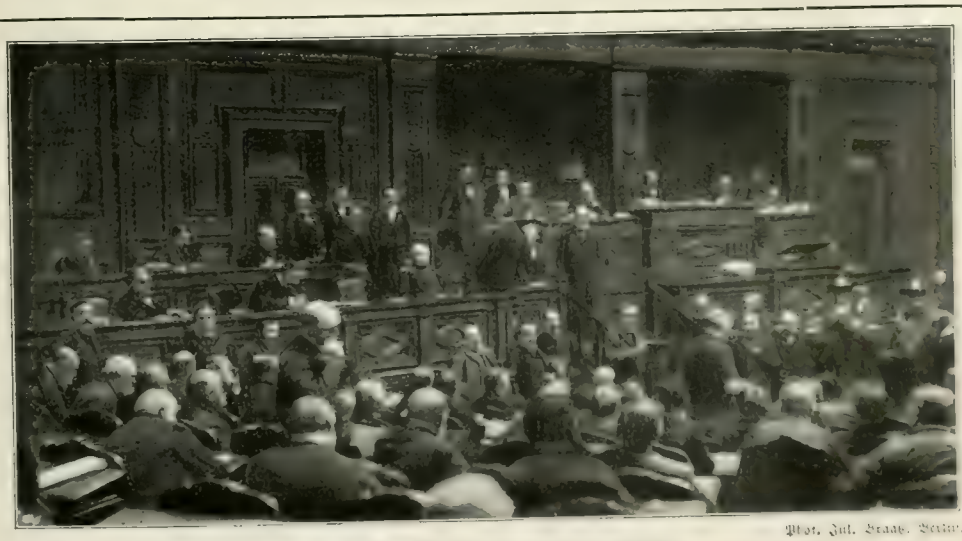
Inzwischen hatte sich am 21. September Delbrück zu den Beratungen nach München begeben, an denen auch der württembergische Justizminister, Freiherr v. Mittnacht, teilnahm. Jener hatte zunächst nur den Auftrag, die süddeutschen Wünsche anzuhören. Doch als er ging, war wenigstens so viel erreicht, daß Bayern die Verfassung des Norddeutschen Bundes als Grundlage der weiteren Beratungen annahm, freilich mit einer Fülle von Abänderungsvorschlägen, die das Bundesgebäude rissig gemacht hätten. Bismarck zeigte

sich zunächst ganz befriedigt von der Sachlage, trat aber inzwischen in Verhandlungen mit den übrigen Staaten ein und gewann dadurch einen Ansporn für die bayrischen Minister. Die Sache war im übrigen schwieriger, als man sich heute vorzustellen vermag. Noch sind ja die Siegel von den Akten nicht hinweggenommen, und der volle Einblick in den damaligen Gang der Dinge ist noch nicht möglich. Aber eins ist klar. Es galt eine Mauer von Bedenken nach der anderen niederzulegen, und wenn Bismarck wähnte, am Ende zu sein, so taten sich neue Hindernisse auf. Gewiß trug nicht böser Wille die Schuld. Die Frage selbst brachte den verantwortlichen Männern einen Konflikt der Pflichten. Es wurde ihnen schwer, eine Selbständigkeit aufzugeben, auf die man seit fast zwei Menschenaltern so stolz gewesen war. Bismarck wußte das und rechnete damit. Gerade weil er das Reich auf den Dynastien aufbauen wollte, mußte er solche Empfindungen schonen, soweit das möglich war. Und er hat es getan. Zumal dem jungen Bayernkönig trat er mit besonderem Zartgefühl entgegen. Er kannte das Mimosenhafte seines Wesens, das doch nur die Hülle war für ein außerordentlich starkes Königsgefühl. Aus diesem Grunde hatte er ihm eine persönliche Zusammenkunft mit König Wilhelm vorgeschlagen, bei der alles weitere besprochen und vorbereitet werden sollte. Ludwig II. ging nicht darauf ein. Dagegen brachte Baron Berchem, der Adjutant des Prinzen Luitpold, der als Vertreter des Königs im Hauptquartier weilte, die Anregung, man sollte das Präsidium mit dem Schmuck der Kaiserkrone versehen. Bismarck griff diesen Gedanken, der völlig in sein System paßte, lebhaft auf und nützte ihn gerade bei den Besprechungen mit den bayrischen Vertretern in außerordentlich glücklicher Weise.

Es ist eigenartig, welch große Mühe eine Idee, die doch alle beschäftigte, machte, sobald sie staatsrechtliche Gestalt gewinnen sollte. An ihr hatte sich ja gerade der politische Dilettantismus der Deutschen am meisten erprobt. Wieder war es der Kronprinz gewesen, der als erster sie bei Bismarck zur Sprache brachte. Aber was Bismarck wollte, das war etwas anderes, als der Prinz sich vorstellte. Die Kaiserwürde sollte in der Tat sein Werk krönen, ohne diesem auch nur das geringste von seinem realen Werte zu nehmen. Und in ihr liefen die nationalen Gedankenreihen und Bismarcks Taten in gleicher Weise zusammen. Aber der Werkmeister blieb doch er allein. Die Krone wurde für sein Werk geschaffen, nicht das Werk für die Krone. Das ist der große Unterschied zwischen der alten und der neuen Kaiserwürde. Der mittelalterlichen haftete antiker Staub an, und eine Tradition hatte sich daran geknüpft, die ihre rein nationale Bedeutung niemals zur vollen Geltung kommen ließ. Bismarck hingegen hielt von seiner Krone alle Mystik, alle Tradition fern und führte die Übertragung selbst auf die denkbar einfachste,

Phot. Ju. Braag, Berlin.

Der Fürst im Arbeitszimmer des Reichskanzlerpalastes.



Phot. Jul. Braag, Berlin.

Im alten Reichstagsgebäude, 1889.

Am Bundesratstisch der Reichskanzler.

aber gerade dadurch echteste und beste Form zurück. Zunächst war sie ihm ja nur Mittel zum Zweck. Er nützte den Kaisergedanken dazu, den bayrischen Vertretern den Eintritt in den Bund mit Rücksicht auf ihre Souveräne zu erleichtern. Denn dem Kaiser könne man viel leichter gewisse Rechte einräumen, als dem König von Preußen. Die Stellung der Bundesfürsten werde dadurch eine freiere und glanzvollere, ohne daß von den Rechten des Bundes selbst irgend etwas geopfert zu werden brauche. Wie weit war er mit solchen Beweisgründen, die ihren Zweck trotzdem nicht verfehlten, von den Motiven der Allgemeinheit entfernt! Und doch strebte er gerade auf das Ziel los, das diese sich gesetzt und ohne ihn kaum erreicht hätte. Aber das Drängen und Brausen der öffentlichen Meinung war ihm wie in der schleswig-holsteinischen Bewegung, wo er gleichfalls die ganze Meute bellen ließ, hoch willkommen.

So nahmen die nationalen Parteien Fühlung mit den süddeutschen Genossen, und ihre Tagungen blieben nicht ohne Eindruck auf die Kabinette.

Bismarck hatte schon vor 1866 dem zweitgrößten Staate eine besondere Rolle in Süddeutschland zugedacht. Und wenn auch jetzt die Lage verändert war, so mußte er doch erwägen, daß Bayern am meisten aufgab und er dem größeren Staat auch weiter entgegenkommen mußte als den übrigen. Und er wollte ihm den Eintritt in den Bund so leicht und so freudig wie möglich machen. Am 23. November haben denn auch die bayrischen Vertreter unterzeichnet.

Es war Bismarck nicht leicht geworden, die bayrischen Reservatrechte durchzusetzen. Vor allem das Hauptquartier widerstrebte den militärischen Sonderrechten, deren sich dieser Staat erfreuen sollte. Auch der Kronprinz hatte sich dem Bundeskanzler energisch widersetzt und sogar geglaubt, daß auf das zögernde Bayern recht leicht ein Druck geübt werden könnte: man brauche ja nur die anderen deutschen Fürsten zu versammeln und durch sie den Kaiser ausrufen zu lassen. Dann werde Bayern schon folgen müssen. Und als Bismarck einwandte, daß König Wilhelm einen solchen Schritt niemals tun würde, ließ sich der Prinz zu der Bemerkung hinreißen, daß Bismarcks Abneigung die Sache natürlich auch beim König unmöglich mache. Darin irrte er, und er bat ihn auch wegen seiner Heftigkeit um Verzeihung. Denn Bismarcks Einfluß auf den König war gerade in dieser Zeit keineswegs so stark, wie die Außenstehenden annahmen. Er hat sogar in diesen Monaten unter dessen Widerspruch ungemein gelitten, und mehr als einmal glaubte er an der Vollendung seines Werkes verzagen zu müssen. Aber die Schwierigkeiten lagen nach einer ganz anderen Seite. Der König widerstrebte vor allem der Annahme des Kaisertitels. Der hatte bei ihm keinen guten Klang. Weckte er ihm doch Erinnerungen an das Jahr 1848 und an die Politik des Bruders, die nach Olmütz geführt hatte. Wohl sah er, daß

jetzt die Schatten, die damals obgewaltet hatten, verschwunden waren. Aber er fürchtete doch, durch die Kaiserkrone den Glanz der alten Zollernschen zu verdunkeln. „Was soll mir der Charaktermajor?" hatte er zu Bismarck gesagt, und dieser hatte Mühe, ihn von dem Wert und Nutzen des Kaisertitels zu überzeugen. Niemals ist eine Krone mit größerem Mißmut gewonnen worden als die deutsche von ihrem ersten Träger. Dazu kam, daß König Wilhelm sie nur aus den Händen der deutschen Fürsten anzunehmen gewillt war. Er dachte da noch schärfer als sein Bruder, der sie ja auch nicht aus dem Schoße der Nationalversammlung hatte empfangen wollen. Nun drohte die Frage nicht bloß an seiner Abneigung, sondern auch an dem Schweigen Bayerns zu scheitern. Dem aber hat Bismarck in seiner Weise abgeholfen. Auf dem amtlichen Wege durch die Minister war nichts zu erreichen. Er mußte mit König Ludwig selbst anknüpfen. Nun befand sich dessen Oberststallmeister, Graf Holnstein, in persönlichem Auftrag seines Herrn in Versailles, um für ihn im Trianon Quartier zu machen. Und durch Holnstein suchte und fand Bismarck die Fühlung mit dem einsamen König. Er legte ihm in seinem berühmt gewordenen Briefe die Lage dar, wie sie sich in dessen eigenem Kopfe malte. Er schrieb ihm, wie sein eigener Minister des Auswärtigen hätte schreiben müssen: Die bayrische Krone könne die Präsidialrechte dem König von Preußen ohne Verstimmung des bayrischen Selbstgefühls nicht einräumen. Preußische Autorität innerhalb der Grenzen Bayerns ausgeübt sei neu und werde die bayrische Empfindung verletzen, ein deutscher Kaiser aber sei nicht der im Stamme verschiedene Nachbar Bayerns, sondern der Landsmann. Ja, seines Erachtens könne König Ludwig die von ihm der Autorität des Präsidiums bereits gemachten Zugeständnisse schicklicherweise nur einem deutschen Kaiser, nicht einem Könige von Preußen machen! Das war meisterhaft. Nicht minder aber mußte es dem König schmeicheln, daß Bismarck ihn an die großen Zeiten des Wittelsbachischen Hauses erinnerte, da Ludwig der Bayer in der Mark Brandenburg gewaltet hatte und die Bismarcke seines Geschlechtes Vasallen gewesen waren. Graf Holnstein eilte, so rasch er konnte, an das königliche Hoflager und legte, nachdem ihm die Mitteilung, er komme im Auftrag und mit einem Schreiben Bismarcks, den Zutritt an das Bett des unpäßlichen Königs verschafft hatte, den Brief nebst dem Entwurf eines Schreibens an König Wilhelm vor, den Bismarck ihm aus Vorsorge mitgegeben hatte. Nachdem der König den Brief wiederholt gelesen hatte, schrieb er im Bette den Entwurf ab und händigte ihn Holnstein zur schleunigen Überbringung ein. Dieser Brief aber löste nicht bloß die äußeren, sondern auch die inneren Schwierigkeiten, die König Wilhelm bisher dem ganzen Plane entgegengesetzt hatte. Bismarck wollte einen Druck auf ihn

ausüben, und so hieß es in dem Schreiben des Königs Ludwig, daß Bayern die zugesagten, aber noch nicht ratifizierten Konzessionen nur dem deutschen Kaiser, aber nicht dem König von Preußen machen könne. Es war ein hohes und gewagtes Spiel, das Bismarck in der Mitte zwischen zwei Königen unternommen. Aber es war groß wie er selbst. Wir können aus diesem Einsatz schließen, wie hoch er den Erfolg anschlug und anschlagen mußte. Aber der große Menschenkenner hatte sich in den beiden Herrschern nicht verrechnet. Freilich als nach Holnsteins Rückkehr Prinz Luitpold das Schreiben seines Neffen überreichte und es Bismarck im Kronrat vorlas, da bezeichnete es der König als so unzeitgemäß wie möglich. Aber Bismarck verteidigte glücklich sein eigenes Werk und fand zwar zunächst nicht bei König Wilhelm, wohl aber beim Kronprinzen Anerkennung. Dieser faßte die Kaiserwürde wirklich auf als die Wiederherstellung von Kaiser und Reich, als das Ende der kaiserlosen, der schrecklichen Zeit.

Inzwischen war der Reichstag am 24. November zusammengetreten und hatte die Verträge mit den Südstaaten genehmigt. Dann aber begab sich der Präsident des Reichstags mit einer Deputation nach Versailles. Es war derselbe Simson, der einst Friedrich Wilhelm IV. die Kaiserkrone angetragen hatte. Nun trat er vor dessen Nachfolger, um ihm den Wunsch des Reichstags zu unterbreiten, er möge durch die Annahme der deutschen Kaiserkrone dem Einigungswerk die Weihe geben. Seine Worte machten auf König Wilhelm, der ihn an der Spitze der anwesenden Fürstlichkeiten in feierlicher Weise empfing, einen tiefen Eindruck. Kaum konnte er der Rührung Herr werden. Auch Bismarck freute sich des Mannes, der ihm auf seiner Laufbahn mehrfach in den Weg getreten war und nun kam, um gewissermaßen die Sanktion seines eigenen Werkes durch die Zustimmung des deutschen Volkes zu vollziehen. Und ihn freute das „reizende Spiel des Geschickes", das den gleichen Mann ausersehen hatte, im Jahre 1849 die Kaiserkrone anzutragen und jetzt „den König zu bitten", die von den Fürsten dargebotene Krone anzunehmen. So hatten sich die Zeiten gewandelt, war die Idee des Fürstentums wieder erstarkt, vor allem durch die Treue Bismarcks, der seinen König von Babelsberg nach Versailles geführt hatte.

Der Tag war ein Lichtblick für Bismarck in dieser schweren Zeit. Wohl schweiften an Weihnachten und an Silvester seine Gedanken heimwärts. Auch ihn zog es heim, um so mehr, als man ihm die letzten Hammerschläge an dem Ausbau des Reichs außerordentlich schwer machte. Wurden doch die Bedenken gegen den Kaisertitel geflissentlich genährt. Auch Moltke wollte die Proklamation verschoben wissen bis zum Abschluß des Friedens. Und als endlich der 18. Januar, dieser „Festtag" des Hauses Hohenzollern, dazu ausersehen war, begann in letzter Stunde noch eine leidenschaftliche Debatte über den Titel selbst: ob sich der künftige Mehrer des Reichs Deutscher Kaiser

oder Kaiser von Deutschland nennen solle. Und dieser Streit um Worte dauerte bis unmittelbar vor die Feier im Spiegelsaale von Versailles.

Die Überlieferung und das Empfinden des Volkes hält das hohe Weihegefühl fest, das von dieser schlichten und doch so erhebenden Feier ausgeht. Es sieht den greisen Monarchen umgeben von den deutschen Fürsten, umrauscht von den ehrwürdigen Fahnen der siegreichen Regimenter; es hört in seiner Seele nachklingen die von Bismarck verlesene Proklamation an das deutsche Volk und die einfache, demütige Erklärung des ersten deutschen Kaisers deutscher Nation, und dann das von Großherzog Friedrich von Baden ausgebrachte Hoch auf Kaiser Wilhelm. Es fühlt heute noch den wunderbaren welthistorischen Gegensatz zwischen dieser Feier und dem Raum, in dem sie stattfand: dem Spiegelsaal, dessen Deckengemälde die Siege des Sonnenkönigs über Deutschland künden. Und es weiß: all das ist Bismarcks Werk! Aber sehen wir hinter die Kulissen, so nehmen wir die unendlichen Schwierigkeiten wahr, die der Urheber dieser Feier zu überwinden hatte, um sie zustande zu bringen. Wir sehen, wie der König zürnend in den Saal getreten und zürnend Kaiser geworden ist. War er doch drauf und dran gewesen, „in der morosen Emotion" über die Veränderung des preußischen Titels zurückzutreten und alles seinem Sohne zu übertragen. Und Bismarck hat die Proklamation verlesen „mit bleichem Gesicht und vor Erregung keuchender Brust". Es war die Spannung wegen der Proklamation, die der Großherzog von Baden in so taktvoller Weise gelöst hat. Aber als der Kaiser herabstieg von der Tribüne, da ging er achtlos vorüber an Bismarck, um den hinter ihm stehenden Generalen die Hand zu reichen, an Bismarck, der ihn durch all die Tiefen und Höhen geführt hatte, wie Virgil den Dichter der Göttlichen Komödie durch die Weiten des Inferno. Erst bei dem Festmahl hat er ihm zugetrunken — dem Kanzler des Reichs, wie er ihn damals schon nannte.

Welthistorische Augenblicke lassen sich eben nicht gestalten wie ein leichtgefügtes Stück, nicht stellen wie ein malerisches lebendes Bild. Es war ein schwerer Bau. Es war, wie Wagners Wotan von Walhall sagt: „Nicht wonnig ward sie gewonnen." Aber es klebt kein Fluch daran. Denn nicht durch List und Überlistung, sondern durch unvergleichliches Heldentum des Geistes und des Schwertes ward das Reich gebaut. In der „salle de glace" ward nichts geschaffen, was zersplittern kann, sondern was dauernder ist als Erz. Und wenn damals so manche Kassandrastimme sich erhob, das Werk durfte seinen Meister loben, und das ganze deutsche Volk hat es gesegnet. So gewinnt jener hehre Akt gerade durch das große Spiel hinter den Kulissen an menschlicher Bedeutung und an weltgeschichtlicher Größe. Wir sehen das Ringen des Meisters um seine Schöpfung, den Kampf dafür, bis er sie endlich in

Sicherheit geborgen hat. Wie die Tragik eines Künstlerloses sieht sich das Ganze an. Aber die Tragik haftet nicht an dem Werk: es ist vollendet und hat sich glänzend bewährt. Und die Maße seines Schöpfers wachsen ins Ungemeine. Einst als Bräutigam hatte er an Johanna geschrieben: „Das irdisch Imponierende und Ergreifende, was mit menschlichen Mitteln dargestellt werden kann, steht immer in Verwandtschaft mit dem gefallenen Engel, der schön ist, aber ohne Frieden; groß in seinen Plänen und Anstrengungen, aber ohne Gelingen, stolz und traurig." Es ist, als ob sich diese Worte an ihm selbst erwahrt hätten; aber auch die Erlösung wurde ihm zuteil durch die eigene Tat.

Indessen war auch diese nur ein Teil des Ganzen. Denn noch andere Aufgaben galt es zu lösen: vor allem den Frieden unter Dach und Fach zu bringen. Seit Jules Favres erstem Erscheinen hatten ja die Versuche nie völlig geruht. Auch die Kaiserlichen hatten bis zum Fall von Metz und der Kapitulation der Bazaineschen Armee sich bemüht, durch einen billigen Frieden das Kaiserreich zu retten. Die Kaiserin Eugenie griff selbst tatkräftig ein, und Bismarck hat sich längere Zeit die Möglichkeit offen gehalten, Napoleon oder dessen Sohn gegen die widerspenstige Republik auszuspielen. Aber immer deutlicher zeigte es sich, daß für das Herrscherhaus alles verloren war und der Friede nur mit den neuen Machthabern geschlossen werden konnte. Diese selbst glaubten noch immer an die Rettung Frankreichs, vielleicht weniger durch den Umschwung des Kriegsglücks als das Eingreifen der Neutralen, und zu diesem Zweck steigerten sie den Widerstand. Vor allem sollte die Hauptstadt bis zum äußersten verteidigt werden, die man ja für uneinnehmbar hielt. Freilich die Übergabe von Metz hat diesen Glauben grausam erschüttert. Und nun erschien Thiers in Versailles, um wegen des Waffenstillstandes zu unterhandeln, den Frankreich für die Wahlen zur Nationalvertretung brauchte. Bismarck kam ihm aufs weiteste entgegen, schon um der neuen Regierung die für den Frieden notwendige Autorität zu verschaffen. So war er bereit, ihn auf Grund des militärisch Erreichten zu bewilligen. Aber damit war Thiers nicht zufrieden. Er forderte Freigabe der Zufuhr für Paris, also eine Bedingung, die die Deutschen um einen guten Teil ihrer bisherigen Erfolge gebracht hätte. So verliefen die Verhandlungen ergebnislos.

Inzwischen war Gambetta durch kühnen Ballonflug aus Paris entkommen und hatte sich an die Spitze der nationalen Verteidigung gestellt. In genialer Weise machte er die ungemeinen Kräfte Frankreichs mobil. In kürzester Zeit erstanden Armeen, die den Deutschen aufs neue blutige Arbeit gaben. Die gemeinsame Parole für diese neuen Streitkräfte war der Entsatz von Paris. Dagegen aber gab es ein sicheres Mittel: den Fall von Paris, der nach Bismarcks Meinung nur durch umfassende Beschießung herbeigeführt beziehungs-

weise beschleunigt werden konnte. Er war ja im Anfang gegen die Belagerung der gewaltigen Hauptstadt gewesen, aber jetzt, wo nicht bloß die Nachrichten von den Rüstungen eintrafen, sondern die neu geschaffenen Armeen selbst sich in sehr unliebsamer Weise bemerkbar machten, drang er immer energischer auf Erfüllung seines Vorschlags, während ihn der Generalstab, Moltke und Blumenthal voran, mit aller Entschiedenheit verwarf. Nur Roon teilte Bismarcks Meinung und hat sie auch mit seiner ganzen Persönlichkeit vertreten. Aber zu den militärischen Gründen kamen bei Bismarck sehr gewichtige politischer Natur. Um so mehr empörte es ihn, zu sehen, wie sich beim König frauliche Einflüsse geltend zu machen begannen. Die Königin Viktoria wußte durch ihre Tochter das edle Herz des greisen Fürsten für den in England mit großer Salbung betriebenen humanitären Gedanken, das „Mekka der Zivilisation" vor der Beschießung zu schützen, zu gewinnen und seine Abneigung gegen die gewaltsame Eroberung der feindlichen Hauptstadt zu steigern. Dadurch aber wurde nicht bloß die Widerstandskraft Frankreichs, sondern auch die Stellung der Neutralen, die nichts lieber getan hätten als den siegreichen Deutschen in den Arm zu fallen, in bedenklicher Weise verstärkt. Er hatte schon mit wachsender Sorge „die Verzettelung des Heeres von Tours bis Lille, die übereilte Verbeißung, dann schläfrige Kriegführung vor Paris" beobachtet und sehr scharf beurteilt. Er hätte große entscheidende Erfolge gebraucht. So kam es zu heftigen Auseinandersetzungen mit Manteuffel und selbst mit Moltke, bis schließlich Roon am 27. November vom König den Befehl zur Beschießung erwirkte. Freilich waren kostbare Wochen versäumt, und erst am 27. Dezember war alles so weit bereit, daß am 5. Januar das Feuer von Süden her beginnen konnte. Bismarck und Roon hatten durch die Berliner Presse, vor allem den „Kladderadatsch", die mit äußerster Schärfe gegen die verderblichen englischen Einflüsse vorgingen, erwünschte Unterstützung erhalten. Indessen rechtfertigte die Beschießung sofort vollkommen die Bismarckische Anschauung. Bereits am 12. Januar gab Jules Favre in einem Rundschreiben ein erschütterndes Bild von der vernichtenden Wirkung der deutschen Geschosse. Und als am 19. Januar der großartig ausgeführte Ausfall des Generals Trochu im deutschen Feuer zusammenbrach und die Beschießung auch von Saint Denis her einsetzte, da war der Widerstand der hungernden Hauptstadt gebrochen. Die eiserne Hungerkur, wie Roon mit grimmigem Humor meinte, hatte das Ihrige getan.

Am 23. Januar ließ sich Jules Favre wieder in Versailles melden. Auch seine Illusionen waren zusammengebrochen. Er hatte mehr als alle seine Kollegen auf den rettenden Beistand des Auslands gerechnet und gehofft, in London die Stelle zu finden, von der aus er den diplomatischen Schlag gegen Bismarck führen könnte. Dort war in der Tat ein Kongreß

zusammengetreten, den freilich der Bundeskanzler selbst herbeigeführt hatte, aus dessen Schoß aber jeden Augenblick der von den Neutralen so lange schon gehegte Gedanke der Vermittlung hervorgehen konnte. Aber Bismarck hatte gerade hier seine unvergleichliche Staatskunst glänzend bewährt und den Beratungen die ihm genehme Richtung gegeben, mit bewußtem Entgegenkommen gegen Rußland, das, den Augenblick nützend, sich der Fesseln des Pariser Friedens von 1856 entledigen und die freie Bewegung auf dem Schwarzen Meere gewinnen wollte. Das sollte in London zur Sprache kommen, und Lord Russell, der in Versailles mit Bismarck die nötigen Verabredungen traf, hatte auch die Pariser Regierung dazu eingeladen. Jules Favre war gewillt, nach London zu gehen, „um die Prinzipien zu verteidigen, welche die Unabhängigkeit und Würde Frankreichs sicherstellen konnten". Das durfte nicht sein. Bismarck weigerte ihm den Passierschein. Doch damit begnügte er sich nicht. Der französische Diplomat sollte sein Fernbleiben nicht als Zwang, sondern als Pflicht empfinden. Und so legte er ihm dar, daß ihn Aufgaben in Paris zurückhielten, die ihm nicht erlaubten, an einer so fernliegenden Sache wie einer Konferenz über das Schwarze Meer teilzunehmen. Und Jules Favre empfand die innere Wahrheit dieser starken Mahnung und dankte Bismarck sogar dafür. Aber wenn er wähnte, er könne jetzt die Verhandlungen von Ferrières einfach wieder aufnehmen, wo er sie abgebrochen hatte, so öffnete ihm Bismarck die Augen über die völlig gewandelte Lage. Da schwand in Jules Favre die letzte Hoffnung. Noch in der Nacht konnte Bismarck den König aufsuchen, um die Erlaubnis zum Beginn der Verhandlungen einzuholen, die er nun mit großem Geschick zum Ziele führte. Er zeigte sich auch hier in seiner großzügigen Art. Fest und sicher hielt er an dem Wichtigen fest, während er im übrigen dem besiegten Gegner in würdiger, ja wohlwollender Weise entgegenkam. So wurde am 28. Januar der Vertrag unterzeichnet: Paris kapitulierte, der Waffenstillstand wurde geschlossen, die Wahlen zur Nationalversammlung begannen. Das französische Volk hatte dazu völlige Freiheit, ja Bismarck hat sie sogar vor den Übergriffen Gambettas geschützt. Denn dieser wollte die Kaisertreuen von der Wahl ausschließen. Doch der Kanzler des Deutschen Reiches trat ihm entgegen und hat den letzten Friedensfeind gestürzt. Er mußte es tun, wollte er zum Ziel gelangen. So siegte die Friedenspartei in Bordeaux, und an Stelle des hartnäckigen Gegners wurde am 17. Februar Thiers zum Haupt der vollziehenden Gewalt der französischen Republik gewählt. Seine erste Aufgabe sollte der Abschluß des Friedens sein. So eilte er sofort nach Versailles und meldete sich zuerst beim Kaiser, dann bei Bismarck. Er gedachte bei jenem größere Milde zu finden als bei dem eisernen Kanzler. Doch auch dieser kam

ihm freundlich entgegen. Der letzte Vertreter des ancien régime behagte ihm sichtlich. „Mein kleiner Freund Thiers", schreibt er über ihn an die Gattin, „ist sehr geistreich und liebenswürdig, aber kein Geschäftsmann für mündliche Unterhandlungen; der Gedankenschaum quillt aus ihm wie aus einer geöffneten Flasche und ermüdet die Geduld, weil er hindert, zu dem trinkbaren Stoffe zu gelangen, auf den es ankommt. Dabei ist er ein kleiner, braver Kerl, weißhaarig, achtbar und liebenswürdig, gute alte französische Formen, und es wurde mir sehr schwer, so hart gegen ihn zu sein, wie ich mußte. Das wußten die Bösewichter, und deshalb haben sie ihn vorgeschoben." In der Tat galt es, ihm jede Hoffnung auf einen bequemen Frieden, aber auch auf die Vermittlung von Europa, mit der er drohen wollte, zu nehmen. Bismarck schnitt solche Ideen mit den kurzen Worten ab: „Sprechen Sie mir von Europa, so spreche ich Ihnen von Napoleon." Und er wies ihn auf das Plebiszit hin, das noch vor kurzem dessen Stellung als unerschütterlich hatte erscheinen lassen, auf die Stimmung bei Bauer und Soldat, zumal in der Garde. Es brauchten bloß hunderttausend von den Gefangenen bewaffnet über den Rhein zurückzukommen, so wäre Frankreich schnell wieder sein. So kam er langsam weiter. Am 23. gestand Thiers Metz und Straßburg zu. Bei der Milliardenforderung aber entschlüpfte dem Alten das heftige Wort: „Mais c'est une indignité!" Sofort begann Bismarck deutsch zu sprechen, indem er erklärte, zu wenig Französisch zu können, um Thiers' letzte Worte zu verstehen. Dieser beherzigte die Lehre. Bismarck hatte sich übrigens über die finanzielle Entschädigungsfrage mit einer Reihe von Finanzmännern besprochen und darnach seine Forderungen eingerichtet. Am Abend des 25. war er am Ziel. Er diktierte Lothar Bucher den Vertrag, der noch in der Nacht von Graf Hatzfeld übersetzt wurde. Am folgenden Morgen überbrachte er die Urkunde dem König, der sie sofort genehmigte. Nachmittags erfolgte die Unterzeichnung durch Thiers und Favre.

Wenige Stunden vorher war Lord Russell im Hauptquartier eingetroffen, um im Auftrag des Lord Granville gegen die Höhe der Entschädigung Vorstellung zu erheben. Bismarck ließ ihm sagen, er könne ihn jetzt nicht empfangen, da er mit den Vertretern Frankreichs beschäftigt sei. Und als er ihn vorließ, war der Vorfriede unterzeichnet. Der Lord war zu spät gekommen. Auch die Nationalversammlung beeilte sich, den Vertrag so schnell wie möglich zu ratifizieren, um den Aufenthalt der deutschen Truppen in Paris tunlichst abzukürzen. Dieser Zweck wurde erreicht, aber den Eindruck des Einzuges haben sie dadurch nicht zu mindern vermocht. Frau Johanna hatte davor schwer gebangt. In ihren täglichen Briefen — während des ganzen Feldzugs hat sie dem Gemahl Tag für Tag einen Gruß gesandt, wohl wissend, welche Beruhigung ihm diese Briefe brachten — spiegelte sich ihre Sorge wider.

Phot. Strumper & Co., Hamburg.

Bismarck in seinem Arbeitszimmer (Friedrichsruh).

Phot. Strumper & Co., Hamburg.

Bismarck mit seinen Hunden (Friedrichsruh).

Aber er ließ sich nicht abhalten, mit General Gordon von der Parade in Longchamps weg durch die Porte Maillot in Paris einzureiten. Er wurde überall erkannt, wohl auch von Gassenjungen ausgepfiffen. „Von Attentätern aber keine Spur!“ Er ritt sogar mit dem jungen Grafen v. Wartensleben allein zurück.

Dann aber drängte es ihn nach Hause. Er hatte gehofft, der harrenden Gattin ihre beiden „blauen Jungen“ sogleich mitbringen zu können. Durfte er doch Bill und auch den endlich genesenen Grafen Herbert bei seiner Rückkehr nach Frankreich in Versailles begrüßen. Letzterer hatte am 5. Februar das Eiserne Kreuz noch nachträglich erhalten, sehr zur Befriedigung des Vaters, der darüber nach Hause schrieb: „Endlich doch; verdient hatte er's im August, aber die Hofluft, in der sie wachsen, fehlte ihm im Lazarett.“ Diese Hofluft hatte er selbst zu spüren vermeint, als er den Kampf wegen der Beschießung führte. Da hat er wohl geklagt: „Wenn man zu lange Minister ist und dabei nach Gottes Fügung Erfolge hat, so fühlt man deutlich, wie der kalte Sumpf von Mißgunst und Haß einem allmählich höher und höher ans Herz steigt; man gewinnt keine neuen Freunde, die alten sterben oder treten in verstimmter Bescheidenheit zurück, und die Kälte von oben wächst, wie das die Naturgeschichte der Fürsten, auch der besten, so mit sich bringt; alle Zuneigungen aber bedürfen der Gegenseitigkeit, wenn sie dauern sollen. Kurz, mich friert, geistig, und ich sehne mich bei Dir zu sein und mit Dir in Einsamkeit auf dem Lande. Dieses Hofleben erträgt kein gesundes Herz auf die Dauer.“ Und so war die Sehnsucht nach Hause gewachsen. Er schickt der Gattin die ersten Schneeglöckchen, die er findet, als Boten voraus. Aber je näher der Augenblick des Wiedersehens kam, um so mehr schwanden die trüben Gedanken. Er sah den Erfolg, er fühlte, wie im Herzen seines Königs die alte Güte lebte und durch neue Dankespflicht gesteigert wurde. Und schon schlugen die Wellen der Begeisterung, die sein Werk in Deutschland geweckt hatte, über den Rhein herüber. Die ließ sich nicht zügeln und halten. Es war doch alles das Werk des „großen Zauberers“, wie Roon ihn jetzt nannte, des einst bestgehaßten Deutschen. Er sah mit Freude, wie alles ihn zu ehren und zu erfreuen suchte und die Dankbarkeit zu erweisen. Aber sein Herz war „voll demütigen Dankes“ vor dem Gott, dessen Werkzeug er sich dünkte. Und bescheiden, den Triumphzug des heimkehrenden Kaisers nicht zu stören, aber auch der Sehnsucht voll, eilte er, so rasch es ging, nach Berlin zurück. Doch der Begeisterung, die ihn überall begrüßte und feierte, vermochte er sich nicht zu entziehen. Am Morgen des 9. März war er daheim. Und schon harrte seiner neue Arbeit. Das Reich war gegründet. Der Ausbau begann.

Als Napoleon auf Sankt Helena die Summe seines Lebens zog, da meinte er wohl, daß nicht seine kriegerischen Taten, sondern seine Friedens-

werke ihm die Unsterblichkeit sicherten. Die Siege seien durch Leipzig und Waterloo verdunkelt, aber sein Bürgerliches Gesetzbuch werde dauern. Auch bei Bismarck würde seine innere Politik vollauf genügen für seinen bleibenden Ruhm. König Wilhelm war doch auf einer sicheren Spur, wenn er ihn zum Minister des Innern ernennen wollte. Freilich wäre dabei nur ein Teil seines Geistes zur Entfaltung gekommen. Er hätte nicht die richtige Grundlage für sein Wirken gefunden. Für ihn war das Ziel die Größe Preußens, die ohne Deutsches Reich nicht zu denken war, und für diese mußten alle Kräfte eingesetzt werden. Dem mächtigen Bau aber mußte auch die innere Ausgestaltung entsprechen. Das machte ihn zum Gesetzgeber und Wirtschaftspolitiker. Von daher, nicht aus den Ressorts heraus, liefen die Richtlinien seiner inneren Politik. Galten doch die Grundsätze, die er einst in Frankfurt als die besten Helferinnen der deutschen Politik Preußens aufgestellt hatte, jetzt mehr denn je. Ein Volk, das gerade durch die Verschiedenheit von Gesetz und Recht, von Maß und Münze, vielfach selbst von Brauch und Sitte zerspalten war und ein buntfarbiges Bild bot, bedurfte eines besonderen Kittes. Wenn er daher auf die politische Zentralisation mit Rücksicht auf die Dynastien und die mit ihnen verknüpfte Eigenart der Stämme verzichtet hatte, so mußte sie doch in allen wichtigen Zweigen des öffentlichen Lebens durchgeführt werden. Aber auch da galt es kein Zögern, galt es die Sternenstunde des deutschen Volkes, das will sagen, die durch Krieg und Sieg geschaffene und genährte Glut der nationalen Begeisterung zu nützen. Er fürchtete auch jetzt, daß die Nacht kommen möchte, da niemand wirken kann. Dann trat die Erschlaffung ein, und sein Bau blieb ein Torso. Darum gönnte er sich selbst keinen Tag Ruhe. Er wußte, was auf dem Spiele stand. Und so traf er mit sicherer und rascher Hand die Vorbereitungen für Bundesrat und Reichstag. Er war nicht bloß der Gründer des Reichs, sondern mit vollem Bewußtsein sein erster Kanzler. Und wie für die äußere Politik, so trieb ihn auch für die innere Vorsicht und Sorge zur Eile. Lag doch noch alles in den Anfängen. Die Grundgesetze des Reichs waren gleichsam nur mit Bleistift skizziert und mußten mit unvergänglicher Tinte nachgefahren werden. Man durfte auch jetzt nicht große, weitsichtige Pläne hegen, nach eitlen Fernen schweifen, sondern mußte dieses neue Reich der Mitte so härten, daß es nicht bloß eine „passagere Feldbefestigung" blieb, sondern für den Wechsel der Zeiten eherne Dauer gewann. Es hatte sich als stark erwiesen. Es mußte noch stärker werden. Es hatte die Mittel zu dem Kriege durch eigene Kraft aufgebracht, jetzt mußte es reich werden. Deshalb hatte er die für damalige Begriffe ungeheure Summe von fünf Milliarden als Kriegsentschädigung gefordert. Das junge Reich durfte nicht mit finanziellen Nöten

sein Dasein beginnen, sonst hätte sich die jammervolle Misere der alten Zeit erneut. Was er daher den deutschen Verhältnissen geben mußte, das war die Großzügigkeit. Jener Konflikt, wie er ihn für die verhältnismäßig geringen Kosten der Militärreform durchgefochten, hatte doch, von der Machtfrage abgesehen, das Bild äußerster Armseligkeit geboten. Es durfte nicht wieder in Erscheinung treten. So kam er zurück, um den staatlichen Rädern einen bisher selbst nicht in Preußen, geschweige denn in den übrigen Bundesstaaten vorhandenen Schwung zu geben. Nicht in äußeren Dingen, im Glanz der Krone, in der Repräsentation, obschon er auch für deren Erhöhung sorgte, sondern im ganzen Staatsleben sollte sich die Größe erweisen, die dieses Reiches einzig würdig war. Die Verfassung selbst machte ihm freilich nicht viel Mühe. Was er in Putbus für den Norddeutschen Bund geschaffen hatte, das war weitmaschig genug, daß er es als festes Kettenhemd über das neue Deutschland ziehen konnte. Doktrinäre Engherzigkeit hatte er nicht zu Wort kommen lassen: das trug jetzt seine goldenen Früchte. Es war alles so einfach. Aber darin gerade lag die Größe des Werkes und sein Segen. Juristische und staatsrechtliche Streitfragen schaltete er von Anfang an aus. Und so kam es, daß nicht der Name die Sache, sondern die Sache den Namen forderte. Das tat der Verfassungsentwurf in seinen Eingangsworten feierlich kund: „Seine Majestät der König von Preußen im Namen des Norddeutschen Bundes“ — und die übrigen Bundesfürsten — „schließen einen ewigen Bund.“ „Dieser Bund wird den Namen Deutsches Reich führen.“ Das hat er dann selbst mit seiner ersten Rede im neuen Reichstag, als die Frage „Bund oder Reich“ zur Erörterung stand, in klarer und bestimmter Weise dargetan.

Dieser erste Reichstag war am 21. März von dem wenige Tage vorher unter begeistertem Jubel des Volkes heimgekehrten Kaiser in feierlicher Weise eröffnet worden. Die Größe dieser Feier aber lag in der Tat selbst, in dem eigenen Schwergewicht, in der Weihe, die ihr die Persönlichkeiten des Kaisers und des Kanzlers gaben. Es war ein liebenswürdiges, romantisches Spiel, wenn der greise Kriegsherr dabei auf jenem alten marmornen Kaiserstuhl thronen mußte, den der Kronprinz in seiner hellen Freude an der erneuten Kaiserherrlichkeit aus der Pfalz von Gelnhausen hatte nach Berlin bringen lassen. Das Genie läßt das Neue aus dem Alten erstehen und hält es fest, die Epigonen pflegen, wenn auch in sinniger Weise, die Analogie. Für Bismarck war es ein Beginn, keine Fortsetzung, was hier sich vollzog.

Aber der alte, eiserne Märker und der Kanzler des neuen Reichs sprachen aus ihm, da er den Vorstoß der polnischen Abgeordneten, Posen und Westpreußen als ehemalige polnische Landesteile von der Kompetenz des Reichstags auszuschließen, zurückwies. Mit wohlgezielter Schärfe deutete er auf

jenes furchtbare „Blutgericht von Thorn“ im Jahre 1724 hin, durch das die polnischen Herrscher den Deutschen mit blutiger Schrift bewiesen haben, wie sie nationale Sonderbestrebungen zu behandeln gewohnt waren. Das war um so bedeutungsvoller, als dem Reichstag alsbald der Gesetzentwurf über die Vereinigung von Elsaß und Lothringen mit dem Deutschen Reiche vorgelegt wurde, denen der Ehrenname der „Reichslande“ zuteil werden sollte.

Bismarck hatte die Erwerbung Feind und Freund zum Trotz in diesem Sinne gestaltet. Er wollte vermeiden, daß Preußen durch diese neuen Eroberungen einen von dem deutschen Süden drückend empfundenen Zuwachs erfahre, aber ebenso, daß durch die Erfüllung der bayrischen Wünsche nach der badischen Pfalz Unzufriedenheit unter den Reichsständen geweckt werde. Er gab dem neuen Reiche selbst ein Angebinde in diesem gottgesegneten Landstrich, der vielleicht besser in unmittelbare preußische Zucht genommen worden wäre. So war es eine Neutralisierung nach innen, eine Stärkung des Reiches nach außen. Denn die Sorge für die Sicherheit des Reiches, vor allem des deutschen Südens, hatte ihn veranlaßt, die eiserne Hand auf diese Gebiete zu legen. Ihr Besitz, vor allem „die vorgeschobene Bastion Straßburg“, hatte Frankreich ja die überlegene Stellung gegeben, die für dieses an sich schon voller Versuchung, für Deutschland voller Bedrohung war. Dem jahrhundertelangen Spiel mußte ein Ende gemacht werden. Die vom Kaiser in der Thronrede gegebene Verheißung, ein zuverlässiger Bürge des europäischen Friedens zu sein, konnte nur auf diese Weise Erfüllung finden. Darum durfte, wie Bismarck in seiner herrlichen Rede am 2. Mai ausführte, von einer Neutralisierung oder Schleifung der Festungen Metz und Straßburg nicht die Rede sein. Die ganzen Verhältnisse waren „abnorm“; sie mußten abnorm sein — wie die Aufgabe war. Er wollte freilich zunächst nichts durchaus Bleibendes schaffen. Denn in der Seltsamkeit der Lage sah er die Mahnung, den Fernblick des scharfsichtigen Politikers in menschlichen Dingen nicht zu überschätzen und vorläufig der Schwerkraft der Ereignisse ihre Wirkung zu lassen.

An diese selbst mahnte damals die Entwicklung der Dinge in Paris. Dort hatte mit dem Aufstande der Kommune gleichsam der Krieg aller gegen alle begonnen und die Erfüllung der vertraglichen Verpflichtungen gegen Deutschland, vor allem der finanziellen, aufgehalten. Bismarck brachte, um diese Stockungen auszugleichen, beim Reichstag eine weitere Kriegsanleihe von hundertzwanzig Millionen Talern ein, die auch glatt genehmigt wurde, beobachtete aber die Dinge in Frankreich sehr scharf. Er half, soweit es anging, der rechtmäßigen Regierung, der Kommune Meister zu werden, traf aber auch alle Maßregeln zur Sicherheit, zunächst unter Vermeidung jeglicher Einmischung in die inneren Verhältnisse Frankreichs. Freilich waren dadurch auch die Friedensverhandlungen in Brüssel in ein sehr langsames Tempo

geraten, so daß sich Bismarck veranlaßt sah, wieder selbst Hand anzulegen. Es sollte eben nicht sein, daß andere vollendeten, was er begonnen, selbst wenn es in den Grundlinien schon völlig festgelegt war. So ging er denn mit den Grafen Hatzfeld und Wartensleben, sowie seinem Lothar Bucher nach Frankfurt und lud Jules Favre ein, von Brüssel dahin zu kommen. Er hatte ihn nicht in Zweifel gelassen, daß er nicht gewillt war, solchen den Friedenspräliminarien zuwiderlaufenden Zuständen gegenüber untätig zu bleiben. Er forderte Bürgschaften, bei deren Verweigerung er sich das Recht vorbehielt, seinerseits gegen die unregelmäßigen, augenblicklich in Paris herrschenden Verhältnisse Schritte zu tun. Diese Drohung galt weniger Jules Favre als der französischen Regierung und insbesondere der Nationalversammlung.

Im übrigen war die Lage wirklich sehr ernst. Deutschland stand nahe vor der Notwendigkeit, die Feindseligkeiten wieder zu beginnen. Er hatte auch gar nicht gehofft, jetzt schon oder wenigstens so schnell zum Ziel zu gelangen. Um so mehr war er erfreut, als er beim Erscheinen der französischen Unterhändler die Möglichkeit eines raschen Abschlusses erkannte, und um so mehr bestrebte er sich, alle Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen. So zeigte er in der Frage des Handelsvertrags weitgehendes Entgegenkommen und gestand Favre gerne das Recht der Meistbegünstigung zu. Er wollte in diesen Dingen, die für das spätere friedliche Nebeneinander so außerordentlich wichtig waren, nicht den Sieger herauskehren und so das Nationalgefühl verletzen. Das Wichtigste aber war die Grenzfrage, in der jetzt die letzte Entscheidung fiel. Bismarck hielt sich dabei an die Anschauungen der Generale, die den Besitz von Metz unverhältnismäßig höher als den von Belfort einschätzten. Statt dieses Platzes, dessen Bedeutung im Lauf der Jahre immer stärker hervortrat, tauschte er die deutschsprechenden Gegenden von Thionville ein. Er konnte aufatmen, als nach dreitägigen, tief in die Nacht hinein dauernden Beratungen am 10. Mai nachmittags halb fünf Uhr im „Gasthof zum Schwanen“ die Friedensurkunde unterzeichnet wurde. Die französische Nationalversammlung genehmigte schon am 19. Mai den Vertrag, so daß bereits am 22. in Frankfurt die Ratifikation vollzogen werden konnte.

Freilich dauerte es noch geraume Zeit, bis in Paris die Ruhe hergestellt werden konnte. Noch während des Siegeseinzugs der deutschen Truppen in Berlin hat Bismarck im Sattel eine Depesche an den Kommandanten der deutschen Vorposten vor Paris geschrieben, die befahl, bei weiterem Vordringen der Franzosen sie sofort anzugreifen.

Dieser Siegeseinzug in der strahlenden Sonne des 16. Juni war der freudige Abschluß dieser großen Zeit. Wieder ritt er mit Kaiser Wilhelms Paladinen in dessen unmittelbarer Nähe, und der Jubel, die Ergriffenheit

der Menge galt neben dem kaiserlichen Waffenherrn am meisten ihm. Es war eine frohe, helle Zeit, in die nur der drohende Kulturkampf seine ersten Schatten warf. Sonst schien alles eitel Sonne. Das deutsche Volk drängte sich, Bismarck liebevolle Beweise seiner Verehrung zu geben. Ebenso wollte der König den Dank, den er in tiefster Seele empfand, auch in äußerlichen Ehren kund tun. Schon am Tage der Reichstagseröffnung erhob er ihn in den erblichen Fürstenstand, dem er am 20. September durch die Schenkung der lauenburgischen Domäne Schwarzenbeck gewissermaßen die territoriale Grundlage gab. Zu dieser hat Bismarck später das Gut Friedrichsruh hinzugekauft. Es war das Heim im Sachsenwald, wo dann das große Leben ausgeklungen ist. Er selbst hat freilich das Seinige dazu getan, durch eine Reihe von Gesetzen die Wunden des Krieges zu heilen und die Segnungen des Friedens über jene auszugießen, die den Sieg hatten erkämpfen helfen oder wenigstens am meisten gelitten hatten. Er ließ es sich auch nicht nehmen, dem Komponisten der „Wacht am Rhein", Karl Wilhelm, eine Dotation zu verschaffen und ihm persönlich den Dank auszusprechen für die Volksweise, „welche daheim wie im Felde dem nationalen Gemeingefühle zum Ausdruck gedient hat".

So spürte er die Ermüdung kaum, obwohl die Leistungen des letzten Jahres fast übermenschliche waren. Und jetzt am Ziel trat das ursprüngliche Empfinden wieder mit aller Kraft hervor: es war doch der Markgraf von Brandenburg gewesen, dessen Roß er am Zaum geführt hatte bis zu den Höhen des deutschen Kaisertums. Mit Recht konnte Roon, der aus langem Urlaub nach Berlin zurückgekehrt war, über ihn an den gemeinsamen Freund Blanckenburg schreiben: „Ich fand ihn sehr vergnügt und voll heiligen Eifers des Dienstes, gegen mich persönlich zutraulicher und herzlicher denn je, aber vor allem doch ganz kurbrandenburgischer Vasall, voll Hingebung und Verehrung."

Aber zu Anfang Juli zog es ihn nach Varzin. Nun war er wieder ganz der Landedelmann — wie der römische Diktator, den man vom Pfluge weggeholt hatte und der nach erfochtenem Siege wieder dahin zurückgekehrt war. Er freute sich an Park und Forst, vor allem an dem Grünen und Sprossen der eigenen Pflanzungen. So sagte er zu Keudell, als er mit ihm an einer neu angelegten Schonung vorbeiritt: „Wenn meine politischen Taten längst vergessen sind, wird diese Pflanzung beweisen, daß ich gelebt habe."

Die Politik aber ließ ihm keine Ruhe! Er wußte den Kaiser in Gastein, wo sich zugleich Graf Beust zur Kur aufhielt. Eine Begegnung mit dem österreichischen Monarchen stand bevor. Er wollte dabei sein. Der Vorwand war leicht gefunden. Feldmarschall Manteuffel hatte mit dem französischen Finanzminister Pouyer-Quertier wegen der Kontributionszahlungen ein unbefugtes und bedenkliches Abkommen geschlossen. Solche Kompetenzüber-

schreitungen ärgerten ihn. Sie störten seine Kreise, verdarben ihm die Arbeitsfreude. So beschloß er, sofort nach Berlin und nach Besprechung mit den Kollegen nach Gastein zu gehen, um dem Kaiser den Fall persönlich vorzutragen und ihm nahezulegen, durch rasche Besetzung des Pariser Botschafterpostens solchen Vorkommnissen vorzubeugen. Gattin und Tochter reisten mit. Sie sollten sich zur Kur nach Reichenhall begeben. Der Fall Manteuffel war rasch erledigt, der Kaiser verweigerte die Ratifikation. Aber Bismarck war nun da und konnte zu Beust in nähere Beziehungen treten. Sie hatten schon vorher freundliche Briefe getauscht. Doch jetzt galt es ernstere Arbeit.

Wenn in den letzten Monaten die äußere Politik scheinbar geruht hatte, so beschäftigte sie ihn doch in hohem Maße. Es galt, das Reich auch nach außen hin völlig sicherzustellen. Die drei letzten Kriege hatte er für unvermeidlich gehalten, und er hat sie deshalb auch zur rechten Zeit geführt. Jetzt wollte er den Frieden. Der Feind war geschlagen. Aber daß er auf Rache sann, war selbstverständlich. Und Bismarck hatte ihn an der Ostgrenze geschwächt, um ihm die Möglichkeit zu erschweren. Wenn er den Krieg aber dennoch wagte, dann sollte Deutschland die feste und sichere Grenze haben. Indes auf sich allein gestellt, das glaubte Bismarck, würde Frankreich es kaum wagen, gegen Deutschland das Schwert zu ziehen. Aber wenn es Genossen gewann? Wenn in Rußland neben den Intrigen und Eifersüchteleien des Fürsten Gortschakow jene antideutschen Tendenzen des Panslawismus Macht gewannen, gegen dessen erste drohende Spuren er schon in seiner Petersburger Zeit die warnende Stimme erhoben und den Bund mit Rußland gegen Rußland, das will sagen, die Pflege der Freundschaft mit dem Zaren gegen diese Unterströmungen als Hauptaufgabe des Zollernkönigs hingestellt hatte: dann war der Weg von Paris nach Petersburg leicht zu finden, und den beiden konnte es nicht schwer fallen, auch Österreich in den Bund hineinzuziehen. Dann war die Gefahr da und vielleicht auch die Katastrophe. Dem war nur vorzubeugen durch den Bund Deutschlands mit den Kaiserstaaten. Seine bisherige Politik hatte dafür nicht Raum gehabt. Er vermochte sie nur durchzuführen ohne sie, ja gegen die österreichische Macht. Jetzt aber mußte er sie an sich binden, um Frankreich den Weg zu wehren. Es durfte gar nicht an das Tor der Hofburg und des Schlosses an der Newa klopfen, ehe es ihm nicht selbst aufgetan war. So hat er schon während des Krieges an die Wiederherstellung des Bündnisses mit den Ostmächten gedacht. Und der gleiche Wunsch trieb ihn jetzt nach Gastein. Denn über Rußland war er vorläufig ganz beruhigt. Er hatte durch seine Haltung in der Schwarzen-Meer-Frage, die vor allem infolge seiner Bemühungen in London eine so günstige Wendung genommen hatte, sich den Zaren verpflichtet. Schon Anfang Juni war Gortschakow nach Berlin gekommen, und

Bismarck hatte lange und erfreuliche Unterredungen mit ihm, mehrere Tage später auch mit dem Zaren. So hatte er alle Ursache, auch in Österreich den Boden zu sondieren. Nur daß er hier vorsichtiger auftreten mußte, um die verharschten Wunden nicht wieder aufzureißen. Aber er unterschied auch zwischen Petersburg und Wien. Das Verhältnis zu letzterem war ein anderes, natürlicheres; es galt nur, alle Hindernisse zu beseitigen, dann ergab es sich gewissermaßen von selbst. Darum war er weit davon entfernt, wenigstens schon für jetzt einen förmlichen Vertrag zu schaffen. Was er wollte, das war: gegenseitiger guter Wille, gegenseitiges Vertrauen und ganz besonders das sichere Gefühl, daß die beiderseitigen Interessen einander in keiner Weise zuwiderliefen. Beust, der uns von jenen Tagen des Zusammenseins mit Bismarck ein interessantes, aber freilich etwas buntschillerndes Bild hinterlassen, hatte ganz recht, wenn er damals meinte, man wolle in Berlin durch Wien nicht in eine feindliche Haltung gegen Rußland gezogen werden, aber man hoffe, durch das gute Verhältnis zu Österreich Rußland gegenüber eine freiere Stellung zu gewinnen. Er glaubte auch, daß diese Anschauung in die Wiener Auffassung passe wie der Schlüssel ins Schlüsselloch. Bismarck freilich war es zufrieden, den Schlüssel zu besitzen: ihn ins Schloß stecken und die Pforte öffnen, das wollte er noch nicht. Es war vielleicht auch das alte Mißtrauen gegen Beust, das ihn für jetzt noch vorsichtig machte und nicht weiter gehen ließ, obschon Beust der Wandlung der Zeitverhältnisse auch persönlich Rechnung trug, schon um seine Stellung zu behaupten, die indes, wenn sie nicht schon damals im Wanken war, kurze Zeit später unhaltbar wurde. Jedenfalls waren in den hohen Schichten der österreichischen Politik die Gegensätze zu Preußen und Deutschland im Sinken begriffen. Das zeigte sich bei der Zusammenkunft beider Kaiser in Salzburg, an der auch Bismarck teilnahm. Mit Franz Joseph hatte er eine lange Unterredung, und ihm gegenüber ging er viel weiter heraus als bei Beust. Er hat ihm sogar schon die ersten Ideen des künftigen Bundes vorgelegt und ihm gesagt, daß Österreich und Deutschland, wenn sie einig seien, gemeinschaftlich jedem Feinde, sei es Frankreich oder Rußland, gewachsen seien. Freilich fühlte er, daß der völkische Boden damals noch nicht geebnet war. Hatte er doch persönlich in Salzburg einzelne taktlose Kundgebungen erlebt. Es sollte indessen nicht lange dauern, bis auch hier die „deutsche Bekehrung“ einsetzte. Um so mehr freute er sich der Wandlung in der Gesinnung des Kaisers und noch mehr der begeisterten Stimmung, die ihm in Reichenhall und auf der Rückreise nach Berlin, auch in München, in aufrichtiger und herzlicher Weise entgegengetreten war.

Phot. Pitarg, Kissingen.

Der Fürst und Professor Erdmannsdoerffer
(als Sprecher der Badener, Pfälzer und Hessen).

Phot. Pitarg, Kissingen.

Der Fürst auf einem Morgenspaziergang.

Phot. Pitarg, Kissingen.

Der Fürst und die Vertreter der deutschen Studentenschaft.

Phot. Pitarg, Kissingen.

Der Fürst empfängt eine Abordnung der Deutschen Partei in Württemberg.

Bismarck in Kissingen.

Neue Kämpfe, neue Erfolge

Es war Bismarck indessen nicht vergönnt, den Ausbau seiner Schöpfung in Ruhe durchzuführen. Freilich auswärtige Feinde drohten nicht. Jahre dauerte es noch, bis Frankreich seine in den Lebensnerv getroffene Armee wieder hergestellt hatte. Der Angriff erfolgte von innen heraus. Nicht urplötzlich und völlig unerwartet, aber mit einer Schärfe, die Bismarck das Schlimmste fürchten ließ und zu energischer Abwehr rief. Aber es ist nun einmal so: jede große deutsche Bewegung, mag sie nun geistiger oder politischer Art sein, hat einen religiösen Einschlag, und jede Errungenschaft tritt in Wechselwirkung mit der Eigenart des deutschen Wesens, das nichts so ernst und nichts so leidenschaftlich nimmt wie die religiösen Fragen. So war auch jetzt wieder der Boden bereitet für den neuen Kampf, der aus den alten Gegensätzen entbrannte. Aber Bannerträgerin war zunächst nicht die Kirche selbst, sondern die ultramontane Partei, die innerlich gefestigt und siebenundfünfzig Köpfe stark in den neuen Reichstag eingezogen war. Ihre an sich so stattliche Zahl hätte ihr gleichwohl nicht erlaubt, schon jetzt eine bedeutende Rolle zu spielen, wenn sie nicht über eine ganze Reihe hochbedeutender Führer verfügt hätte, die mit Geschick und Geist, mit Leidenschaft und Konsequenz das verführerische Parteiprogramm vertraten und dessen bedeutsame Anziehungskraft noch erhöhten. Aus der zersprengten Regierung des beseitigten Königreichs Hannover war Windthorst an die Spitze der Partei getreten und hatte sich mit Karl v. Savigny verbunden, den Haß gegen Bismarck und gekränkte Eitelkeit in das Lager der Gegner geführt hatten. Mit Mallinckrodt, der von allen der innigste und überzeugungstreueste war, und Reichensperger bildeten diese das Vierblatt, das, man muß es ihnen lassen, bedeutend Schule gemacht hat. Aber wenn alle sich am Reiche erfreuten, so brachten sie die Feindschaft mit und bildeten den Anziehungspunkt für die Unzufriedenen aller Schattierungen, soweit sie nicht dem Rufe August Bebels und seiner sozialen Lehre folgten. Es war in dieser Form eine neue Erscheinung und immerhin ein Glück für das Reich, daß sie nicht schon früher zu voller Geschlossenheit gelangt war oder wenigstens nicht die Kraft gehabt hatte, so streitbar hervorzutreten. Bis jetzt hatte sie immerhin die deutsche Entwicklung zurückgehalten, die solchen Tendenzen in ihrer vollen Wesenheit widerstrebte. An Symptomen hatte es gleichwohl nicht gefehlt und auch nicht an warnenden Stimmen. Trotzdem hatte Bismarck das vatikanische Konzil, das das Dogmengebäude der katholischen Kirche völlig unter Dach und Fach

bringen und „mit dem Blitzableiter der Autorität versehen“ sollte, ohne sonderliche Sorge zusammentreten sehen, obwohl sich daraus, wie besonders Chlodwig v. Hohenlohe betonte, für die Staatsautorität schwere Gefahren ergeben konnten. Indes stand Bismarck dieser Bewegung keineswegs fremd gegenüber. Er hatte den Ultramontanismus schon in Frankfurt studiert und war dessen Spuren auf Schritt und Tritt begegnet. Er müßte nicht der feinnervige Politiker gewesen sein, der jede Gefahr von ferne witterte, gerade weil er durch keine Furcht und keine Ängstlichkeit in seiner Beobachtung beschränkt wurde, wenn er nicht diesen Feind der preußischen Größe sofort erkannt hätte. Aber er hatte es immer vermieden, Öl ins Feuer zu gießen. Und auch jetzt unterließ er es, auf den Gang des Konzils in irgendwelcher Form Einfluß zu suchen. Das wollte er nicht. Jede Einmischung in die römischen Dinge widerstrebte ihm. Nur wenn des Staates Sicherheit oder der Wunsch der preußischen Katholiken selbst es gefordert hätte, wäre er dazu bereit gewesen, einen starken Damm gegen die überwuchernden Bestrebungen aufzurichten und alles zu tun, die Wiederkehr der religiösen Kämpfe, die auch nach seinem Empfinden der Vergangenheit angehörten, zu verhindern.

Aber als er aus Frankreich zurückkehrte, war die religiöse Bewegung da. Das Unfehlbarkeitsdogma, das im Grunde nichts anderes war als die letzte Folgerung aus der gesamten Entwicklung des päpstlichen Autoritätsprinzips seit Gregor VII. und Bonifazius VIII., hatte gerade in ernsten Seelen des katholischen Deutschland eine leidenschaftliche Erregung hervorgerufen, die im Altkatholizismus ihren äußeren Niederschlag fand. Wovon einst Wessenberg geträumt hatte, das schien jetzt Ereignis zu werden. So war es fraglich, ja unwahrscheinlich, daß der Staat von diesen neuen Wellen der religiösen Flut unberührt blieb. Indes hatte auch die Kurie, und zwar gerade in den Tagen, da das neue Reich gegründet wurde, in Versailles angepocht. Schon im Oktober war von Rom die Anfrage ergangen, ob der Papst, falls er genötigt sein sollte, Rom zu verlassen, auf preußische Unterstützung rechnen könnte. Bismarck hatte sie zustimmend beantwortet und in diesem Sinne Schritte bei dem Florentiner Hofe getan, mit dem Zusatz, daß der König sich den norddeutschen Katholiken gegenüber zur Beteiligung an der Fürsorge für die Würde und Unabhängigkeit der katholischen Kirche verpflichtet fühle. Freilich an eine Wiederherstellung des Kirchenstaates mit preußischer Hilfe durfte er nicht denken trotz des Drängens deutscher Bischöfe. Dann war Kardinal Ledochowski persönlich erschienen und hatte gegen Erfüllung des gleichen Verlangens die päpstliche Vermittlung in Frankreich zugesagt. Diese brauchte Bismarck nicht, konnte er nicht brauchen, wie er auf die ganze ihm zugedachte Rolle nicht eingehen durfte. Aber er war bereit, dem Papste ein Asyl in

Deutschland zu bereiten. Er hätte es gar nicht ungern getan. So neu die Verhältnisse waren, die daraus entstehen mochten, der Gedanke an sich reizte ihn. Er sah darin sogar das Ende der ultramontanen Opposition. Und als diese sofort nach Eröffnung des ersten Reichstags mit unerwarteter Schärfe einsetzte, da wandte er sich mit offener Anklage gegen die Partei nach Rom. Zunächst mit vollem Erfolg. Denn Kardinalstaatssekretär Antonelli sprach in der Tat mit energischen Worten seinen Unwillen über das taktlose Vorgehen der Partei aus. Doch ohne jede Wirkung. Im Gegenteil. Bald dachte und sprach man in Rom ganz anders. Man wollte kein deutsches Asyl, man wollte Rom und wenn möglich den ganzen ehemaligen Kirchenstaat: wenn es sein mußte, mit Hilfe preußischer Bajonette. Davon konnte natürlich keine Rede sein, und so erhielt die Partei sofort wieder freie Hand. Noch mehr. Sie hatte ja schon bisher die Sache Roms geführt: jetzt bekam sie die förmliche Legitimation. Denn der Kampf hatte bereits begonnen. Die Regierung hatte gegen die Kompetenzüberschreitungen des Erzbischofs von Köln, gegen die Vorstöße des Domkapitels in Breslau und Braunsberg entschieden Stellung nehmen müssen, um in den bedrohten Untertanen die Rechte der Krone selbst zu schützen. Damit war der Feldzug eröffnet.

Wir folgen nun keineswegs all den Wendungen und Windungen dieses heißen Kampfes, der immer größeren Umfang annahm und das ganze Reich zu erschüttern drohte. Wir haben nicht den Kampf, der ausgefochten und dem, wenn er nicht völlig überwunden, doch die Schärfe genommen ist, sondern nur Bismarck als Kämpfer zu zeigen. Er hätte ihn anfangs gerne auf das diplomatische Gebiet beschränkt, wohl auch allein durch die Mittel des staatlichen Aufsichtsrechts durchgeführt. In diesem Sinne erfolgte als erster entscheidender Schlag die Aufhebung der katholischen Abteilung im Kultusministerium. Sie war ihm von je ein Dorn im Auge gewesen: drohte sie doch ein Staat im Staate zu werden. Ihr gab er vor allem die Schuld, wenn in den Provinzen Posen und Westpreußen die Polonisierung unheimliche Fortschritte machte und so weit gehen durfte, guten deutschen Ortschaften ihre Namen zu nehmen und durch polnische zu ersetzen. Aber die Maßregel erregte den ganzen Ingrimm der ultramontanen Partei, der sich ja auch die polnischen Abgeordneten angeschlossen hatten. Sie trug den Kampf ins Parlament. Da rief er denn auch das Parlament gegen sie zu Hilfe. Freilich die Konservativen versagten sich ihm. Er fand eine Stütze nur in den Liberalen, mit denen er jetzt in Bund treten mußte. Von allen Allianzen, die er geschlossen, war diese im Grunde die einzige, die versagt hat. Sie hatten mit Freude und Leidenschaft und selbst mit nationalem Schwung den Kampf „gegen die Übergriffe Roms“ aufgenommen und sind dem Kanzler auch eine Weile

geschlossen gefolgt, obschon dieser von ganz anderen Voraussetzungen ausging. Aber als die Fortschrittspartei abschwenkte und „allmählich bei den Wahlen, wie bei den Diskussionen und Abstimmungen ganz auf die Seite des Zentrums trat", wurde das anders. „Nachdem ihr die parlamentarische Stellung wichtiger geworden war als die Prinzipien, die sie früher ‚zum Kampfe gegen Rom' begeistert hatten, wurden die Fortschrittspartei und ihr Anhang aus Feinden Windthorsts zu dessen Vasallen. Durch dieses Überlaufen geriet die beste parlamentarische Stütze zuerst ins Wanken, deren die Regierung zur energischen Durchführung des Kulturkampfes bedurfte." So hat er später die Dinge angesehen. Völlig erschöpft ist damit die Reihe der Gründe, die den Kulturkampf zum Scheitern brachten, nicht. Aber sicher ist, daß er den Liberalen eine Reihe von Zugeständnissen gemacht oder wenigstens die Pfeile, die er im Kampfe verschossen, nach ihrem Sinne geschnitzt hat. So die Maigesetze, das Schulaufsichtsgesetz und manches andere. Sie tragen nicht bismarckisches Gepräge. Er konnte auch diese Gesetze nicht selbst formulieren, und so sind sie denn zum Teil etwas ressortmäßig ausgefallen, oder besser gesagt, aus dem Ressort hervorgegangen, in dem ein liberaler Mann wie Falk als Minister waltete. Sein Name steht indessen hoch in Ehren, und die Verantwortung für alles trägt nicht er, sondern Bismarck. Er führte im Grunde doch nur die Vorhut in dessen Aufmarsch. Denn dieser wollte den Kampf und wollte ihn durchführen bis zur endgültigen Niederlage der Gegner. Ein großer Gedanke war in ihm aufgestiegen, da er in der ultramontanen Partei den Feind zu erkennen vermeinte, der bei dem ersten Zusammenstoß mit dem Ausland, sei es mit einer der beiden katholischen Vormächte, die er in den zwei großen Kriegen niedergerungen hatte, sei es mit einer anderen, seinen Bau zum Einsturz bringen könnte. So ward ihm dieser Zwist zum Streite für das Reich. Er, der so tief religiöse Mann, der für seine Laufbahn der religiösen Basis bedurft hatte, konnte nicht verstehen, daß gerade in diesem Reiche der Klerus nicht national sein oder wenigstens werden könnte. Er sah eine neue Gegenreformation heraufkommen. Diese wollte er niederzwingen, noch ehe sie zur Entfaltung kam. Aber dazu war mehr nötig als ein Kulturkampf. Er hatte wohl auch ein höheres Ziel. Freilich an eine völlige Hinwendung der gesamten Nation zum Protestantismus dachte er nicht, konnte er nicht denken. Dazu war die Zeit vorüber. Denn schreitet auch die Reformation durch die Jahrhunderte weiter, so liegt doch zwischen der großen Krisis des sechzehnten Jahrhunderts und der Neuzeit die Epoche der Aufklärung, deren Quellen unsere Wiesen wässern. Aber ein nationaler Katholizismus schien ihm nicht bloß wünschenswert, sondern auch erreichbar. Er war es nicht in diesem Sinne. Erreichbar war nur ein friedliches Neben-

einander, umschlungen von dem unzerreißbaren Einigungsbande nationaler Pflicht. Er hat das später wohl selbst erkannt. Aber zunächst ließen Sturm und Drang solche Gedanken nicht aufkommen. Ihm schien es sogar eine Zeitlang unmöglich für eine starke weltliche Macht, nach dem neuen römischen Dogma zu einem Konkordat mit Rom zu gelangen, „ohne daß diese Macht bis zu einem gewissen Grade effaciert werden würde, den das Deutsche Reich wenigstens nicht annehmen kann". Und in voller Siegeszuversicht meinte er: „Nach Kanossa gehen wir nicht, weder körperlich noch geistig."

Diese historische Reminiszenz, die mehr als Schlagwort gefaßt wurde, als sie gedacht und gesprochen war, und beim Ausklingen des Streites vielfach als Maßstab für den Erfolg angewendet worden ist, kommt im Grunde nur als Ausdruck seiner Auffassung des Kampfes in Frage. Er sah in ihm tatsächlich den Zwist der alten Kaiserzeit erneut. „Der Kampf des Priestertums mit dem Königtum," hat er in seiner berühmten Rede vom 10. März 1873 ausgeführt, „der Kampf in diesem Falle des Papstes mit dem Deutschen Kaiser, wie wir ihn schon im Mittelalter gesehen haben, ist zu beurteilen wie jeder andere Kampf: er hat seine Bündnisse, seine Friedensschlüsse, seine Haltepunkte, seine Waffenstillstände." „Dieser Machtstreit unterliegt denselben Bedingungen wie jeder andere politische Kampf, und es ist eine Verschiebung der Frage, die auf den Eindruck auf vorurteilslose Leute berechnet ist, wenn man sie darstellt, als ob es sich um eine Bedrückung der Kirche handelte. Es handelt sich um Verteidigung des Staates, es handelt sich um die Abgrenzung, wie weit die Priesterherrschaft und wie weit die Königsherrschaft gehen soll, und diese Abgrenzung muß so gefunden werden, daß der Staat seinerseits dabei bestehen kann. Denn in dem Reiche dieser Welt hat er das Regiment und den Vortritt." Diese Worte hätte ebenso Barbarossas getreuer Kanzler Reinald von Dassel sprechen können. Was Bismarck aber von dem tapferen und kühnen Vorkämpfer des staufischen Kaisertums unterscheidet, das ist das stark protestantische Gefühl, das einst in den Tagen der Brautwerbung aus Schmerz und Zweifel, aus dem Ringen mit seinem Gott so kraftvoll in ihm erwacht war und das ihm fortan auf allen seinen Wegen das Geleit gegeben hatte. Und er sagte, als ihn die Gegner an frühere Äußerungen dieses starken Gottempfindens gemahnten, frei und offen: „Was in jenen meinen Äußerungen an lebendigem Bekenntnis zu dem lebendigen christlichen Glauben liegt, dazu bekenne ich mich noch heute ganz offen und scheue dieses Bekenntnis weder vor der Öffentlichkeit noch in meinem Hause an irgendeinem Tage; aber gerade dieser mein lebendiger, evangelischer christlicher Glaube legt mir die Verpflichtung auf, für das Land, wo ich geboren bin, und zu dessen Dienst mich Gott geschaffen hat, und wo ein

hohes Amt mir übertragen worden ist, dieses Amt nach allen Seiten hin zu wahren: und wenn die Fundamente des Staates von den Barrikaden und der republikanischen Seite angegriffen werden, so habe ich es für meine Pflicht gehalten, auf der Bresche zu stehen, und werden sie von Seiten angegriffen, die eher berufen waren und noch immer sind, die Fundamente des Staates zu befestigen und nicht zu erschüttern, so werden Sie mich auch da zu jeder Zeit auf der Bresche finden. Das gebietet mir das Christentum und mein Glaube!"

So tritt die Größe dieses Mannes auch in diesen inneren Kriegsjahren in unvergleichlicher Weise hervor, und weder Fehlgriffe noch Mißlingen, weder Enttäuschungen noch Verleumdungen vermögen ihr Eintrag zu tun. „Das ist der große Bismarck," schrieb der alte Jugendfreund Motley, als er ihn Ende Juli 1872 in Varzin besuchte und von der ganzen Familie mit rührender Herzlichkeit aufgenommen worden war, „der größte der jetzt lebenden Menschen und einer der größten Charaktere, die es je gegeben hat." Er fühlte sich im Geiste von „Gullivers Reisen" gleichsam in das Reich der Riesen versetzt. Er hatte das Glück, die Feier von Bismarcks silberner Hochzeit mitbegehen und sehen zu können, wie dieser geniale und doch so schlichte und bescheidene Mann mit allen seinen Kräften in der Familie wurzelte, in der Liebe und Kameradschaft Frau Johannas, wie er aber auch in seinem Gefühl zu ihr immer den Trost und die Ruhe fand. Und wenn er klagte, daß es einsam um ihn werde, daß die alten Freunde von ihm abfielen und neue sich nicht fänden: in diesem Bunde gab es keinen Wandel.

Aber freilich, jene Klage war voll berechtigt. Er hat gerade in diesen Zeiten nicht bloß Entfremdung, sondern auch Abfall von seiten der politischen Freunde erfahren, mit denen er und für die er so viel gekämpft, denen er in gewissem Sinne geistiger Führer gewesen war. Das zehrte an seiner Kraft und an seiner Gesundheit, erschütterte, das fühlte er, seine Stellung. Dabei sprach aber doch mehr der Schmerz über diese persönliche Enttäuschung als die politische Erwägung mit. Sie verließen ihn in der religiösen Frage, frondierten aber auch in einer anderen, deren Lösung zu den stolzesten und segensreichsten Taten des Fürsten gehört, in der Schaffung der neuen Kreisverfassung, die Gneist mit Recht als die ebenbürtige Fortführung des Stein-Hardenbergischen Reformwerkes bezeichnet hat. Gleichwohl hatte das Herrenhaus trotz persönlichen Eingreifens des Kaisers den Gesetzentwurf mit erschreckender Mehrheit abgelehnt. Das war mehr als Widerspruch, das war Symptom des ernsten Willens, den Kanzler unmöglich zu machen, wie sich ja wieder all die Intrigen zu regen begannen, die ihm den Aufstieg und jeden Schritt nach vorwärts erschwert hatten. Wohl bereitete Bismarck den

Photographie im Verlag der Neuen Photographischen Gesellschaft A.-G., Berlin-Steglitz.

Bismarck spricht zu den sächsischen Bürgermeistern.

Photographie im Verlag der Neuen Photographischen Gesellschaft A. G., Berlin-Steglitz.

Bismarck und Li-Hung-tschang (1896).

Gegenschlag vor. Er dachte an eine umfassende Reform der Ersten Kammer. Aber das Ministerium versagte ihm die Gefolgschaft, und auch bei dem Kaiser machten sich seine Pläne durchkreuzende Einflüsse geltend. Da wurde der kranke Fürst noch kränker. Und als Roon, der einzig bei ihm ausgeharrt hatte, infolge der eigenen trüben Erfahrungen am 8. Dezember 1872 sein Entlassungsgesuch einreichte, kam auch Bismarcks Entschluß zur Reife. Er eilte selbst, so leidend er war, aus Varzin herbei, entschlossen, das Präsidium im preußischen Ministerium niederzulegen und sich auf den Altenteil der Auswärtigen Angelegenheiten zurückzuziehen. In ergreifender Weise legte er Roon sein eigenes tragisches Los dar: „Mein Gewerbe ist ein solches, in dem man viele Feinde gewinnt, aber keine neuen Freunde, sondern die alten verliert, wenn man es zehn Jahre ehrlich und furchtlos betreibt.“ Aber er war bereit, die Auswärtigen Angelegenheiten weiterzuführen, schon weil er die mehr als zwanzigjährige Erfahrung in der europäischen Politik und das Vertrauen der fremden Höfe nicht auf einen anderen übertragen konnte. „Ich muß es tragen,“ meinte er, „wenn ich Auswärtiger Minister bleiben und der König mich noch schneller aufreiben will, als ich ohnehin schon zugrunde gehe. Im Innern habe ich den Boden, der mir annehmbar ist, verloren durch die feindliche Desertion der konservativen Partei in der katholischen Frage.“ Aber auch über die Minister klagte er und daß er die Verantwortung für Ansichten und Willensmeinungen des Königs, die er nicht teilen konnte, in seiner deprimierten Gemütsverfassung nicht mehr durchzufechten vermochte. So reichte er denn sein partielles Abschiedsgesuch ein. Der König bewilligte es mit schwerem Herzen, ernannte aber nach dem Willen Bismarcks Roon zum Ministerpräsidenten. Am 21. Dezember erfolgte die Neuordnung, die nach des Kaisers Meinung vor allem eine Entlastung des überbürdeten und leidenden Fürsten herbeiführen sollte. Bismarck hoffte mehr. Aber beide Hoffnungen trogen. Dem Druck der Arbeit vermochte er sich nicht zu entziehen, und die konservative Partei setzte ihre Haltung fort. Ehe das nächste Jahr zu Ende ging, legte Roon sein Amt nieder. Aber ein Gutes hatte die Krisis. Sie hat Kaiser und Kanzler von neuem näher zusammengeführt. Bismarck stand wieder in dem durch keine Gegensätze mehr getrübten, rein innerlichen Verhältnis zu seinem Herrn. Und dieser hatte ihm zu Weihnachten die bronzene Nachbildung des Denkmals Friedrichs des Großen geschenkt und darauf hingewiesen, daß auch sein Name in Schrift und Erz der Nachwelt überliefert werde. Da antwortete Bismarck: „Die herzliche Anhänglichkeit, die ich, unabhängig von der Treue jedes ehrlichen Edelmanns für seinen Landesherrn, für E. M. Person fühle, der Schmerz und die Sorge, die ich darüber empfinde, daß ich E. M. nicht immer nach Wunsch und nicht mehr

mit voller Kraft dienen kann, werden in keinem Denkmal Ausdruck finden können; und doch ist es nur dieses persönliche Gefühl in letzter Instanz, welches die Diener ihrem Monarchen, die Soldaten ihrem Führer, auf Wegen wie Friedrich II. und E. M. nach Gottes Ratschluß gegangen sind, in rückhaltloser Hingebung nachzieht. Meine Arbeitskraft entspricht nicht mehr meinem Willen; aber der Wille wird bis zum letzten Atem E. M. gehören." Die Verstimmungen und Störungen gingen vorüber. Aber dieses Treuegefühl blieb bestehen und hat Bismarck trotz allem im Amte gehalten. Denn noch große Aufgaben galt es zu lösen. Zunächst ging freilich der kirchliche Kampf weiter.

Pius IX. griff sogar persönlich ein und warnte mit eindringlichen Worten den Kaiser vor solchen Maßregeln, die seinen Thron erschüttern müßten. Der Papst, so deutete er seinen Schritt, hat Amt und Pflicht, allen die Wahrheit freimütig zu sagen, auch denen, die nicht Katholiken sind. Denn jeder, der die Taufe empfangen hat, gehört in irgend einer Beziehung dem Papste an. Doch damit griff er dem Kaiser an sein evangelisches Herz und an sein Königsgefühl. Und wenn er den Kampfgesetzen nur ungern seine Genehmigung gegeben hatte, so antwortete er doch dem Papste, daß den Maßnahmen seine königliche Billigung nicht fehle: „Ich werde Ordnung und Gesetz in meinen Staaten jeder Anfechtung gegenüber aufrechterhalten!" So wälzte er Klage und Schuld fest und sicher von den Seinen ab, vor allem von seinem Minister, obschon dieser um dieses Kampfes willen und noch mehr wegen seines Bündnisses mit den Liberalen von den Hofkreisen stark befehdet wurde. Die Kaiserin war im gegnerischen Lager, und ihr Hofstaat ließ ihn diese Gesinnung der Herrin fühlen. Ein feindseliges Blatt, „Die Reichsglocke", führte im Zusammenhang mit der „Kreuzzeitung" den Intrigenkampf gegen den Kanzler, auf dessen Demütigung und Sturz mit allen Mitteln hingearbeitet wurde. Die Schar seiner Gegner vermehrte sich. Kaum war die Linie mehr zwischen den einzelnen Gruppen zu ziehen. Aber den rechten Flügel bildeten die Konservativen. Das verdroß ihn, ja es schmerzte ihn tief, sich von den alten Freunden nicht bloß befehdet, sondern sogar gehaßt zu sehen. Und auch seines Herrn fühlte er sich durchaus nicht sicher. Freilich an seiner Stellung vermochte niemand zu rütteln. Nicht einmal er selbst. Denn die Krisen, die bis zum Jahre 1877 sich wiederholten, endeten alle mit der Neubefestigung seiner Stellung. Schon im Herbst 1873 übernahm er wieder aus den Händen Roons den Vorsitz im preußischen Ministerium. Roon wollte und konnte nicht mehr. Die Brücke zu den Konservativen hatte er nicht zu schlagen vermocht. Der Gegensatz zu Bismarck war immer schärfer geworden und der Kampf schließlich ins Persönliche gezogen worden. Die Gegner arbeiteten

mit den erbärmlichsten Mitteln. So tief hatte die Opposition des Abgeordnetenhauses niemals gegriffen. Freilich mußten die Führer der feindlichen Presse ihr Spiel im Gefängnis büßen. Aber für Bismarck war das keine Sühne. Denn seine Unzufriedenheit kam nicht von außen. Ihm nahm sein körperliches Mißbehagen, sein Kranksein, das ihn jetzt öfters und länger von Berlin fern hielt, die alte Widerstandskraft. Er schien empfindlicher, mürber geworden zu sein. Klagte er doch selbst oft genug, daß er nicht mehr der Alte sei. Aber das Übel saß doch noch tiefer. Das ganze Treiben befriedigte ihn nicht. Der Kirchenstreit hatte doch nur verneinende Elemente in sich: er war nicht das, was er in ihm gesehen, was er mit ihm gewollt hatte. Und vor allem, er war nicht mit voller Seele dabei. Gewiß hatte er sich anfangs mit persönlicher Leidenschaft hineingestürzt. Aber allmählich begann er zu fühlen, daß der Erfolg zu dem Kräfteaufwand in gar keinem Verhältnis stand und daß nicht er der Führende war. Er schien sich zu sehr abhängig geworden von den Liberalen, die doch Parteiinteresse und Parteidoktrin in den Vordergrund stellten und nicht das Wohl des Ganzen im Auge hatten. So vermochte ihn dieses Spiel nicht auszufüllen. Er fühlte, daß er von seiner bisherigen Höhe herabgestiegen war, in ein Kampffeld, das nur kleinere Geister reizen konnte.

Das sind Empfindungen, die in ihm lebendig waren, lange schon ehe er dem Streit ein Ende machte und ehe sich die neuen schöpferischen Gedanken voll entwickelt hatten, die dem Reiche erst den großen Inhalt und die vollen Lebens- und Entwicklungskräfte gegeben haben. Aber je heftiger er sich nach neuer, großer Betätigung sehnte, umso mehr erschien ihm alles „zwangvolle Plage, Müh' ohne Zweck".

Gerade deshalb empfand er auch jedwede Gegnerschaft mit persönlicher Bitterkeit. Das Hassen war ihm nie fremd gewesen, aber nie war es so stark hervorgetreten wie jetzt. Freilich im Rechte war er fast immer. So in dem Intrigenspiel des Grafen Harry v. Arnim. Er selbst hatte diesen begabten Diplomaten auf den Botschafterposten nach Paris gebracht, dabei aber nicht mit dessen skrupellosem Ehrgeiz gerechnet. Arnim sah sich selbst für den künftigen Kanzler an und glaubte schon jetzt eigene Politik treiben zu können. Und wie in den Tagen Friedrich Wilhelms II. Preußens Unheil dadurch vorbereitet wurde, daß gewissenlose Höflinge den leichtbeweglichen König zum Kampfe für die Legitimität des französischen Königtums begeisterten, so hat Arnim bei dem Kaiser für die Herstellung der Monarchie in Paris gewirkt. Freilich sein Versuch scheiterte an der ehrlichen Offenheit Kaiser Wilhelms, der seinem Kanzler in dieses Intrigenspiel vollen Einblick gewährte und, obschon halb dafür gewonnen, dessen klaren Einwendungen Gehör gab. Aber der Leichtsinnige ging doch

seinen eigenen Weg noch weiter. Mit Hilfe des ihm für die französische Presse zur Verfügung gestellten Fonds bekämpfte er Bismarcks Politik. Und er war es vor allem, der zu dem Staatsstreich vom 24. Mai 1873 beigetragen hat, dem Thiers zum Opfer fiel. Wie gerne hätte er dem Grafen Chambord zum Throne verholfen, der doch als König das Schwert gegen Deutschland hätte ziehen müssen. Bismarck wußte deshalb recht wohl, was er tat, wenn er die Republik begünstigte, die Frankreich in Europa isolierte. Und in dieser Frage hatte ja auch der Kulturkampf seine politische Spitze. Ein Emporkommen des frommen Königtums der Bourbonen mußte auf alle Fälle die deutschen Verhältnisse in der verhängnisvollsten Weise beeinflussen. Daher sein Groll, daß jeder Intrigant das Ohr des Königs finde und daß er sich mit einem so leichtfertigen Egoisten wie Arnim beim König um Einfluß und Amtsbefugnis streiten müsse. Aber schließlich setzte er doch dessen Abberufung durch. Und der Unselige mußte seine Intrigen in schwerster Weise sühnen. Die Strafe freilich, der er im weiteren Verlauf der Prozesse verfiel, dünkte, wenigstens später, auch Bismarck zu hart. Er hatte in ihm nur den Gegner bekämpft, der seine Kreise zu stören versuchte.

Arnim selbst hat seinem Konflikt einen gewissen Zusammenhang mit dem Kulturkampf gegeben, wie das fast alle Feinde des Kanzlers in dieser Periode getan und dadurch die Gegensätze besonders verschärft haben. Hat doch selbst jener fanatische Böttchergeselle, Kullmann, der am 13. Juli 1874 in Kissingen auf Bismarck geschossen hat, ausdrücklich bekannt, daß er aus politischem Haß die Hand zum Morde erhoben habe. Doch von dergleichen Vorfällen wurde Bismarck nicht tiefer berührt. Zumal er gerade bei diesem wieder erkennen konnte, wie untrennbar er mit dem deutschen Volke zusammenhing und vor allem mit seinem kaiserlichen Herrn, der ihm unmittelbar nach der Tat telegraphierte: „Mögen Sie Trost und Befriedigung finden im Rückblick auf eine ruhmvolle Vergangenheit, welche Ihnen Buben zu Feinden, Männer zu Freunden gemacht hat.“ Und brieflich fügte er bei: „Kaum bin ich beruhigt über Ihre befestigte Gesundheit, so muß dieses Attentat kommen, um mir — und jedermann — es vor die Augen zu stellen, was an Ihrem Leben hängt.“ Diese Worte wirkten bei Bismarck lange nach. Gehoben und frisch wie seit lange nicht mehr kehrte er nach Berlin zurück. Die Beziehungen zum Kaiser schienen die alten zu sein und er sich selber seines Armes wieder völlig mächtig. An Kampf fehlte es auch jetzt nicht, aber er nahm diese Dinge nicht schwer. Erst im Februar verdüsterte sich seine Stimmung wieder, und er hat damals ein Entlassungsgesuch niedergeschrieben, gleichwohl aber bis zum 4. Mai zurückgehalten. Was ihm damals diesen Gedanken eingab, ist nicht ganz klar. Es scheinen aber die kirchlichen Fragen ebenso mitgewirkt zu haben wie die

politischen. Der Kaiser war tief erschüttert, ließ aber den Unentbehrlichen auch jetzt nicht ziehen, sondern ordnete die Angelegenheit in einer Weise, die dem Leidenden vollste Entlastung und doch vollen Einfluß auf die Geschäfte sicherte. In der Tat brauchte sein nie rastender Geist die Ruhe ebenso wie der stark angegriffene Körper. So kam eine Zeit der Vorbereitung für ihn, wie die Reise in den Pyrenäen, die Tage in Putbus es gewesen waren. Freilich haben ihm die Parteien diese Monate der schaffenden Einsamkeit immer wieder gestört. Schon hatte er begonnen, sich innerlich von den Liberalen zu lösen und auch der äußere Bruch war nur mit Mühe und in letzter Stunde vermieden worden. Anderseits war der Konflikt mit den Konservativen noch im Wachsen begriffen. Gewiß gärte es auch in ihren Reihen, und Bismarck fand in den Neukonservativen neue Helfer und zu gleicher Zeit die Vermittler zwischen ihm und den einstigen Freunden. Um so tiefer trafen ihn daher die Angriffe, die gerade aus ihren Reihen kamen und in der Kreuzzeitung das willfährige Organ fanden. Da zögerte auch er nicht, die schwersten Waffen anzuwenden. Am 9. Februar 1876 schleuderte er den Vorwurf ehrloser Verleumdung gegen diese Zeitung, die er einst gründen half, und zieh alle der gleichen Schuld, die es mit diesem Blatte hielten. Die Folge war jene Erklärung einer Reihe von Parteimännern jener Kreise, „der Deklaranten", die ihn damit aufs tiefste trafen. Es war der Höhepunkt des Kampfes. Man hält heute die Schmähungen und Verleumdungen nicht für möglich, die damals gegen Deutschlands größten Staatsmann geschleudert wurden. Eine Fülle von Haß und Neid hatte sich angehäuft und brach gegen ihn los. Und doch bewährte er auch jetzt seine alte Anziehungskraft. Wollte die konservative Partei nicht völlig zerbröckeln, so mußte sie die Waffen strecken und ihm wieder Gefolgschaft leisten. So erfaßte denn, nachdem sich der Sturm ausgetobt hatte, auch die Gegner Reue: die meisten der Deklaranten sahen ihr Unrecht ein und baten Bismarck um Verzeihung. Und wie nahe war er ihnen inzwischen gekommen! Es erging ihnen dabei wie den Liberalen. Die ihn bekämpft hatten, mußten sich ihm neigen als dem Erfüller ihrer nationalen Wünsche. Die Konservativen aber erkannten mit Beschämung, daß er, während sie ihn mit Schmutz bewerfen ließen, bereits daran war, ihren wirtschaftlichen Sorgen ein Ende zu bereiten. Denn auf eine völlige Neuordnung der Wirtschaftspolitik steuerte der „verwegene Steuermann" bereits mit vollen Segeln und in direktem Kurse zu. Das war der neue, große Gedanke seines Lebens. Für seine Verwirklichung schuf er sich mit festen Händen freie Bahn. Er wußte, er brauchte dazu Zeit und Vertrauen. Vor allem das des Kaisers. Er war an dessen Seite getreten, um ihm die Reform des Heerwesens durchführen zu helfen. Jetzt mußte ihm der König ein gleiches tun. Er mußte

den Umtrieben der Hofpartei ein Ende bereiten oder wenigstens ihren Einflüsterungen sein Ohr verschließen. Deshalb hatte er einen Konflikt mit dem Marineminister Graf Stosch auf die Spitze getrieben. Als dieser in den Etatsverhandlungen des Reichstags vor den Einwendungen des Abgeordneten Richter die Segel gestrichen hatte, rügte dies Bismarck mit scharfer Ironie und zwang ihn, die Kabinettsfrage zu stellen. Aber Stosch wurde vom Kaiser gehalten, und so reichte der Kanzler sein Entlassungsgesuch ein. Gewiß war der Streit mit Stosch nur Vorwand. Er wollte reinen Tisch machen, und seine Presse sparte nicht mit den nötigen Vorstößen gegen die Hofpartei, die in dem Herrn von Schleinitz bereits den Kandidaten für den erledigten Kanzlerposten hatte. Denn der Hauptzweck war doch die Kraftprobe, ob er für seine Wirtschaftspolitik freie Hand und Vollmacht erhielte, sich zu dem neuen Werk die Mitarbeiter zu wählen, wie er sie wollte und wie er sie brauchte. Es war tatsächlich der Kampf um die Macht. Aber der Kaiser zögerte nicht, ihn im Bismarckschen Sinne zu entscheiden. Am 7. April hat er an den Rand des Entlassungsgesuchs das kaiserliche Wort gefügt: „Niemals!“ Er hatte ihn begriffen und war deshalb bereit, ihm die volle Freiheit des Handelns zu geben. Ein langer Urlaub gewährte ihm die Muße, sich selbst die Grundlagen für sein Werk zu ersinnen, das nichts geringeres war als ein neues wirtschaftliches Deutschland.

Doch als er nun an die Arbeit ging, da stand der Neubau vor seinen Gedanken fast schon fertig da. Er ist vielleicht noch größer als die Gründung des Reiches selbst. Denn er bedeutete den Bruch mit den Anschauungen, die diese mit herbeiführen halfen. Er hatte die Blüten reifen lassen und aus den Samenkolben die wertvollen Körner geschüttelt. Die Ernte war eingebracht, der Acker mußte umgeworfen werden für eine neue Saat. Auch jetzt vernahm er vor allem den Ruf der Zeit. Sie rang wiederum in schweren Nöten. Dem mußte abgeholfen werden. Das war aber nur möglich, wenn alle Kräfte des Reichs dabei mitwirkten. Die religiösen Fragen erschienen ihm daneben klein und unbedeutend und sogar gefährlich, weil sie die Kräfte spalteten und schwächten. Und er sah recht wohl, daß neben den bisherigen Gegnern ein anderer erstarkte, gegen den er unter Umständen auch das Zentrum aufrufen mußte, die Sozialdemokratie. Bismarck durfte den inneren Kampf gegen zwei Fronten nicht wagen. Er hätte das Reich erschüttert und ihm die Widerstandskraft nach außen genommen. Und das zu einer Zeit, wo dieses seinem Handel und seiner Industrie die Welt zu erobern begann. Sollte dies Ziel erreicht werden, so mußte das Reich ihnen seinen vollen Schutz bieten.

Bis vor kurzem war die Freihandelsidee die herrschende gewesen. Auch

die Landwirtschaft hatte ihr gehuldigt, und erst das Einströmen des Getreides aus aller Welt, das durch den unerhörten Aufschwung der Verkehrsmittel ermöglicht wurde, begann den deutschen Bauer zu bedrücken. Er rief nach Zollschutz genau so wie der Industrielle. Die Zeit war eben eine andere geworden. Der Zollverein hatte sich entwickelt auf der Grundlage des Freihandels. Seine Gründer waren Anhänger dieser Theorie gewesen und hatten sie so weit ausgebaut, daß man in ihrer Heimat, in England, Preußen als glänzendes Muster hinstellen konnte. Aus dieser Schule war auch Delbrück hervorgegangen. Er hatte sogar die letzten praktischen Konsequenzen daraus gezogen und hielt noch an der Theorie fest, da bereits der Boden unter ihm wankte. Bismarck hatte ihm in allen wirtschaftlichen Dingen völlig freie Hand gelassen. Er schätzte ihn und vertraute ihm mehr als fast allen übrigen Mitgliedern des Ministeriums. Aber er wußte auch, daß gerade Delbrück nicht von seinen so lang erprobten Anschauungen abzubringen war. Ersetzen konnte er ihn durch keinen anderen. Nur er selbst war fähig, über alle Theorien hinweg, die ganze deutsche Wirtschaftspolitik in neue Bahnen zu lenken und so den beiden Trägern des nationalen Wohlstandes, der Industrie und der Landwirtschaft, zu helfen. Ihr Hilferuf war ihm wiederum erklungen wie Rolands Horn. Er war bereit, die Rettung zu bringen, und er war auch der einzige, der es vermochte. Der Weg war wieder der einfachste und natürlichste: was Schutz bedurfte, mußte geschützt werden.

Das Reich war jetzt ein auch politisch fast völlig geschlossenes Wirtschaftsgebiet, das er durch seine Reichseisenbahnpolitik nach innen ausbauen wollte. Die Idee Napoleons III. von der Verstaatlichung der Bahnen hatte seinen Beifall immer gehabt. Er gedachte sie in Deutschland zu verwirklichen. Aber auch er scheiterte nicht bloß an dem Widerstand der Mittelstaaten, sondern auch an den Schwierigkeiten, die ihm von seiten der preußischen Fachbeamten gemacht wurden. Wohl hatte er in Preußen die Zustimmung zum Ankauf der Privateisenbahnen durchgesetzt. Aber das Gesetz kam garnicht zur Anwendung. Nur Delbrück hatte deshalb seinen Abschied genommen. Mit ihm aber war das Haupthindernis des Übergangs vom Freihandel zum Schutzzoll gefallen. Freilich nicht das einzige. Auch Bismarck wußte, daß seine neue Wirtschaftspolitik eine neue Spaltung der Parteien hervorrufen würde. In den Reihen der Liberalen bereitete sie sich bereits vor. Die Nationalliberalen waren hauptsächlich Vertreter der Industrie, die jetzt, zumal in den Eisenwerken, nach Zollschutz verlangte. Anderseits konnte er mit den Konservativen als den Vertretern der Landwirtschaft rechnen. So suchte er jene enger an sich zu fesseln. Verfügten sie doch im Reichstag über einhundertundfünfzig Sitze. Er knüpfte deshalb mit ihrem Führer Bennigsen direkt an

und lud ihn im Juli 1877 zu sich nach Varzin. Dort sah sich der ehrliche Parteiführer plötzlich vor einen Scheideweg gestellt: Bismarck bot ihm das Portefeuille des Innern an. Er sagte ihm offen, daß er zur Festigung der nationalen Sicherheit seiner Partei bedürfe. Sie sei das stärkste Element im Reichstag und so wolle er ihr auf diese Weise entgegenkommen. Aber dann begann er ihm in den wirtschaftlichen Fragen auf den Zahn zu fühlen. Und Bennigsen kam ihm offen und ehrlich entgegen. Doch er fühlte sich auch in dieser schicksalsvollen Stunde nur als Führer seiner Partei und forderte noch zwei Ministersessel für seine Fraktionsgenossen Forckenbeck und Stauffenberg. Aber das wollte Bismarck nicht. Zielte doch sein Antrag darauf, jene Gruppe, der die beiden angehörten, von der Partei abzutrennen. So scheiterte dieser Versuch, zumal der Kaiser selbst mit ziemlich ungnädiger Hand eingriff. Als nämlich Bennigsen im Dezember noch einmal nach Varzin kam, ward der Monarch durch den Minister Botho v. Eulenburg von Bismarcks Plänen unterrichtet und über dessen angebliche Eigenmächtigkeit in hohem Grade aufgebracht. Bismarck wurde krank vor Ärger, ließ ihm durch Roon seine Rechtfertigung mitteilen, daß er Seiner Majestät einen Nachfolger im Ministerium unmöglich vorschlagen könne, ohne sich vorher über die Annahme vergewissert zu haben, und erneuerte sein Abschiedsgesuch vom Frühjahr. Der König gab ihm volle Genugtuung; der Kanzler aber zog doch die Konsequenzen und ließ den Gedanken, die Liberalen ins Ministerium zu bringen, völlig fallen. Er brach indessen die Verhandlungen mit Bennigsen nicht scharf ab. Aber wenige Wochen später kam es doch zum Bruch, und zwar über dem ersten der neuen Entwürfe, dem Tabakgesetz. Bismarck hatte sich völlig der Monopolidee zugewandt und machte daraus kein Hehl, wenn auch dieses Gesetz davon gar nicht weiter berührt wurde. Stauffenberg aber schnitt die Frage an und wies auf die Zweideutigkeit des Entwurfs hin. Obwohl nun der Minister Camphausen ihn widerlegte und erklärte, daß dieses Gesetz vielmehr geeignet sei, dem Monopol vorzubeugen, erhob sich Bismarck, und, die Maske abwerfend, sagte er, die Vorlage sei nichts anderes als das Durchgangsgesetz zum Monopol, zu dem er sich offen bekannte. Es war ein echter Bismarck. Er war der Kompromisse und der krummen Wege müde. Er hatte ein Ziel und wollte nun gerade darauf losgehen.

Aber er brauchte die Liberalen nicht mehr. Denn gerade in diesen Tagen hatte sich die politische Lage gewaltig verschoben. Am 7. Februar 1878 war Pius IX. gestorben. Sein bereits am 20. gewählter Nachfolger, Leo XIII., zeigte noch am gleichen Tage dem Kaiser in Worten sehr friedsamer Art seinen Regierungsantritt an. Er drückte die Hoffnung aus, daß der Friede zwischen Reich und Kirche bald hergestellt werde. Das entsprach jetzt völlig

Phot. John Thiele, Hamburg.

Schloß Friedrichsruh.

(Außenansicht.)

Photographie im Verlag der Neuen Photographischen Gesellschaft A.-G., Berlin-Steglitz.

Bismarcks letzte Ausfahrt (19. Oktober 1897).

Phot. John Thiele, Hamburg.

Beisetzung des Fürsten Bismarck.

Phot. Gustav Erb, Stuttgart.

Das Bismarck-Mausoleum in Friedrichsruh aus der Vogelschau.

Bismarcks Wünschen. So war von einer Berufung Bennigsens keine Rede mehr. Auch Camphausen ging, und im Laufe des Frühjahrs wurde die Schwenkung zu den Konservativen vollzogen.

Aber wäre es nicht aus diesen Gründen geschehen, so hätten wohl die beiden Mordversuche gegen Kaiser Wilhelm diese Wandlung herbeigeführt. Am 11. Mai hatte Hödel auf den greisen Fürsten geschossen, glücklicherweise ohne ihn zu treffen. Bismarck beantwortete diese Tat mit der Weisung, schleunigst ein Gesetz gegen die Sozialdemokratie in Vorlage zu bringen. In zwei Tagen war es fertiggestellt. Die Fassung desselben war freilich nicht ganz glücklich, doch war es ein schwerer Fehler der Nationalliberalen, daß sie dagegen stimmten, obwohl ihnen ihr Parteigenosse Gneist vorausgesagt hatte, daß sie es bitter büßen und bereuen würden. So fiel das Gesetz am 24. Mai mit 251 gegen 57 Stimmen. Bismarck, der an Gürtelrose erkrankt war und das Gesetz nicht hatte persönlich vertreten können, war aufs tiefste empört. Aber nun wurde der Kaiser durch Nobiling am 2. Juni schwer verletzt. Als Bismarck die Nachricht erhielt, rief er sofort: „Jetzt lösen wir den Reichstag auf!“ Und schon am folgenden Tage eilte er, obschon selbst noch krank, nach Berlin und an das Lager seines schwergetroffenen Herrn. Er ordnete nach dessen Willen die Frage der Stellvertretung durch den Kronprinzen, der noch am Abend des Attentats von England zurückgerufen worden war. Mehr denn je hatte er sich in der letzten Zeit nach Betätigung gesehnt und wäre mit Freuden Statthalter in Elsaß-Lothringen geworden. Umso mehr war er enttäuscht, als ihm nach seiner Rückkehr statt der erhofften Regentschaft nur die Stellvertretung des Vaters übertragen wurde. So war sein Wirkungskreis ein sehr beschränkter. Vor allem konnte er sich der energischen Abwehrpolitik des Kanzlers nicht in den Weg stellen. Er mußte der Auflösung des Reichstags zustimmen, die denn auch am 11. Juni nicht ohne Schwierigkeiten von seiten des Staatsministeriums erfolgte. Aber Bismarck wußte, was er tat. Und er fand den vollen Beifall seines alten Freundes Roon, der ihn freilich noch in viel höherem Maße scharf machen wollte. Doch alle Schleusen der Reaktion aufziehen, das wollte Bismarck nicht. Aber wenn er jetzt die Nationalliberalen aufgab, die in ihrer Sternenstunde so gründlich versagt hatten, so hielt der Kronprinz umso enger an ihnen fest, und zwar an dem Laskerschen Flügel, den Bismarck von der Partei hatte abtrennen wollen. Das erste Sozialistengesetz hatten sie abgelehnt. Gegen das zweite zu stimmen, wagten sie nicht mehr. Sie scheuten den Druck der öffentlichen Meinung. So stimmten sie denn dafür, taten aber doch der dauernden Geltung Abbruch. Bismarck wollte daher den Reichstag von neuem auflösen. Doch dem widersetzte sich der Kronprinz. So kam der Kompromiß

zustande, der das Gesetz abschwächte und auf die Dauer von zweieinhalb Jahren beschränkte. Wieder trugen die Liberalen daran die Hauptschuld, die sich sofort an ihnen selbst rächte. Denn jetzt erfolgte trotz allem die Ablösung ihres linken Flügels, die Bismarck gewünscht hatte. Doch nun war es zu spät: er brauchte sie nicht mehr. Indes waren auch die Konservativen durch dieses Gesetz keineswegs befriedigt. Sie schoben die Schuld auf den Kanzler und auf des Königs Leutnant, wie Roon den Kronprinzen nannte. Bismarck aber war es vor allem darum zu tun gewesen, den Einfluß des Parlaments, der sich während der kirchlichen Streitigkeiten zu ungunsten der Regierung verschoben hatte, auf seine ursprüngliche Bedeutung zurückzuschrauben. Aus diesem Grunde wollte er das Schwergewicht im Reiche auf ein engeres Zusammengehen der Regierungen untereinander verlegen, also das Parlament selbst bis zu einem gewissen Grade ausschalten. Aber indem er jetzt den Kampf gegen die Sozialdemokratie, die er übrigens schon seit Jahren mit wachsender Sorge beobachtet hatte, aufnahm, suchte er der Kurie gegenüber zunächst in die Periode des Waffenstillstands zu treten. Weiter wollte er jetzt noch nicht gehen. Denn das Zentrum hatte seine Haltung noch in keiner Weise geändert, und so hätte auch der Friede mit der Kurie nichts genützt. Gleichwohl führte er in Kissingen die Verhandlungen mit dem Nuntius Masella. Doch war er über ihr Scheitern keineswegs unglücklich. Dem Kampf war immerhin die Schärfe genommen, und mehr wollte er vorläufig nicht. Nur seine anderen Kreise sollte ihm die Kirchenfrage nicht stören.

In einem Schreiben an König Ludwig II. hatte er gesagt: „Bei einem neuen Appell an die Wähler wird die wirtschaftliche und finanzielle Reformfrage ein Bundesgenosse für die verbündeten Regierungen sein, sobald sie im Volke richtig verstanden wird; dazu aber ist ihre Diskussion im Reichstage nötig.“ Für diese nun hat er sich in Varzin während des fast einjährigen Urlaubs gründlich vorbereitet. Während in Berlin so viele an seinem Sturze arbeiteten, ging er daran, seiner Schöpfung die wirtschaftliche Grundlage zu geben, das Reich den Einzelstaaten gegenüber unabhängig zu machen und dadurch auch deren Finanzen besser zu gestalten. Und binnen Jahr und Tag brachte er, wenn auch mit Zugeständnissen, welche die volle Trennung der Reichsfinanzen von denen der Bundesstaaten verhinderten, die Zollreform unter Dach und Fach. Damit aber war auch die Trennung von den Liberalen Ereignis geworden. Sie brachten es nicht über sich, den schöpferischen Plänen Bismarcks ihr Parteiprogramm zu opfern. Nur ein kleiner Teil der Nationalliberalen war treu geblieben. Dafür aber hatte das Zentrum für das Gesetz gestimmt. Die Anbahnung eines besseren Verhältnisses war also nicht in den strittigen Fragen, sondern auf einem bisher völlig neutralen Gebiet erfolgt.

Doch mußte der neue Zustand auch auf die kirchlichen Verhältnisse zurückwirken. Von einer „Chamade" freilich wollte Bismarck nichts wissen, wenn er auch nach den Attentaten wieder eine tiefere Fühlung mit dem Kaiser suchte und darum das in der Kirchenfrage liegende trennende Element ausschalten wollte. Waren ihm doch alle anderen Dinge wichtiger als der Kulturkampf. Da kam denn auch der Augenblick für den ehrlichen Falk, zu gehen. Seine Stellung war schon im Februar erschüttert gewesen, aber er war vom Kronprinzen energisch gehalten worden. Bismarck legte indessen Wert darauf, daß der Abgang des getreuen Mitarbeiters nicht auf ihn zurückgeführt wurde, und Falk bestätigte es ihm ausdrücklich, daß ihn nicht der Kurswechsel des Kanzlers zum Rücktritt veranlaßt habe. Freilich die Ernennung Puttkamers zeigte nur zu deutlich die veränderte Richtung an. Er hatte die Abrüstung zu beginnen und durchzuführen. Das war umso leichter, als die Kurie wirklich entgegenkam. So kehrte der Friede allmählich zurück. Dem Reich aber waren die Mittel zu seiner Ausgestaltung gewonnen, und ehe noch sein erstes Jahrzehnt um war, hatte Bismarck von der wirtschaftlichen Seite her der gesamten Entwicklung Deutschlands neue starke Impulse gegeben. Es war sein eigenstes Werk. Er hat dadurch das deutsche Volk, das er geeint, auch reich gemacht, so daß es seinen weltpolitischen Aufgaben gewachsen war. Freilich ist auch das ein schweres Stück Arbeit gewesen, und oft genug war er daran, zu verzagen und das Werk anderen Händen zu überlassen. Aber das durfte er nicht. Er mußte ausharren, und es war ein Glück für uns und unsere Zukunft, daß er aus der äußeren Politik die Kraft und vor allem das Pflichtgefühl gewann, in den inneren Dingen auszuharren.

An Sorgen hatte es auch in den auswärtigen Beziehungen nicht gefehlt. Aber hier ward ihm reicher Erfolg. Aus jenen ersten Anknüpfungen mit Gortschakow und Beust war über den Sturz des letzteren hinweg das Dreikaiserbündnis entstanden, das für den Augenblick völlig genügte und neben der deutschen Wehrmacht volle Sicherheit bot. Und es hatte für die Welt immerhin etwas Imponierendes, als die Kaiser Franz Joseph und Alexander II. im Herbste 1872 in Berlin erschienen und so die Innigkeit der Beziehungen bekundeten. Wenn dieses Bündnis leise Erinnerungen an die Heilige Allianz weckte, so sah dies Bismarck nicht ungern, obwohl er gerade solche Tendenzen längst überwunden hatte und als Staatsmann nie wieder auf sie zurückgekommen ist. Aber es gab für ihn nur eine Gefahr: eine französisch-russische Annäherung. Und diese schien wenig aussichtsvoll, so lange in Paris die Republik herrschte. Deshalb hat er dort ihre Stellung gefestigt, während er beim Dreikaiserbündnis den konservativen Gedanken betonte. Er fürchtete in Frankreich nicht etwa das Königtum an sich, sondern dessen Tendenz, die

notwendig römisch sein mußte. So schwebte ihm während des ganzen Kulturkampfes die Sorge vor Augen, Frankreich und Österreich könnten sich auf dem Boden der gemeinsamen Katholizität finden. Das hätte auf Deutschland einen schweren Rückschlag üben müssen. Dann konnte Rußland die Beziehungen zu jener starken Koalition ausbilden, die er bisher glücklich verhindert hatte. Aus diesem Grunde bekämpfte er auch die royalistische Richtung am Berliner Hofe. Denn hier hatte Graf Chambord in dem Botschafter Gontaut einen außerordentlich glücklichen Vertreter seiner Interessen, der zumal auf die Kaiserin starken Einfluß gewann und seine Intrigen bis nach Petersburg und Moskau spielen ließ. Frankreich selbst aber ging auf diesem Boden weiter, und im Frühjahr 1875 schien der Augenblick eines neuen Zusammenstoßes gekommen. Die Frage, ob man den französischen Rüstungen nicht durch einen raschen Angriff zuvorkommen solle, wurde in den militärischen Kreisen Berlins eifrig erwogen. Auch Moltke äußerte sich in sehr bestimmter Weise über den Krieg. Sonst freilich war in Deutschland von Kriegslust keine Rede. Am allerwenigsten lag es in Bismarcks Willen, dem noch unfertigen Frankreich mit einem kriegerischen Überfall zuvorzukommen. Aber trotzdem begann eine planmäßige Hetze gegen Deutschland, die man an allen Höfen zu verspüren bekam. Bismarck ließ sich zwar dadurch nicht weiter beirren. Aber im Mai kam Fürst Gortschakow nach Berlin und erließ von dort aus ein Schreiben an alle Höfe, das mit dem starken Hinweis auf sein eigenes Eingreifen in den stolzen Worten ausklang: „Nun ist der Friede gesichert." Es war, abgesehen von der Taktlosigkeit gegen das befreundete Deutschland, der erste Hinweis auf jene Politik, die später in Kronstadt ihren Anfang nahm. Bismarck vermutete bei diesem Schritt des eitlen Russen nicht ohne Grund den Einfluß Gontauts. Er verwies freilich dem russischen Kollegen ein solches Spiel mit Spott und ernster Mahnung und beschwerte sich auch bei dem Zaren über diese Vorgänge. Alexander aber meinte „lachend und rauchend", Bismarck möge diese „vanité sénile" nicht zu ernsthaft nehmen. Und doch war tiefer Ernst in diesem greisenhaften Spiel, wenn auch die Ereignisse Gortschakows Blicke zunächst nach einer anderen Richtung lenkten. Denn schon im Juli geriet der Balkan durch den Aufstand in der Herzegowina in Bewegung, die immer weiter um sich griff und schließlich auch Alexander II. in Krieg mit der Türkei verwickelte. Wieder war es die panslawistische Bewegung, die ihn dazu drängte. Damit aber war der Riß im Dreikaiserbündnis vollständig. Der Zar fragte bei Bismarck an, ob das Reich bei einem Kriege gegen Österreich neutral bleiben würde. Es war also dieselbe Lage wie vor 1866. Aber hatte er schon damals ein Bündnis gegen Österreich abgelehnt, so war er jetzt noch weniger gewillt, diesem zu schaden. Freilich entzog er

dadurch seiner Politik die bisherigen Grundlagen. Er gab daher nur zögernd den Bescheid: Deutschlands erstes Bedürfnis sei, die Freundschaft zwischen den beiden Freunden zu erhalten. Und es könne nicht ertragen, daß einer von beiden so schwer verwundet oder geschädigt werde, daß dadurch dessen Großmachtstellung gefährdet würde.

Die Folge war eine Annäherung Rußlands an Österreich und der Vertrag von Reichstadt, durch den Franz Joseph gegen Bosnien und die Herzegowina dem Zaren im Orient freie Hand ließ. Es war ein schwerer Fehler Österreichs, daß es diesen Vertrag hinter Deutschlands Rücken abschloß, das sich eben um seinetwillen den moskowitischen Freund entfremdet hatte. So begann der Krieg, durch den in London wieder die alten Ideen aus der Zeit des Krimkriegs lebendig wurden: Europa gegen Rußland mobil zu machen. Aber da deckte Bismarck diesem den Rücken und war ihm nach jeder Richtung gefällig, schon um dessen Beziehungen zum Wiener Hof nicht noch enger werden zu lassen. Denn dann wäre der Anschluß Frankreichs nur eine Frage der Zeit gewesen, und aus der orientalischen Frage wäre ein europäischer Krieg von unabsehbarer Größe geworden. Deshalb galt es, die Wage zu halten zwischen Wien und Petersburg, vor allem aber, Deutschland selbst völlig auszuschalten. Sein alter Grundsatz, sich in die Balkanpolitik nicht einzumengen, kam wieder zur vollen Geltung. Doch auch so war es schwer, das Äußerste fernzuhalten. Denn der russische Sieg, der Friede zu San Stefano schienen das Übergewicht des Zaren im Orient so zu erhöhen, daß England nicht ruhig zusehen und an Österreich leicht den natürlichen Bundesgenossen finden konnte. Der Weltkrieg stand vor der Tür! Bismarck hat ihn verhindert. Er griff auf die alte Kongreßidee zurück, die in den Tagen Napoleons III. die Mächte so oft nervös gemacht hatte. Aber er konnte in ganz anderer Weise den Vorschlag machen, da ja deutsche Interessen zunächst nicht auf dem Spiele standen. Im Mai 1878 weilte der russische Botschafter Graf Schuwalow in Varzin zu Gast. Da setzte ihm Bismarck in seiner klaren Weise diese Idee auseinander, für die der Graf in Petersburg und London die diplomatischen Unterlagen schuf. Bereits am 13. Juni konnte der Kongreß in Berlin eröffnet werden. Bismarck wurde der Vorsitz übertragen. Es lag darin die Anerkennung der Welt für seine überragende Stellung unter den Staatsmännern seiner Zeit. Aber es war kein leichtes Amt. Er übte es „als der ehrliche Makler" mit Weisheit und Umsicht, und durch seine geistige Überlegenheit hat er den Kongreß, der mehrfach zu scheitern drohte, über alle Fährden hinweg zum Ende geführt. Er verstand es, die kleinen Fragen auszuschalten, und setzte durch, daß wenigstens für den Augenblick der Krieg vermieden wurde. Das war seine ursprüngliche Absicht gewesen, und diese hat er völlig erreicht.

Es war eine große und glänzende Zeit. Er schien wieder jung geworden. Wenn andere ermüdeten, zeigte er sich in unerschöpflicher Schaffenskraft. Alle Krankheit und Ermattung war geschwunden. Sein frisches, heiteres Wesen zog alle an. Aber rastlos drängte er zum Abschluß, schon weil er aus jeder Verzögerung eine neue Gefahr sich entwickeln sah. Und den Völkerkrieg wollte er vermeiden, der Deutschland unabwendbar mit fortgerissen hätte.

Freilich zufrieden war mit dem Ausgang niemand, am allerwenigsten Rußland, obschon Bismarck es mehr begünstigte als jeden anderen Staat. Aber es wollte jetzt den Dank ernten für seine Haltung in den Jahren 1866 und 1870. Deutschland sollte ihm den Rücken gegen ganz Europa decken, und da Bismarck dies nicht tat, weil es nicht möglich war, schlug die Petersburger Stimmung völlig um. Auch Alexander ward jetzt mit fortgerissen. Rußland rüstete aufs neue. Es schien kaum zweifelhaft, gegen welche Macht. Der Vorwand war ja leicht zu finden. Und so brach gegen die deutschen Kommissäre auf dem Balkan, die die Beschlüsse des Kongresses auszuführen hatten, wegen ihrer angeblichen Begünstigung Österreichs der russische Unwille los. Der Zar selbst gab sich jetzt zum Sprachrohr her. Bitter beklagte er sich in einem persönlichen Schreiben an Kaiser Wilhelm und ließ sich zu den Worten hinreißen: wenn Deutschland sich fernerhin weigere, in zweifelhaften Fragen mit Rußland zusammenzugehen, so könne der Friede nicht dauern. Das war eine offene Drohung. Daß die Wahl zwischen den beiden Mächten einmal kommen würde, das wußte Bismarck. Und er hätte sich unter bestimmten Kautelen vielleicht auch für Rußland entschieden. Aber mit Drohungen war er noch weniger auf diesen Weg zu bringen als mit Lockungen. Und so warf er das Steuer mit einer raschen und bestimmten Drehung herum. Rußland war stark, Österreich schwach. Aber lieber griff er nach der schwächeren Hand als nach der stärkeren, als daß er die deutsche Politik in Abhängigkeit gebracht hätte. Österreich gegenüber kam er nicht als Bittender. Hier behielt er unter allen Umständen das Heft in Händen und hatte die Gewähr, dem Bündnis die friedliche und defensive Grundlage zu geben und fürderhin zu erhalten. Und vor allem kam es ihm darauf an, durch solchen Bund sich zwischen Österreich und Rußland zu stellen. So griff er rasch zu. Auch für den Kaiser gab es kein Zögern mehr. Dieser hatte nach Empfang jenes Schreibens den letzten Versuch gemacht, auf seinen Neffen Alexander persönlich einzuwirken. Am 3. September trafen sich die beiden Monarchen in Alexandrowo. Aber die persönlichen Gefühle halfen nichts mehr. Wohl war der Zar weich und ließ es selbst nicht an Tränen fehlen. Aber in den politischen Fragen kam man nicht mehr zum Einklang, was früher stets so wunderleicht gewesen war.

Und Bismarck hatte inzwischen gehandelt. Bereits am 27. August hatte er in Gastein eine Unterredung mit dem Grafen Andrassy, und dieser erklärte auf seine Darlegungen ohne Bedenken: gegen ein russisch-französisches Bündnis ist der natürliche Gegenzug ein österreichisch-deutsches. Dieses lag ja seit dem Tage von Königgrätz auf Bismarcks Marschroute. Er hatte bisher nicht gedrängt und die Dinge ruhig reifen lassen. Doch jetzt war die Zeit da, und er hielt, wie er selbst sagt, die Gründe für so zwingender Natur, daß er nach diesem Bündnis auch gegen den Widerstand der öffentlichen Meinung gestrebt haben würde. Aber damit brauchte er gar nicht zu rechnen. Das Bündnis war schon populär, ehe es abgeschlossen war. Umso mehr aber galt es, das Widerstreben seines kaiserlichen Herrn zu überwinden. Wie bei allen entscheidenden Fragen gab es wiederum einen heißen Kampf. Denn Kaiser Wilhelm hielt auch jetzt noch treu zum Zaren. Ihm schien es unmöglich, das Band zu zerreißen, das unter so vielen Wechselfällen des Schicksals gehalten hatte. Man hatte ihm in Alexandrowo ja auch den freilich falschen Gedanken einzureden versucht, als gehe Bismarck diesen Weg lediglich aus gekränkter Eitelkeit und persönlicher Abneigung gegen Gortschakow. Er mußte freilich seinen Kanzler so weit kennen, daß solche Gründe für ihn nicht maßgebend waren. Aber sein Herz sprach allzu laut für Rußland. Und so gab er nur zögernd seine Einwilligung zu Bismarcks Fahrt nach Wien, wo er mit grenzenlosem Jubel begrüßt wurde. Denn das Gefühl der Deutschösterreicher fand in dieser Annäherung einen neuen Trost und einen sicheren Halt. Sie hatten nach langer Zeit wieder eine nationale Freude. Und in Deutschland war der Widerhall nicht minder stark. So erhöhte schon der Gedanke an dieses Bündnis seine Popularität ungemein. Auch in den Reihen der Fürsten fand der Kanzler durchweg Zustimmung. Zumal bei dem einsamen Bayernkönig, dem er in einer Reihe von Briefen ein großzügiges und weitsichtiges Bild der Lage gab. Der Kronprinz ging in dieser Frage völlig mit ihm. Vielleicht hat gerade der letztere Umstand den greisen Herrn aufs neue mißtrauisch gemacht. Denn er hatte zwar seine Einwilligung gegeben, aber als Bismarck am 25. September von Wien zurückgekehrt war, stieß er auf neue Schwierigkeiten. Und als am 29. Graf Stolberg den Vertrag in Baden-Baden zur Unterzeichnung vorlegte, setzte es noch einen letzten, ernsten Kampf. Der Fürst und das gesamte Staatsministerium forderte die Entlassung. Da gab denn der Kaiser nach, aber nur, weil er sich von Bismarck nicht trennen wollte. Doch der Geheimhaltung des Vertrages Rußland gegenüber widersprach er und übernahm es sogar selbst, dem Neffen Mitteilung zu machen. Die Wirkung seines Schritts freilich war eine völlig unerwartete. Alexander sah jetzt das Verhältnis wieder viel ruhiger, ja freundlicher an. Mußte er doch

erkennen, daß er diese Wendung der deutschen Politik durch seine Drohung selbst herbeigeführt hatte. Er fühlte aber auch, daß durch dieses Bündnis das alte deutsch-österreichische Verhältnis gewissermaßen nur „legalisiert" wurde. Wie ganz anders war die eigene Haltung gewesen! Hinter seiner Drohung hatte die bewußte Absicht gestanden, Preußen zur unbedingten Gefolgschaft zu zwingen. So mußte er unwillkürlich Bismarcks große Staatskunst bewundern, die das Abwehrmittel gegen diese Gefahr in dem Bündnis mit Österreich sah. Beide Staaten waren bedroht, beide wurden dadurch wie durch viele andere Interessen zusammengetrieben. Kurzum, es war das natürlichste Bündnis von der Welt. So zog der Zar selbst die richtige Lehre, und das bedeutete für den Augenblick wenigstens ein Umstecken des Ziels. Denn Bismarck war es nicht entgangen, daß die russische Diplomatie in Paris und Rom bereits angefragt hatte, ob die beiden Regierungen zu einem Kriege gegen Deutschland bereit seien. Frankreich hatte abgelehnt. Nur wenn Österreich mittat, hätte sich die Republik zum Kriege verstanden. Aber gerade darin ruhte die Gefahr, der in Wien vorgebaut werden mußte. Denn es lag auf der Hand: wenn der Zar auf Berlin böse war, so ging sein nächster Schritt nach Wien. Dieser Versuchung durfte die Hofburg gar nicht ausgesetzt werden. Es wäre eine Art Zwangsehe gewesen, aber doch ein Zusammenschluß, der die deutschen Interessen aufs schwerste gefährdet hätte.

Frankreich an sich machte ihm damals weniger Sorge. Ja, er war in der letzten Zeit der Pariser Politik merkwürdig nahe gekommen. Hatte doch sogar Gambetta Fühlung mit ihm gesucht, und Bismarck schien in der Tat nicht abgeneigt, in ihm den Bundesgenossen im Kampfe gegen Rom zu sehen. Freilich weiter wollte er nicht gehen, und als mit dem Heimgang Pio Nonos das Gewölk im Süden sich zu teilen begann, gedachte er die letzten Gefechte — die doch nur Rückzugsgefechte waren — allein auszutragen. Aber ein Gutes hatte dieses Zwischenspiel gehabt. Der lästige Intrigant Gontaut war durch den Botschafter Saint Vallier ersetzt worden. Im übrigen tat Bismarck auch fürderhin sein Möglichstes, um die Revanchestimmung zu dämpfen. Er wollte den Gegner schon deshalb nicht reizen, um ihn nicht vorzeitig in die jetzt weit geöffneten Arme Rußlands zu treiben.

Bereits bei den Friedensverhandlungen hatte er den französischen Unterhändlern geraten, sich den Ersatz für Elsaß-Lothringen in Kolonien zu suchen, und auf diesem Gebiete ließ er Frankreich völlig freie Hand. Er war befriedigt, es im Osten beschäftigt zu wissen. Auch Tunis war mit seiner Zustimmung französisch geworden. Das war freilich ein schwerer Schlag für das junge Königreich Italien, das ja längst den Blick sehnsüchtig nach der afrikanischen Nordküste gerichtet, aber noch nicht die Kraft zum Anlauf nach

Photographie im Verlag der Kunst-Photographischen Gesellschaft A. G., Berlin-Steglitz.

Das Bismarckdenkmal in Hamburg.

Nach einem Entwurf von Professor Hugo Lederer und Architekt Schaudt

diesem neuen Ziele gewonnen hatte. Jetzt wurde es durch diese Enttäuschung von Frankreich abgelenkt und sah sich gezwungen, nach einem anderen Rückhalt auszuschauen. Schon im August 1879 war der italienische Ministerpräsident Cairoli in Gastein bei Bismarck gewesen. Jetzt trat Italien selbst mit dem Antrag auf ein Bündnis an Deutschland heran. Und zu Anfang des Jahres 1883 wurde es in der Tat der dritte im Bunde. Damit war jene mitteleuropäische Friedensgruppe in Erscheinung getreten, die bis in unsere Tage den Frieden erhalten hat. Mehr hatte der Schöpfer derselben nicht von ihr erwartet. Er wollte die Gegensätze binden, die zwischen Wien und Rom bestanden, aber auch Frankreich und Rußland die Möglichkeit nehmen, beim Quirinal gegen Deutschland zu werben. Als der Abschluß später bekannt wurde, hat er in den drei Reichen Befriedigung, ja Begeisterung geweckt. Ein Zeichen, daß das Bündnis zeitgemäß war und der natürlichen Stimmung entsprach. Das gab Hoffnung auf längere Dauer, als Bismarck ursprünglich erwartete. Sicherlich hatte er auch für Italien eine gewisse Sympathie, früher vielleicht noch mehr als in den Tagen des Anschlusses selbst. Jedenfalls hatte Crispi recht, wenn er im Jahre 1887 nach seiner Rückkehr von Friedrichsruh den großen Kanzler „den Freund der ersten Stunde" nannte. Aber die realen Momente spielten bei ihm die Hauptrolle, wie er selbst damals das eigene Verdienst Crispi gegenüber in dem Satze zusammenfaßte: „Wir haben Europa einen Dienst erwiesen." Die Stellung seiner Politik anderen Staaten gegenüber war im Grunde immer die Wallensteins zum Grafen Isolani: „Ich habe Dank ja nie von ihm gefordert."

Aber wenn er alle Sicherheitsmaßregeln gegen einen drohenden Brand getroffen hatte, so suchte er den Ausbruch selbst zu hindern. Darum hat er die Beziehungen zu Petersburg nie völlig abgebrochen. Bot doch das Habsburger Völkergewirr keine bleibende Sicherheit. Jeden Augenblick konnte dort die Stimmung umschlagen, und so galt es, sich dagegen wiederum durch Rußland zu sichern. Ja, er wollte dem Zaren selbst einen Rückhalt geben gegen die Mächte der Tiefe in seinem gewaltigen und doch völlig unterhöhlten Reiche. Denn die Geister der Revolution in Rußland hatten antideutsche Tendenz. Der Zar konnte bekehrt werden, der Panslawismus niemals. Das fühlte auch Alexander III., der am 13. März 1881 seinem grausam ermordeten Vater gefolgt war. So suchte er durch die Freundschaft mit Deutschland gegen die Strömungen im eigenen Lande anzukämpfen, die mehr denn je im Bunde mit Frankreich ihr Heil suchten. Er tat's nicht gern. Als Zarewitsch hatte er anders gedacht und in einer Besprechung mit dem deutschen Kronprinzen einmal seine Wünsche offen ausgesprochen: Rußland

wolle von Deutschland nichts als die Weichselgrenze. Er hegte also bestimmte Eroberungsgedanken. Diese mußte er freilich jetzt zurückstellen, da ihn die Ereignisse selbst an den deutschen Freund herandrängten. Dazu kam, daß sein neuer Minister Giers anders und ehrlicher dachte als Gortschakow. Gewiß hatte die kurze Ära Gambetta, der im August 1881 Ministerpräsident geworden war, die panslawistischen Wünsche wieder zum Sieden gebracht. Doch Gambetta war nicht Frankreich. Dieses wollte von den abenteuerlichen Plänen nichts wissen, und sein baldiger Tod schien auch die Petersburger Freunde zu entmutigen. Aber in der Armee feierte der antipreußische Geist noch weiterhin seine Orgien, und General Skobelew verstieg sich zu den leidenschaftlichen Worten: Bismarck hat nur durch Eisen und Blut ein Reich gegründet, das nur durch Eisen und Blut zertrümmert werden kann und muß. Doch der Zar selbst mußte ihn zum Schweigen bringen wie die ganze durch Gortschakow angezettelte und auf den Krieg abzielende Hetze.

Auch diesem Treiben gegenüber finden wir Bismarck ruhig und kühl auf seinem Posten und die Intrigen mit fester Hand abwehren. Dabei wurde ihm vor ganz Europa eine große Genugtuung zuteil: nach Gortschakows Tode wurde in dessen Nachlaß sein Briefwechsel gefunden, der die Anregung auf erneute Annäherung der drei Kaiserreiche enthielt. Und in der Tat gelang es ihm, das alte Bündnis, das die drei Staaten zu gegenseitiger, wohlwollender Neutralität verpflichtete, im März 1884 zu erneuern. Noch im September kamen die drei Monarchen in Skiernewice zusammen. Wenn der Bund zunächst eine bestimmte Richtung hatte, so wandte sich diese gegen England und das neue Ministerium Gladstone, das, seinen liberalen Neigungen folgend, aufs neue eine Politik der Unruhe heraufbeschwor und zumal Bismarcks Absichten England gegenüber durchkreuzte, dafür aber die drei Kaiserhöfe wieder enger zusammenführte. Das Kabinett von St. James war durch die französische Erwerbung von Tunis genötigt gewesen, mehr mit Deutschland und seinen Verbündeten zu rechnen, ohne Bismarck weiter zu bringen, als daß er auch in der ägyptischen Frage den ehrlichen Makler spielte. Denn England zu hemmen vermochte er nicht. Aber den drohenden Krieg von Europa fernzuhalten, das war ihm auch in dieser schwierigen Frage gelungen, und dadurch hat er Deutschlands Weltstellung wiederum bedeutend erhöht.

Und doch ist Bismarcks äußere Politik nur der Rahmen für die mächtige Entfaltung der inneren Verhältnisse des neuen Reichs. Sie hat in der Geschichte der Staaten kaum ihresgleichen. Anregung, Plan und Ausbau sind sein Werk. Blüten und reife Früchte finden sich zu gleicher Zeit an dem Wunderbaum seines Schaffens. Kaum ist ein Ziel ins Auge gefaßt, so schreitet

er schon wieder zu neuen Entwürfen. Seine schöpferische Kraft scheint, statt zu versiegen, mit den Jahren und den Aufgaben zu wachsen. Es war, wie er selbst einmal sagt: „Es gibt eine Menge Leute, die haben ihr ganzes Leben hindurch nur einen einzigen Gedanken, und mit dem kommen sie nie in Widerspruch. Ich gehöre nicht zu denen; ich lerne vom Leben, ich lerne, so lange ich lebe, ich lerne noch heute.“ Dabei aber ist sein einziger Kompaß, sein einziger Polarstern immer die „salus publica“ gewesen.

Doch es handelte sich nicht bloß darum, diese großartigen Entwürfe, die das deutsche Wirtschaftsleben völlig umgestalteten, zu schaffen, sondern sie auch durchzusetzen und durchzukämpfen, gegen viel zahlreichere und verschiedenartigere Gegner als sie einst der Militärreform entgegengestanden. Er mußte den Kampf führen gegen jede Art von Fraktionspolitik, die ihm in tiefster Seele verhaßt war, wie auch dem Volke. „Das Volk ist es müde,“ sagte er in seiner berühmten Rede vom 5. Mai 1881, „sich mit hoher Politik und mit Fraktionspolitik zu beschäftigen. Es will seine praktischen Interessen wahrgenommen sehen, die Streitigkeiten der Fraktionen halten es davon ab und sind ihm langweilig.“ Und in diesem Ringen mit dem Parlament, in dem seine Reden die gewaltigen und unvergänglichen Marksteine bilden, zeigt sich mit alles durchdringender Helle das Positive seines Schaffens. So gelang es ihm neben den wirtschaftlichen Entwürfen, den Ausblick in eine völlig neue Sozialpolitik zu eröffnen, die das heilvolle Gegenstück zum Sozialistengesetz war. Noch niemals hat ein Gesetzgeber die Pflicht des Königtums für das Wohl der Untertanen, für die Schwachen und die Schwächsten seines Landes in so großzügiger Weise aufgefaßt, wie er und der Kaiser, der sich die Grundzüge von Bismarcks Sozialpolitik völlig zu eigen machte und sie in der neuen und feierlichen Form einer kaiserlichen Botschaft am 17. November 1881 dem Reichstag verkündete. Ihre Wirkung auf Volk und Welt war freilich stärker als auf den Reichstag selbst, den am 14. April 1883 eine neue Botschaft mit hohem Ernst mahnen mußte, nicht länger zu zögern: „Unsere Kaiserlichen Pflichten gebieten uns aber, kein in Unserer Macht stehendes Mittel zu versäumen, um die Besserung der Lage der Arbeiter und den Frieden der Berufsklassen untereinander zu fördern, solange Uns Gott Frist gibt zu wirken.“ Er wollte den Abschluß erleben als Krönung seines eigenen Königswirkens, wie er Bismarck Gesundheit und Ausdauer wünschte „zur Aus- und Durchführung noch so vieler und großer Pläne, die sein Genius seiner schöpferischen Kraft eingab“. Er, der König, das ist sein Ruhm, hat sich als Höchster, als Erster vor dem Genius geneigt und stand hinter ihm, da dieser seine Pläne dem Parlament gegenüber zu vertreten und zu verteidigen hatte.

Der Widerstand ging wiederum vom Liberalismus aus. So trifft diesen ein großer Teil der Schuld, wenn der Kanzler jetzt rascher zum Frieden mit der Kurie gedrängt wurde und aus taktischen Gründen von der errungenen Stellung mehr preisgeben mußte, als er unter anderen Verhältnissen getan hätte. Freilich hatten sich die inneren Gründe, die ihn einst zur Verschärfung des Kampfes getrieben, verflüchtigt. Ja, es hatte auch für ihn einen gewissen Reiz, zu sehen, wie die feindliche Partei, die ihre Macht aus der Gründung des Reiches gewonnen hatte, nicht bloß den Kampf gegen dasselbe aufgeben, sondern sich zur Mitarbeit an seinem Ausbau bequemen mußte. In der Tat, dem Zauber, der von seiner Schöpfung ausging und immerdar ausgehen wird, konnte und kann sich auf die Dauer keine Gruppe des Volkes entziehen, mag sie noch so trotzig und noch so heftig schmollend beiseite stehen.

Die Anziehungskraft war gewaltig. Und Bismarck suchte sie mit allen Mitteln zu stärken. So gelang es ihm, auch die Hansestädte, die noch ein wirtschaftliches Sonderdasein zu führen versucht hatten, zum Zollanschluß an das Reich zu bewegen. Nur die Parteien setzten ihren Widerstand fort und zwangen ihn, wiederholt dem Parlament in Kampfstellung gegenüberzutreten und ihm mit kühnem Wort den Fehdehandschuh hinzuwerfen. Aber in seinen Reden liegt doch eine Fülle von erzieherischen Ideen, die in der Zukunft noch besser wirken werden als in den Tagen, da man aus seinen Worten nur den zornigen Groll gegen die doktrinären Feinde seiner Reformen heraushörte. Doch was im Volke schließlich begeistertes Verständnis weckte, dem konnten sich auf die Dauer auch die Abgeordneten nicht entziehen. Sie wären sonst ins Feuer zwischen Volk und Kanzler geraten. Das Volk verstand ihn vielleicht deshalb früher, weil es ihn liebte, weil es in seiner Persönlichkeit und in seinem Werk die eigene Größe verkörpert sah. Diese Stimmung war mit dem Reichsgedanken ständig gewachsen, ja hatte diesen selbst in allen Teilen und Schichten Deutschlands gefördert. Das Volk sagte: Bismarck und das Reich. Es liebte seine Schöpfung um seines Helden willen. Und so ward des Fürsten siebzigster Geburtstag als Nationalfest freudig begangen. Noch nie ist ein Staatsmann in so überwältigender Weise von einem Volke gefeiert worden, von hoch und nieder, von groß und klein. Es schwoll ihm selber freudig das Herz, und ein tiefes Glück erfüllte ihn, als er zum ersten Male wieder nach Jahren das Schloß Schönhausen betrat, das die Nation aus den fremden Händen, in die es geraten war, zurückerworben und ihm als Geburtstagsangebinde dargebracht hatte.

Es war die Stätte seiner Geburt. Nun knüpfte sich sein eigener Ruhm an den ehrwürdigen Namen. Und er sah sein Haus gedeihen. Die Tochter

hatte sich schon im Jahre 1878 mit dem Grafen Rantzau vermählt. Sein Sohn Bill verlobte sich bei der Geburtstagsfeier mit seiner Base, der jungen Gräfin Arnim, und noch im Juli wurde die Hochzeit gefeiert. Herbert aber war in die diplomatische Karriere eingetreten und schickte sich an, der Helfer und Mitarbeiter des Vaters zu werden. Verstanden aber wurde er doch von niemandem so voll und so tief wie von der Gefährtin seines Lebens, die er den steilen Weg von Schönhausen mit hinangeführt hatte zu jener Höhe, auf der ihn die Welt sah und trotz allen Hasses der Feinde bewundern mußte und bewunderte. Sie hatte nur ihm gelebt und den Kindern, aber ihn aufgerichtet und gestärkt, wenn sein eigenes starkes Herz versagen wollte.

Doch jetzt gewann er von den Früchten, die er reifen sah, neue Kraft. Es war ein Vorwärts auf der ganzen Linie. Ein Schwung war in der Nation zu spüren, der durch die Gefahren, die sich aufs neue zeigen wollten, nur erhöht wurde. Vor allem begann der Deutsche an der Kolonialpolitik Freude zu gewinnen, und Bismarck wies auch hier die Bahn, nachdem er die Dinge ruhig an sich hatte herankommen lassen. Denn nichts lag ihm ferner als die utopistischen Träume von einem Kolonialreich, für das die Basis erst zu schaffen war. Aber wenn Weltpolitik getrieben werden mußte, dann durfte sein Deutschland nicht zurückstehen. Und da deutscher Unternehmungsgeist wirklich in Afrika festen Fuß gefaßt hatte, versagte er den Kühnen den Schutz des Reiches nicht. Er schien sich sogar der neuen nationalen Regung, die in immer weiteren Kreisen Anhänger fand, zu freuen. So förderte er sie nach innen und auch nach außen. Die inneren Gegner waren die gleichen, die ihm jeden Schritt auf seiner Bahn erschwert hatten. Ihm kam es nicht darauf an, sie auch in diesen Fragen beiseite zu drängen. Aber in der Außenpolitik begegnete er, wie einst in dem schleswig-holsteinischen Konflikt, den englischen Machenschaften. Ihn schreckte auch jetzt diese Macht in keiner Weise. Das Schwergewicht des Reiches hielt er für groß genug, um es England gegenüber in die Wagschale zu legen. Es gab genug der Fragen, wo das Kabinett von St. James Deutschlands gute Dienste brauchte. Und ein Dienst war des anderen wert. Nun zeigte sich auch, wie glücklich er bisher Frankreich behandelt hatte. Nicht ohne Grund hatte er die französischen Staatsmänner in ihren kolonialen Plänen ermutigt. Jeder Schritt, den sie taten, sei es in Ostasien oder in Afrika, drängte sie von England ab. Als aber dieses, durch die Erfolge in Ägypten ermutigt, durch den Vertrag mit Portugal vom Februar 1884 am Kongo sich seinen Einfluß sichern wollte, gebot er ihm mit Entschiedenheit Halt. Und da er die Mächte zu der Kongokonferenz nach Berlin entbot, hatte er Frankreich völlig an seiner Seite. Es gelang ihm, die Freiheit des afrikanischen Stromes zu retten und dem

Reiche die Entwicklungsmöglichkeit in dem zukunftsreichen Erdteil zu sichern. So hatte selbst die mächtige Königin der Meere dem starken Drucke seiner Hand nachgeben müssen. Und schon begann die junge Flotte zu erstarken; auch das Projekt des Nordostseekanals, auf das er schon seit 1864 hingearbeitet hatte, konnte, wenn auch spät, noch unter seiner Führung in Angriff genommen werden.

Aber wenn außerhalb Europas Frankreich Hand in Hand mit ihm ging, der alte Revanchegedanke kam trotzdem nicht zur Ruhe. Er blieb das Schlagwort für die Feinde der Republik und tat seine Wirkung auch dann, wenn er aus so prahlerischem Munde kam wie dem des Generals Boulanger. Einen schöpferischen Gedanken hat dieser freilich nie gehabt, er konnte nur Erregung und Unruhe schaffen. Aber auch das wollte Bismarck nicht dulden. Und er öffnete den Drängern die Augen über die Gefahren, denen sie ihr Land in blinder Wut entgegenführen wollten. Indes bedenklich waren solche Ausbrüche des französischen Vulkans immer. Denn flog ein Funke auf, so konnte er zünden. Des Brennstoffs gab es ja genug. War es doch gerade damals Rußland gelungen, den Fürsten Alexander von Bulgarien, der seit 1879 dort waltete und sich aus den russischen Schlingen zu lösen versuchte, zum Weichen zu zwingen. Er war ein deutscher Fürstensohn, und sein junges Heldentum weckte ihm die Sympathien der Heimat. Aber nun drohte ein Zusammenstoß des Moskowiterreiches mit Österreich, das seine Balkaninteressen für gefährdet hielt. Erfolgte dieser wirklich, dann war auch für Deutschland der Krieg kaum zu vermeiden und gerade die Verträge, die den Frieden verbürgen sollten, hätten es mit hineingezogen. Und Rußland wäre schwerlich allein geblieben. Es hätte in Frankreich den Kampfgenossen gefunden. Für Bismarck war es ein schweres Stück Arbeit, abzuwenden, was unabwendbar schien. Er mußte seine Politik durchkämpfen gegen die Stimmungen der liberalen Kreise in Deutschland, die ohne Rücksicht auf die politische Lage für den Bulgarenfürsten Partei ergriffen. Er mußte ihnen klar machen, wie verfehlt und gefährlich es wäre, sich in Dinge zu mischen, die Deutschlands Interessen in keiner Weise berührten. Er mußte in Wien und zumal in Pest die Hoffnungen dämpfen und den leidenschaftlichen Führern der österreichischen Politik zeigen, daß Deutschland sich die Freiheit seiner Entschlüsse nicht verkümmern lasse, durch nichts und durch niemand.

Aber während er anderseits Rußland über die deutsche Haltung in weitgehender Weise beruhigte, hemmte er doch die Kriegslust der Gegner in West und Ost durch die Stärkung der deutschen Wehrmacht. Solche Sprache verstanden sie am besten. Jene war seine stete Sorge gewesen, und er hätte gerne schon im Jahre 1874 die Heeresorganisation für alle Zeit durch ein

Militärgesetz festgelegt. Das war damals freilich unmöglich, und so hatte er sich auf dem Wege des Kompromisses dazu verstanden, daß die Bewilligung immer auf sieben Jahre erfolgen sollte. Die Frist des Septennats lief mit dem Jahre 1888 wiederum ab, und so brachte Bismarck jetzt die Vorlage ein, die er durch den Hinweis auf den früher oder später drohenden Krieg mit Frankreich begründete. Indes noch einmal regte sich die Opposition. Nicht gegen die Zahl und nicht gegen die Kosten. Das wagten selbst Windthorst und Eugen Richter nicht. Doch nicht mehr auf sieben Jahre. Sie pochten auf ihr Bewilligungsrecht und wollten es durchsetzen um jeden Preis. Das bedeutete in diesem Augenblick zweifellos eine Schwächung der politischen Stellung Deutschlands. Aber auch abgesehen davon war Bismarck nicht gewillt, das Heer in die Hände des Parlaments zu bringen, und so löste er den Reichstag, mit dem er sich so lange gequält hatte, auf. Er wußte, daß die Stimmung des Volkes ihm einen anderen Reichstag schaffen würde. Und er erlebte es, daß sogar der Papst eine Mahnung an das Zentrum ergehen ließ, für die Vorlage zu stimmen. Sie hatte aber nur den Erfolg, daß sich die Partei der Abstimmung enthielt. Im übrigen erfüllte der neue Reichstag Bismarcks Erwartungen vollkommen. Jetzt hatte er eine Majorität, wie er sie sich immer gewünscht hatte. Das Septennat und die Heeresvermehrung wurden bewilligt, ebenso große Summen für die Festungen und strategischen Bahnen. Die Wehrkraft des Reiches war gesichert, und so konnte er, ohne sich etwas zu vergeben, jenen leidigen Zwischenfall an der Westgrenze, die sogenannte Schnäbeleaffäre, die neue Erregung gebracht hatte, durch die Freilassung des als Spion verhafteten Polizeikommissärs Schnäbele erledigen.

Aber er zog doch die Konsequenzen aus der Lage. Noch war das Jahr seit der Bewilligung des Septennats nicht zu Ende, da brachte er das neue Landwehrgesetz ein, durch das die Landwehrpflicht bis zum neununddreißigsten Lebensjahre verlängert wurde. Das bedeutete für die Armee einen Zuwachs von siebenhunderttausend Mann. Er selbst übernahm die Vertretung vor dem Reichstag, zu dem er am 6. Februar jene berühmten Worte sprach: „Wir Deutsche fürchten Gott, sonst nichts auf dieser Welt.“ So kühn und groß hatte er kaum je vorher die Worte gesetzt. Er entrollte dem atemlos lauschenden Reichstag die politische Lage, er wies auf die Notwendigkeit hin, einmal den Krieg gegen zwei Fronten zu führen, aber auch auf die Kräfte des deutschen Volkes, die es sicherten gegen jeden Angriff von außen. Er gab ein Bild von diesem Volksheer, von dem Geist der Mannschaften und der Offiziere, von der Gewalt, die in einer Erhebung dieses Volkes und dem Losbruch des „Furor Teutonicus“ liegen würde. Und doch schwebte über diesem

Bilde von der kriegerischen Größe der Hauch weiser Mäßigung, die aber die Wirkung seiner Darlegungen nur zu erhöhen vermochte. Denn Kühnheit und Vorsicht waren von je seine führenden Tugenden gewesen.

Und diese Vorlage hatte er eingebracht, nachdem er Frankreich beruhigt und Rußland wieder fester an Deutschland gebunden hatte. Die Verhandlungen hatten ja nicht geruht. Gesteigerte Spannung hatte mit freundlicheren Stimmungen gewechselt. Und nie hatte es an Intrigen gefehlt. Nachdem Gortschakow abgetan und gestorben war, suchten andere Hände die Fäden zu verwirren, die Bismarck immer wieder entwirrte. So wirkte am dänischen Hofe die Prinzessin Waldemar, eine Tochter des ehr- und ränkesüchtigen Hauses Orleans, die dem Zaren angebliche deutsche Treulosigkeiten in der bulgarischen Frage enthüllte und die belastenden Schriftstücke vorlegte. Der Zar war von tiefstem Groll erfüllt. Aber als er trotzdem auf seiner Rückreise von Kopenhagen den Berliner Hof aufsuchen mußte, nahm Bismarck den günstigen Augenblick wahr. Er überzeugte ihn vollkommen von der Unwahrheit der „orleanistischen Aktenstücke“ und schloß mit ihm in tiefstem Geheimnis den „Rückversicherungsvertrag“, der dem Bündnis mit Österreich erst den vollen Wert gab, weil er Rußland gegen Österreich, aber auch dieses gegen die Moskowiter zu schützen versprach. Es war sein Meisterstück, das freilich sein Nachfolger Caprivi nicht verstanden und nicht richtig gewertet hat. Dieser gab es unbedenklich preis und hat damit den französischen Umtrieben in Petersburg Tür und Tor geöffnet. Da hat Bismarck in zornigem Unwillen selbst den Schleier gelüftet, der diesen Geheimvertrag so lange selbst vor den Augen des Wiener Hofes verhüllt hatte. Freilich war er nur ein Glied in dem System gewesen, das er geschaffen hatte, und das nur er zu beherrschen vermochte. Er war der letzte, der Verträgen allzu große Dauer zutraute. Er wußte, sie hielten nur so lange, als sie den Interessen der Vertragschließenden entsprachen. Das wichtigste blieb immer die eigene Geltung: der große Nutzen, den ein starker Freund zu bieten vermochte, die schwere Gefahr, die dem Angreifer drohte: das waren die besten Helfer seiner Politik. Bei ihm gingen kriegerische Haltung und politische Schlagfertigkeit Hand in Hand. Er konnte sich auf den starken Rückhalt des deutschen Heeres verlassen, ohne mit dem Säbel zu rasseln. Um so mehr fiel sein entgegenkommendes Wort in die Wagschale, um so gewichtiger war das drohende Blitzen seines gewaltigen Auges. So begann Europa und der ganze Erdkreis mit Deutschlands Größe zu rechnen, und obwohl die jüngste der Mächte, galt es bald als eine der stärksten: vor allem durch sein Heer, das er hatte schaffen helfen, dem er das Feld, sich zu bewähren, gewiesen und dessen Siege er in unvergleichlicher Weise zu nützen verstanden hatte.

Wilhelm I., Bismarck und Moltke in der Walhalla in Regensburg.

So hatte er denn mehr gehalten, als er an jenem Septembertag des Jahres 1862 seinem König versprochen. Aber was er ihm damals gewesen war, das ist er ihm stets geblieben. Ja, die Gegensätze, die im Lauf der langen Jahre hervortreten mußten und dem Minister so manche bittere Stunde bereitet haben, waren mit den Jahren mehr und mehr geschwunden. Ein tiefes freundschaftliches Gefühl verschönte das Vertrauen und die Dankbarkeit des greisen Fürsten, der immer mehr erkannte, daß sein Kanzler gerade dann recht hatte, wenn er ihm am heftigsten widerstrebte. Es war ihm nicht immer leicht geworden, ihm zu folgen, aber zu bereuen hat er's nie gehabt. Und es ist das stärkste Zeichen seines edlen menschlichen Gefühls, wenn er ihm zum siebzigsten Geburtstag das Wernersche Bild von der Kaiserproklamation zu Versailles schenkte und mit den Worten begleitete: „Dasselbe vergegenwärtigt einen der größten Momente der Geschichte des Hohenzollernhauses, dessen niemals gedacht werden kann, ohne sich zugleich auch Ihrer Verdienste zu erinnern." Es ist, als ob er jetzt nach vierzehn Jahren seinen damaligen Groll hätte versühnen wollen, um auch den leisesten Schatten aus der Erinnerung zu scheuchen. Denn er war ihm gewissermaßen der gottgesandte Held, den ihm der Ewige „zur Seite stellte, um Seinen Willen auf Erden auszuführen".

Bismarck aber blieb immer, nicht in bescheidenem, sondern im Gegenteil stolzem Gefühl der brandenburgische Lehensmann und preußische Offizier. „Ich liebe mein Vaterland," so schrieb er ihm zum Dank für die obigen Worte, „das deutsche wie das preußische, aber ich hätte ihm nicht mit Freuden gedient, wenn es mir nicht vergönnt gewesen wäre, es zur Zufriedenheit meines Königs zu tun." Es war dies sein echtes Empfinden, das ihn von früh an beseelt hatte und das in den letzten Jahren des Zusammenwirkens noch stärker geworden war. Wohl hat es Fürsten von großer Bedeutung gegeben, an deren Seite ein großer Mann gestanden, der ihr Vertrauen genoß, vielleicht auch ihre Freundschaft. Wir dürfen dabei an Barbarossa und Reinald von Dassel, selbst an den zweiten Friedrich und Petrus von Vinea denken. Aber diese Mischung von Genie, Gefolgsmann und deutschem Patrioten steht einzig da, ebenso wie die innige Gemütsverbindung des überragenden Mannes mit seinem Kaiser und seinem Volke. Es ist keine Frage, daß der greise Monarch die Verehrung Deutschlands, ja der Welt genoß. Aber man hatte überhaupt nicht das Bedürfnis, ihn von seinem Kanzler getrennt zu betrachten, geschweige denn zu beurteilen. Sie waren in den Augen der Nation vielleicht noch mehr miteinander verwachsen als in Wirklichkeit. Das Volk hat diesen Bund gesegnet und schöpft daraus heute noch tiefe völkische Anregung. Es verkleinert nicht die Bedeutung des Genies, daß es nicht eigene, revolutionäre Bahnen gegangen, sondern ein treuer Diener seines Herrn geblieben ist bis

ans Ende, aber es vergrößert in dem Leben des Herrschers alle Verhältnisse, daß ihm das Genie gedient hat, daß es seinem Königsgefühl zuliebe selbst den dämonischen Geist, der in ihm pulsierte, zähmte und der patriarchalischen Erscheinung durch seine stete Huldigung den hellsten Glanz verlieh. Davon aber hat der monarchische Gedanke an sich unendlich viel gewonnen, und man darf sagen, daß er nie reiner, edler und stärker zum Ausdruck gekommen ist als in dieser Ära, der das seltene Glück zuteil wurde, von dem Genie geschaffen zu sein. Das war aber nur möglich, weil der Glanz, mit dem Bismarck seinen königlichen Herrn umgeben hat, kein äußerlicher war, sondern dessen ganzes Wesen, all seine inneren Vorzüge zur Entfaltung brachte. Er beherrschte ihn nicht, suchte ihn nicht zu beherrschen und zur Bedeutungslosigkeit herabzudrücken, sondern von der Notwendigkeit eines jeden Schrittes zu überzeugen. An seiner starken Persönlichkeit ist auch die des Königs erstarkt. Er hatte vor allem seelischen Anteil an den Kräften seines Kanzlers, der zu gleicher Zeit die Verkörperung des deutschen Wesens war. Hier liegt die tiefe und geheimnisvolle Schönheit dieser großen Zeit. Von hier geht ihr eigentlicher Zauber aus, dem sich die Zeitgenossen und auch die Epigonen nicht entziehen können. Bismarck wäre auch ohne Wilhelm I. zu Hohem und Höchstem gelangt, aber die tiefe, weihevolle Harmonie, die durch sein Werk klingt, wie aus der Memnonssäule beim Sonnenaufgang, entspringt seinem tiefen Gefühl für den königlichen Herrn.

Das gibt auch dessen letzten Jahren den eigentlichen Inhalt. Er hat die neunzig erreicht, und er durfte aus der Feier, die ihm Deutschland, ja die Welt bereitete, erkennen, daß er nicht bloß Ehre, sondern auch Liebe gefunden hatte, daß er nicht bloß mit seinen Preußen, sondern auch mit seinen Deutschen untrennbar verwachsen war — er, der Patriarch unter den Fürsten der Erde!

Freilich, ein schwerer Schatten fiel in den Abendschein dieses edlen Lebens: die unheilbare Erkrankung des Sohnes, welche die Tragik in dessen Schicksal noch mehr verdüsterte. Aber da war ihm Bismarck der starke Trost, der ihm wenigstens den einen Teil seiner Kümmernis wegnahm, die Sorge für die Zukunft des Reichs. Es war ihm Labsal, daß er dem kranken Sohn und, wenn es das Schicksal wollte, dem Enkel den treu bewährten Rat zur Seite lassen konnte, und sein greises Auge freute sich, da es sehen durfte, mit welcher Verehrung und welch begeistertem Vertrauen Prinz Wilhelm an dem Kanzler hing. Er war ihm näher getreten als sein Vater. In ihm war kein tendenziöser Widerspruch gegen den Kanzler und die Richtungen seiner Politik. Es zeigen sich deutliche Spuren, wie der greise Fürst gleichsam die Hand seines Enkels in die seines größten und treuesten Dieners gelegt hat. Aber der Prinz hatte von sich aus das Gefühl für Größe und wollte sich dem

nicht entziehen. Er dachte nicht wie sein Großvater, der Leid und Freud mit ihm geteilt hatte, aber mit starker Ursprünglichkeit hegte doch auch er die Verehrung, die dem Gewaltigen das Zeitalter bot.

Er wäre ihm gerne Schüler gewesen. Aber Bismarck hat überhaupt nicht in dem gewöhnlichen Sinne Schule gemacht. Dazu war er zu sehr mit seinem Werke verwachsen und mit dessen Ausbau beschäftigt. Es gab keinen Ruhepunkt in dem rastlosen Getriebe dieses gewaltigen Räderwerks, das nicht stille stehen durfte. Was sein greiser Herr noch in den letzten Stunden seines ins Patriarchenalter hinüberragenden Lebens von sich selber sagte: „Ich habe keine Zeit, müde zu sein", das galt auch von seinem Kanzler. Aber es war ein schönes und sicheres Arbeiten. Ihm wog das rückhaltlose Vertrauen seines Kaisers alle Mühe und jede andere Sorge auf. Und das große, einzigartige Verhältnis der beiden gewann mehr und mehr einen rührenden und ergreifenden Zug. Er hatte ja in weit größerem Grade als jeder andere Gelegenheit, die edlen, königlichen Eigenschaften zu bewundern, die durch das Alter ihre volle Verklärung erfuhren. Ihn selbst dünkte jeder Tag gewonnen, der dem Greise geschenkt war und den er ihm durch das Gefühl, daß alles im Reiche sich in aufwärtsstrebender Richtung bewege, verschönen konnte. Und in seinem Innern wirkten jene Lichtstrahlen königlicher Weisheit am stärksten nach. Er empfand die Weihe, die von dem ehrwürdigsten der Monarchen ausging. So gehören die letzten Zeiten Kaiser Wilhelms zu den schönsten in Bismarcks Leben.

Aber dann schlug doch die Stunde, wo es galt, Abschied zu nehmen. Es war ein schönes Sterben, ein Verdämmern, in welchem noch einmal all die Liebe, all das Pflichtgefühl, die ihm eigen gewesen, zutage traten. Auf diese letzten Atemzüge lauschte gleichsam die Welt. Und in dem stillen Sterbegemach vollzog sich ein stummer, aber erschütternder Abschied. Seine Lieben und Getreuen umstanden das Sterbebett. Freilich der Sohn fehlte. Ihn suchte das brechende Auge vergebens. Aber er sah seinen Kanzler, der ihm ein Menschenalter lang gedient, der ihm alles drohende Unheil abgewendet hatte. Aber er löste auch sein Wort im Sterben ein. Nur der Tod hat die beiden zu trennen vermocht. Doch als der letzte Atemzug verwehte und der Tod still gegangen kam, da erschütterte der Schmerz den eisernen und innerlich doch so weichen Mann. Da brach das starke Gefühl der Liebe und Treue durch, die seinen Taten doch den schönsten Glanz verleiht. Es ist ein Bild von wahrhaft poetischer Größe, wie er noch einmal dem Toten huldigt und ihm das letzte Lebewohl sagt. Und dann sehen wir ihn im Reichstag, wo er als Todesbote erscheint und mit Tränen im Auge und bebender Stimme dem Heimgegangenen ernste und weihevolle Worte widmet. Des Verklärten Bild

stand vor ihm, da er schloß: „Die heldenmütige Tapferkeit, das nationale hoch gespannte Ehrgefühl und vor allen Dingen die treue, arbeitsame Pflichterfüllung im Dienste des Vaterlandes und die Liebe zum Vaterlande, die in unserem dahingeschiedenen Herrn verkörpert waren, mögen sie ein unzerstörbares Erbteil unserer Nation sein, welches der aus unserer Mitte geschiedene Kaiser uns hinterlassen hat! Das hoffe ich zu Gott, daß dieses Erbteil von allen, die wir an den Geschäften des Vaterlandes mitzuwirken haben, in Krieg und Frieden, in Heldenmut, in Hingebung, in Arbeitsamkeit, in Pflichttreue treu bewahrt bleibe."

Ausklang

„Nun blitzt es doch vom Throne hell,
Süddeutschlands freudiger Kampfgesell
Von Wörth, das Schwert, das scharfe!"

So sang damals Felix Dahn dem zurückkehrenden Kaiser Friedrich entgegen und drückte damit das Gefühl aus, das die ganze Nation hegte. Sie freute sich, daß er, wenn auch dem Tode geweiht, den Kaiserthron bestieg, den er hatte erkämpfen helfen. Auch Bismarck teilte diese Empfindung. All der Zwiespalt, der beide seit jenem 20. September 1862 getrennt und nur in einzelnen entscheidenden Momenten geschwiegen hatte, war erloschen. Friedrich Wilhelm hatte verzichten müssen auf die kühnen und hochfliegenden Pläne, durch eigene Kraft, mit ungebundenem Willen dem Reiche ein goldenes Zeitalter zu geben und diesem Ziel auch über den stolzen Willen und die unvergleichliche Staatskunst Bismarcks hinweg entgegenzuschreiten. Jetzt mußte er froh sein, ihn zur Seite zu haben. Darin lag für ihn der schmerzlichste Verzicht, aber auch eine gewisse Größe. Und Bismarck empfand das mit schönem Dankgefühl. Der tiefen Tragik hat er sich nicht entzogen,

„In seiner Mannheit stolzer Blüte
Des siegreichsten Geschlechtes Herrn
Als seines Siechtums Knecht zu sehn!"

Er war ihm nach Leipzig entgegengefahren, und als er den Wagen betrat, kam der müde Kaiser auf ihn zu, umarmte und küßte ihn. Ein ergreifendes Bild! Schöner und befriedigender als gar manche zu schauen gehofft. Die hatten sich diese Begegnung ganz anders gedacht: ein neuer Herrscher, ein neues System, in das Bismarck nicht mehr paßte! Er sollte gehen, machtlos geworden, während seine Gegner die Gunst des Fürsten genossen und über die Macht verfügten, die er, der Kanzler von gestern, bei dem alten Kaiser innegehabt hatte. Und wer könnte leugnen, daß Haß, Mißgunst und Intrige in diesen neunundneunzig Tagen reger waren als je zuvor! Auch von der Themse her haben sie ihr verderbliches und bedenkliches Spiel getrieben. Der Kaiser selbst hatte keinen Teil daran: sein Zustand schützte ihn davor. An der Türe der Krankenstube mußten die Kabalen haltmachen. Und sie hätten sein Ohr kaum gefunden. So arbeiteten Kaiser und Kanzler zusammen, und alles, was der Kranke tun konnte, und war es auch nur die Sanktion der Vorschläge des Großen, bereitete ihm eine gewisse Befriedigung. Wohl hatte er mit seinen Vertrauten ein Programm entworfen für seine Regierung und es gleich nach seiner Ankunft in Charlottenburg Bismarck zugesendet:

doch Kraft und Wille versagten, ihm Geltung geben zu können. Indes Trennendes lag nicht darin. Nur die Ausführung hätte den alten Gegensatz heraufbeschworen und wohl zum Bruche geführt. Und doch schien dieser eine Zeitlang kaum zu vermeiden.

Im kronprinzlichen Hause war man schon vor vier Jahren dem Gedanken näher getreten, die Prinzessin Viktoria mit Alexander von Battenberg, dem sympathischen Fürsten von Bulgarien, zu vermählen. Unter dem alten Kaiser war an die Ausführung dieses Planes nicht zu denken. Er hätte seine Einwilligung zu einer solchen Verbindung, die unabsehbare politische Verwicklungen nach sich ziehen mußte, nie gegeben. Dazu stand ihm der Zarenhof zu nahe. Aber gerade um die deutschen Beziehungen zu Rußland zu trüben, wurde nun von London aus, vielleicht weniger von der Königin selbst als von ihren Ministern und Vertrauten, die alte Idee wieder in Anregung gebracht. Die Prinzessin hatte sie lieb gewonnen, und es war gewiß nicht schwer, sie darin zu bestärken. Und rasch ging man ans Werk, sie auszuführen! Bald nach dem Tode Kaiser Wilhelms erfuhr Bismarck, daß bereits Ende März der Prinz Alexander in Berlin eintreffen werde. Es war eine Überraschung für den Kanzler, vielleicht auch für den Kaiser. Dieser hätte ja, wenn er seinem Herzen folgen durfte, sein Jawort gegeben, um dem Glücke des geliebten Kindes nicht im Wege zu stehen. Aber sonst gefiel ihm der ganze Plan nicht. Seine Absichten gingen über einen Schwiegersohn aus der unbedeutenden Nebenlinie eines deutschen Fürstenhauses weit hinaus. Für Bismarck aber war die Politik allein maßgebend. Der Prinz stand dem englischen Hofe nahe, und seine Person allein hätte genügt, den Unwillen und das Mißtrauen in Petersburg zu erregen. Freilich haben die Gegner des Kanzlers den Fall aufgebauscht und ihn so dargestellt, als müßte über diese Heirat sein Sturz unabwendbar erfolgen. Und so ward in die Nation eine tiefe Aufregung hineingetragen: das Für und Wider wurde laut und heftig erwogen. Es war klar, daß Deutschland seinen Kanzler gerade in dieser traurigen Zeit nicht missen wollte, und man verwünschte das Projekt schon um deswillen, daß dadurch der Gründer des Reichs von seinem Amte scheiden sollte. Bismarck aber löste mit ernstem Takte seine Aufgabe, und es gelang ihm, den Kaiser von der Unmöglichkeit eines solchen Bundes zu überzeugen. Er gab sofort seinen Gründen Gehör, und Projekt wie Krisis waren beseitigt. Aber eine Kraftprobe ist es doch gewesen, alle Wünsche und alle Einflüsse zu besiegen, die sich ihm und seiner Politik entgegengestellt hatten. Der Fall hatte ja durch die „englische Romantik“ besonderen Reiz erhalten. Aber Bismarck durchschaute das Spiel und wußte, welch kluge und für Deutschland gefährliche Praktiken dahinter verborgen waren.

Photographie im Verlag der Neuen Photographischen Gesellschaft A. G., Berlin-Steglitz.

Die Bismarcksäule in Köln a. Rh., 1903.

Nach dem Entwurf von Hartmann

Doch dieser Sieg, der jedem ruhig Wägenden selbstverständlich scheinen mußte, reizte den Zorn seiner Gegner aufs höchste. Freilich saß die Ursache tiefer. Sie fühlten sich durch ihn von dem Kaiser ferngehalten und wähnten, daß er diesen hindere, die erhoffte freisinnige Ära zur Tat werden zu lassen. Bis zu einem gewissen Grade hat das Bismarck auch getan. Er hat Kaiser Friedrich abgehalten, jene Reihen mit Huldbeweisen zu beglücken. Er warnte ihn, dadurch den Auszeichnungen parteipolitischen Charakter zu geben. Und so sind in der Tat nur Virchow und Forckenbeck dazu ausersehen worden.

Schwerer war es, den Hofprediger Stöcker vor der geforderten Absetzung zu bewahren. Freilich auch Bismarck war ihm nicht sonderlich wohl gesinnt. Er hatte auch wenig Anlaß dazu. Aber ihn vor seinen Gegnern zu schützen, das hielt er für seine Pflicht, ebenso wie der kaiserlichen Absicht, die Amnestie auch auf die Sozialdemokraten auszudehnen, entgegenzutreten. In allem gab Friedrich III. nach. Nur auf der Entlassung des Ministers v. Puttkamer blieb er bestehen. Dessen Terrorismus bei den letzten Wahlen hatte seinen Unwillen erregt, und so veranlaßte er ihn durch ein Schreiben, seinen Abschied zu fordern. Bismarck hatte sich keine Mühe gegeben, den alten konservativen Kollegen zu halten. Er war's im Grunde selbst zufrieden, wenn er ging. Denn als nach des Kaisers Tode die Konservativen dessen Rückberufung betreiben wollten, setzte er sich dem mit aller Entschiedenheit entgegen, natürlich auch mit Rücksicht auf den Verstorbenen selbst. Jedenfalls sind sich diese beiden ritterlichen Gestalten während ihres kurzen Zusammenarbeitens in feiner und taktvoller Weise begegnet.

War er doch neben der Gattin der beste Zeuge des stillen Heldentums, in welchem dieses Leben ausklingen mußte. Am 15. Juni ging die Kaiserstandarte wiederum auf Halbstock nieder. Friedrich III. hatte ausgelitten und folgte seinen begrabenen Hoffnungen nach: der dritte Preußenkönig, dem Bismarck in einflußreicher und führender Stellung gedient, war dahingegangen.

Und nun kam Kaiser Wilhelms Enkel. Ihm war es vergönnt, in voller jugendlicher Kraft zur Regierung zu gelangen. Er war denn auch voll Feuer und tiefgehender Begeisterung für seinen hohen und ernsten Beruf. Die Ideale seines Hauses vom großen Kurfürsten bis zu Kaiser Wilhelm schwebten ihm vor Augen. Er hatte dem letzteren schon zur Seite gestanden und war von ihm und dem großen Kanzler in die Geschäfte eingeweiht worden. So war er durchdrungen von den Pflichten seines Amtes, die den Drang der eigenen Persönlichkeit steigerten. Er wußte aber auch, was Bismarck dem Reiche und dem Zollernhause war. Aus vollem Herzen heraus hatte er ihn an seinem dreiundsiebzigsten Geburtstag in schwungvollen Worten gefeiert und sie eingestellt auf das ernste Bild, das ihm in jenen schweren Tagen

vorschwebte. Das Reich schien ihm ein Regiment, das zum Sturm schreitet: „Der Regimentskommandeur ist gefallen, der nächste im Kommando reitet, obwohl schwer getroffen, noch kühn voran. Da richten sich die Blicke auf die Fahne, die der Träger hoch emporschwenkt. So halten Ew. Durchlaucht das Reichspanier empor. Möge es, das ist unser innigster Herzenswunsch, Ihnen noch lange vergönnt sein, in Gemeinschaft mit unserem geliebten und verehrten Kaiser das Reichsbanner hochzuhalten.“ Mit solchen Gefühlen übernahm er die Regierung. Die Manifeste, die er erließ, trugen, im Gegensatz zu denen des Vaters, den Stempel Bismarckschen Geistes. Ebenso die Thronrede, die er, umgeben von den deutschen Fürsten, bei Eröffnung des Reichstags in feierlicher Weise verlas. Das herrliche Bild schien das Gegenstück zu der Kaiserproklamation in Versailles. Und als er das Manuskript der Thronrede dem Kanzler zurückgab, da reichte er ihm mit festem Druck die Hand, und dieser neigte sich in dem unmittelbaren Gefühl des brandenburgischen Gefolgsmannes über dieselbe und küßte sie. Und man durfte hoffen, daß Deutschland ein langes, schönes Zusammenwirken des jungen Kaisers und des im Dienste ergrauten Fürsten erleben sollte. Sicher und entschieden waren des Jungen Schritte im Geleite des Alten. Es schien keine Frage in der inneren und äußeren Politik zu geben, aus der ein Zwiespalt sich entwickeln konnte. Mit fester Hand ging Bismarck gegen die indiskrete Veröffentlichung des Tagebuches des Kronprinzen vor, die geeignet war, in das erregte Volk neue Verstimmung zu bringen. Auch hierzu gab der Kaiser seine Genehmigung, obschon es dem Sohne Kaiser Friedrichs schwer genug fallen mußte. Aber er billigte die Gründe seines Kanzlers und gab ihnen den kaiserlichen Rückhalt. Gleichwohl waren die Gegner an der Arbeit, und in Stöckers „Reichsboten“ regte sich wieder der alte, heftige Geist aus der Zeit der „Deklaranten“. Man grollte Bismarck, daß er sich zwischen diese ebenso unduldsame wie herrschbegierige Gruppe und den Kaiser stellte. Waren sie doch ebenso enttäuscht in ihren Hoffnungen wie die Deutschfreisinnigen in den neunundneunzig Tagen. Ein Parteiregiment wollte Bismarck nicht, und auch der Kaiser haßte solche Machenschaften, die seinem Drang nach voller Selbständigkeit widerstrebten. So gingen sie auch hier Hand in Hand, und der Hofprediger Stöcker, über den der Kanzler während der Tage Kaiser Friedrichs die Hand gehalten, wurde samt seinem Anhang völlig kalt gestellt.

Aber freilich je mehr sich der junge Herrscher in seine Stellung einlebte, um so unabhängiger wollte er selbst in der Zügelführung sein, um so weniger wollte er den Druck irgendeiner Hand verspüren, und wenn es selbst die altbewährte Bismarcks war. Er hatte in voller Übereinstimmung mit ihm die Reisen an die verbündeten Höfe unternommen, auch nach Petersburg und

London. Aber als er zum zweiten Male sich zu dem Zaren begeben wollte, erhob der Kanzler dagegen Bedenken. Das wirkte verstimmend, zumal die bereits erfolgte Ansage nicht zurückgenommen werden konnte. Und es begann sich die Krisis schneller vorzubereiten, als es selbst Bismarck ahnte, der doch für die Stimmungen seiner Souveräne von je ein feines Empfinden hatte.

Das Jahr 1889 war ruhig zu Ende gegangen. Beim Jahreswechsel hatte ihm der Kaiser für die Durchsetzung der Alters- und Invaliditätsversicherung, die der Kanzler so glänzend vertreten hatte — es sollte seine letzte Reichstagsrede sein — den herzlichen Glückwunsch ausgesprochen. Niemand hätte gezweifelt, daß seine Stellung fester war denn je, obschon die Gegner eifrig bei der Arbeit waren und über seine Amtsmüdigkeit, ja Amtsunfähigkeit geflissentlich Gerüchte der erbärmlichsten Art in Umlauf setzten, die auch zu dem Ohr des Kaisers drangen. Es war ein ähnliches Spiel, wie in den Tagen Harrys v. Arnim. Eine Entscheidung haben diese Herren auch jetzt nicht herbeizuführen vermocht, aber an den Gedanken, ohne Bismarck zu regieren, hat sich der Herrscher unter solchen Einflüsterungen zweifellos leichter gewöhnt als unter anderen Verhältnissen. Es war ja auch gar nicht schwer, einzelne Schritte des Fürsten in anderem und dem Kaiser peinlichem, ja verletzendem Lichte zu zeigen, zumal ersterer den Platz, den er innehatte, mit Nachdruck behauptete und vor allem auch auf geschlossenes Vorgehen des Ministeriums hielt. Er berief sich dabei auf die Kabinettsorder Friedrich Wilhelms IV. vom 8. September 1852, welche Immediatberichte der einzelnen Minister ohne Vorwissen des Ministerpräsidenten untersagte. An ihr stieß sich der Kaiser und forderte ihre Aufhebung, die Bismarck verweigerte. Damit war die Krisis an sich gegeben. Aber sie konnte zu Bismarcks Abgang doch nur dann führen, wenn seine Stellung bereits von anderer Seite her untergraben war. Und das war der Fall. Vor allem infolge des unter den eigenartigsten Umständen vom Reichstag abgelehnten Sozialistengesetzes. Es war mit der Bestimmung dauernder Geltung wiederum vorgelegt worden. Die Nationalliberalen und Freikonservativen waren zur Annahme bereit unter der Bedingung, daß der sogenannte Polizeiparagraph, der den Behörden die Möglichkeit bot, den Sozialdemokraten den Ortsverweis zu erteilen, gestrichen würde. Aber gerade an diesen klammerten sich die Konservativen, und auf ihre Anfrage, ob die Regierung das Gesetz auch ohne diese Bestimmung annehmen würde, hüllte sich Bismarck in tiefes Schweigen. Da schlossen sie sich bei der Abstimmung am 25. Januar 1890 der Linken an, und das Gesetz fiel. Doch wenige Tage später ging der Reichstag auseinander, und die Neuwahlen brachten eine volle Niederlage der Kartellparteien, auf die Bismarck sich bisher hatte stützen können.

Inzwischen aber hatte der Kaiser in zwei Erlassen eine internationale Abkunft zur Hebung der Arbeiterverhältnisse und die Verbesserung der Gewerbeordnung zugunsten der arbeitenden Klasse gefordert, zwei Maßregeln, denen gute Absicht und Großzügigkeit nicht abgesprochen werden konnten. Es fragte sich nur, ob sie damals zweckmäßig waren. Jedenfalls hat die Sozialdemokratie daraus mit gutem Erfolg Kapital geschlagen, und auch die Oppositionellen haben ihren Vorteil davon gehabt. So wurden die Wahlen vom 20. Februar eine Niederlage des Kanzlers. Es blieb nichts anderes übrig als Auflösung oder ein Paktieren mit dem Zentrum. Bismarck versuchte zunächst den letzteren Weg. Er war nicht neu. Hatte doch diese Partei zu der Durchführung des Zolltarifs entscheidend beigetragen. Er lud Windthorst zu einer Besprechung, und diese würde, wenn der kluge Führer der Ultramontanen nicht schon den nahe bevorstehenden Sturz vorhergesehen hätte, gewiß Erfolg gehabt haben. Unter solchen Umständen jedoch wollte er sich nicht mehr an ihn binden. Der Kaiser erfuhr davon und machte Bismarck am 15. März darüber in einer Weise Vorhalt, die ihn als ein Zeichen des Mißtrauens aufs tiefste kränkte. Dazu kamen noch die russischen Verhältnisse. Der Monarch hatte über den Kanzler hinweg von der angeblich feindseligen Haltung des Zaren gegen Österreich, ja von drohenden Rüstungen erfahren und drang darauf, den Wiener Hof zu benachrichtigen und sogar mit Gegenmaßregeln zu antworten. Das war eine Durchkreuzung von Bismarcks Politik. Er sah mit einem Male zwei Fäden laufen, die sich mit der Zeit verwirren und ihm die Fortführung des Amtes unmöglich machen mußten. Alles trug also dazu bei, den vorhandenen Gegensatz zu verschärfen. Bismarck aber war nicht gewillt, seine auswärtige Politik zu ändern, und in der inneren schien er, ganz abgesehen von der sozialen Frage, eine Stärkung der Regierung gegenüber dem oppositionellen Parlament um jeden Preis durchsetzen zu wollen, sei es durch wiederholte Auflösung des Reichstags oder durch Verschärfung der Lage bis zum Äußersten. Er war bereit, den Kampf gegen die Opposition noch einmal aufzunehmen wie einst vor achtundzwanzig Jahren. Wenn wir recht unterrichtet sind, wollte er zu diesem Zweck die neue Militärvorlage ausnützen, die eine Heeresverstärkung um achtzigtausend Mann vorsah. Zweifellos ein großer Plan. Aber so weit zu gehen, war der Kaiser nicht gewillt. Er wünschte den Kampf nicht und glaubte, ohne ihn auskommen zu können. Und darin wurde er gerade von einer Seite bestärkt, auf die er alles hielt und die wohl Bismarcks Verdienst würdigte, aber auch alte Verstimmungen gegen ihn niemals überwunden hat, dem Großherzog von Baden. Der ehrwürdige Fürst hat damals das unselige Wort geprägt, daß es sich darum handle, ob die Dynastie Bismarck oder die Dynastie Hohenzollern

regieren solle. So drängte alles zur Katastrophe. Die Parole wurde die Kabinettsorder von 1852. Entweder Aufhebung oder Entlassung! Und Bismarck wählte das letztere. In umfangreichem Schreiben legte er am 18. März die Gründe seines Abschiedsgesuches dar. Der Kaiser nahm es an, „betrübten Herzens", wie er in seinem Erlaß vom 20. März an Bismarck schrieb, „aber in der festen Zuversicht, daß die Gewährung Ihres Gesuches dazu beitragen wird, Ihr für das Vaterland unersetzliches Leben und Ihre Kräfte solange wie möglich zu erhalten". Er ernannte ihn zum Herzog von Lauenburg und ehrte ihn als Soldaten durch Beförderung zum Generaloberſten der Kavallerie. Der Entschluß ist ihm unendlich schwer geworden, obwohl er lange gereift war, und das Wort, das er dem Großherzog von Weimar sandte: „Mir ist so weh, als hätte ich noch einmal meinen Großvater verloren," kam ihm ohne Zweifel von Herzen. Es war eine Stimmung, die neben den anderen, die ihn bewegten und leiteten, unmittelbar herging.

Aber freilich, wenn die Könige stürzen, dann bekommen die Kärrner zu tun. Vor allem der Nachfolger des großen Kanzlers, der in die gewaltige Rüstung des Scheidenden niemals hineingewachsen ist, hat es an dem Takte fehlen lassen, der sonst selbst unter kleinen, einander ablösenden Beamten üblich zu sein pflegt. Er und viele andere haben dazu beigetragen, ihm den Abgang besonders schmerzlich und peinvoll zu machen. Kein schärferer Kontrast als dieses unwürdige Treiben und Bismarcks Scheiden aus Berlin. Er hatte sich in ritterlicher Weise von der Kaiserin Friedrich verabschiedet und einen letzten Gang getan an die Kaisergruft in Charlottenburg. Dann verließ er am 29. März die Reichshauptstadt. Sie war in tiefer Trauer. Maßlose Ergriffenheit beherrschte die Massen, die ihn noch einmal sehen, noch einmal grüßen wollten. Da haben Männer aufgeschluchzt in tiefem Weh. Und es zeigte sich hier und in ganz Deutschland, wie tief persönlich das Verhältnis des einzelnen wie der Gesamtheit zu ihm war. Liebe und Verehrung neigten sich ihm, unlösbar mit ihm verbunden. Und alle fühlten den tiefen Dank, den ihm die Deutschen schuldeten, und doch auch die Hoffnung seiner Wiederkehr! Es war wie der Dichter sagt:

Ja, Dank für alles, was du hast geschaffen
Im Frieden wie im ehernen Werk der Waffen.
Und Hoffnung, denn es ruft dein Volk dir zu:
„Rings dunkle Sturmnacht — unser Stern bist du!"
Es muß dir wohltun, Herr, in aller Pein,
So überwältigend geliebt zu sein.

Doch nun war Bismarck in Friedrichsruh, „auf den Altenteil" gesetzt, wie er in heiterer Ironie sagte. Aber wenn er auch aus Amt und Würden

geschieden, er war kein Licht, das mühsam noch flackerte und dem Erlöschen nahe war. In ihm pulsierte noch frisch und stark Lebens- und Schaffenskraft. Er hat einmal auf einsamer Fahrt in Varzin Robert v. Keudell gegenüber sein Leben in folgende Abschnitte eingeteilt: Stockpreußentum vor 1851; Lehrjahre für die europäische Politik; Kampf für das königliche Regiment; Entwicklung der schleswig-holsteinschen und zugleich der deutschen Frage; schnelle Friedensschlüsse in Nikolsburg und im Innern; Norddeutscher Bund, Zollparlament; Krieg in Frankreich, deutsche Einheit, Kaisertum, Gewinnung gesicherter Westgrenzen; hoffnungsreiche Freundschaft Österreich-Ungarns! Dem wäre manches hinzuzufügen. Vor allem: der Ausbau des Reichs, die große Wendung von 1879 und als letzter nicht minder bedeutungsvoller Abschnitt: die Tage in Friedrichsruh. Auch das war eine Schaffenszeit, die, von Groll und Polemik losgelöst, ihn als den Philosophen der Politik zeigt.

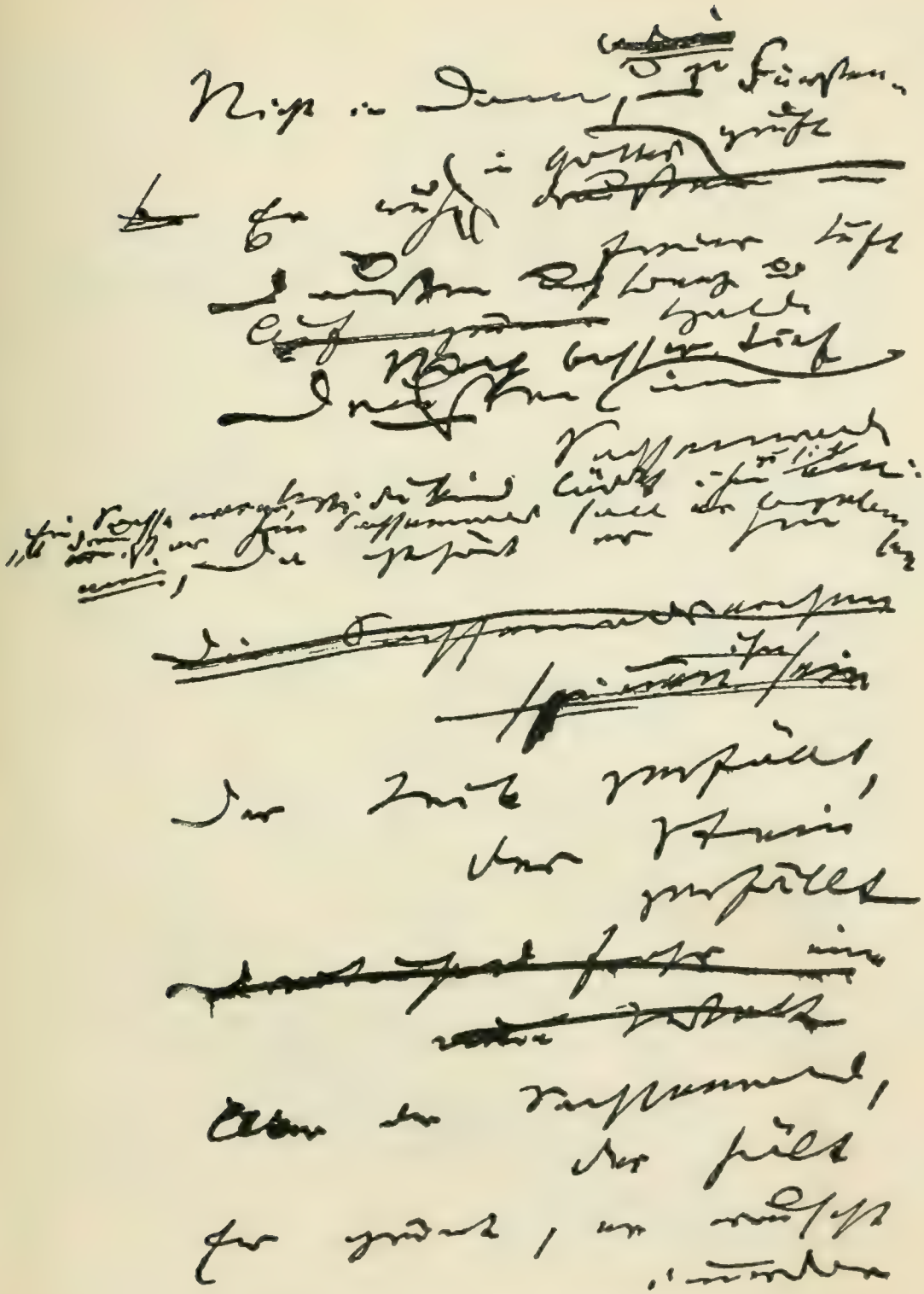
Er hatte nun, was er in früheren Tagen so oft ersehnt: die Muße des Landlebens, die tiefe Stille in Hain und Wald, die er so sehr liebte und die ihm immer wieder die alte Frische und Gesundheit geschenkt hat. Doch solcher Ruhe sich sorglos hinzugeben, dazu war sein Wesen zu vulkanisch, der Betätigungsdrang zu groß, aber auch die Fülle der Erfahrung zu reich und das ganze Nervensystem von jener schöpferischen Unruhe durchsetzt, die das Genie niemals zur Ruhe kommen läßt. Kleine Wasser und selbst Wildbäche lassen sich zähmen, Ströme suchen sich ihren Lauf. Und man würde ihn mit Maßen messen, die allzu kurz für seine Größe wären, wollte man, daß er jetzt still und schweigend auf seinem Herrensitz sich verlegen hätte, abgewandt von der Welt, der er bisher die Gesetze vorschrieb. Dann wäre er nicht der Starke, Überwuchtende gewesen, dann hätte er sich nicht an das große Werk gewagt oder es wäre ihm wenigstens nicht gelungen. Auch sein Grollen und Zürnen entsprach völlig seinem Wesen, und wir müßten es gelten lassen, auch wenn es nicht die Weisheit enthielte, die alle seine Kundgebungen dieser Tage auszeichnet, und die Fülle des Lehrreichen, die den Epigonen von höchstem Werte sein muß. Es ist in der Tat eine Zeit reicher Produktivität, in die wir erst durch das wertvolle Werk Hermann Hofmanns „Fürst Bismarck 1890—1898“ vollen Einblick erhalten haben, wenn auch die „Gedanken und Erinnerungen“ dem deutschen Volke als die eigenartige und kostbare Ernte dieser Epoche zugefallen sind. Wohl haben viele Staatsmänner ihre Memoiren geschrieben, und manche mögen für den Geschichtschreiber bequemer sein und selbst reichere Stoffausbeute bieten, aber ein solches Kunstwerk hat kein anderer geschaffen. Das deutsche Volk ist nie kritiklos gewesen, und es gibt kein Buch, an das nicht der Historiker die Sonde anlegen müßte. Aber das verkümmert nicht den hohen Reiz dieses Buches, das uns in Bismarcks Schaffen

so vollen Einblick gewährt. Sein Wesen freilich wird uns aus seinen Briefen in höherem Grade offenbar, deren reicher und kostbarer Schatz uns den Menschen Bismarck in trautester Nähe bringt. Aber die „Gedanken und Erinnerungen“ bleiben über Zeit und Stoff schweben, und was er uns an Geschehnissen zeigt, das schauen wir gleichsam aus der Vogelperspektive. Es ist der Niederschlag von seinem Gedankenfluge durch sein Leben, das er in der Ruhe des Sachsenwaldes an sich hat vorüberziehen lassen. Kaum hat er trotz allem Persönlichen dem eigenen Fühlen irgend Raum gegeben. Er bleibt auch hier der Staatsmann, und er schreibt, als hätte sein Schreibtisch noch in dem Kanzlerpalais in der Wilhelmstraße gestanden und wäre das Werk nicht in Sonne und Seeluft von Friedrichsruh gereift. Seine Politik war ein Kunstwerk, seine „Gedanken und Erinnerungen“ sind es auch.

In diesen führte er sich selbst in die Vergangenheit zurück. Aber sonst lebte er in der Gegenwart, und der Unterschied zwischen seinem früheren und seinem jetzigen Betrachten der stetig kreisenden Welt bestand nur darin, daß seine hohe Warte von Berlin nach Friedrichsruh verlegt war und daß er nicht selbst das Rad der Zeit lenkte. Doch jede Umdrehung sah er, und zwar mit wachsender Sorge. Diese niederzuschweigen, wäre bei seiner Veranlagung unnatürlich und bei seiner Bedeutung pflichtwidrig gewesen. Eines aber hat ihm stets fern gelegen, den Kaiser selbst in die Konflikte hereinzuziehen, die ganz naturnotwendig mit dessen neuen Ratgebern entbrennen mußten. Der Kaiser hatte ihm zum Abschied sein lebensgroßes Bild geschenkt, und dieses fand einen Ehrenplatz in dem traulichen und schlichten Eßzimmer in Friedrichsruh, während die meisten Geschenke von Souveränen nach Schönhausen in das Bismarckmuseum wanderten. Er war zu sehr Monarchist gewesen, als daß er sein Ausscheiden aus dem Amt dem Enkel Kaiser Wilhelms persönlich nachgetragen hätte. Und wenn er auch im Laufe der Zeit von dem Herrscher zeitweise in äußerste Sonnenferne gerückt ward und dieser sich durch die Kritik seiner Ratgeber und ihrer Politik, denen er die kaiserliche Billigung gegeben hatte, betroffen fühlte und in ungnädige Stimmung geraten war, Bismarck selbst hat es in Gedanken, Worten und Werken nie an der Ehrerbietung fehlen lassen, die er seinem König und Kaiser zu zollen gewohnt war. So sehr ihn die Entlassung und auch die Ungnade schmerzen mochten, so sehr ihn der neue Kurs besorgt machte und manchmal auch ärgerte, er wußte, daß die Ursache nicht in der Person des Kaisers zu suchen war und daß der vorhandene Gegensatz von den neuen Ratgebern, vor allen von Reichskanzler v. Caprivi genährt wurde. Er wußte, daß dieser längst eine tiefe Abneigung gegen ihn hegte. Trotzdem hatte er ihn selbst in die Höhe gebracht, ja ihn zum Ministerpräsidenten vorgeschlagen. Er wollte in dem

drohenden Kampfe mit der neuen Opposition einen schneidigen General zur Seite haben, eine Art Albrecht v. Roon. Freilich mußte er mit der Zeit erkennen, daß dieser Soldat seinen Erwartungen nicht entsprach und überdies sein persönlicher Feind war. In der Tat blieb Caprivi von steter Furcht beseelt vor der Wiederkehr des Fürsten und dem Augenblick, wo er in der Versenkung verschwinden müßte, wie es ja vier Jahre später in der Tat geschehen ist. Er vertrug die Kritik des großen Mannes nicht, dazu war er zu klein. Aber er konnte sich auch nicht entschließen, seine Politik im Sinne Bismarcks weiterzuführen, weil er es nicht vermocht hätte, einen so verwickelten Apparat zu beherrschen, so zahlreiche und nach den verschiedensten Richtungen laufende Fäden zu lenken, ohne sie in heillose Verwirrung zu bringen. Doch Bismarcks Rat einzuholen, vermochte er nicht über sich zu gewinnen und dazu besaß er auch nicht Rückgrat genug. So gab er das so mühsam und kunstvoll gefügte Gewebe der Beziehungen zu Rußland fraglos preis, ohne zu ahnen, daß dieses und nur dieses den russischen Fenriswolf gefesselt hielt. Er ließ ihn frei und hat damit jene Politik heraufbeschworen, deren Folgen wir jetzt selber miterleben. Er besaß nicht den Weitblick, um zu erkennen, daß er damit den Deckel von der verhängnisvollen Pandorabüchse abgehoben hatte, so daß die bösen Geister jetzt frei zu walten vermochten. Hat er doch selbst das Zerreißen des deutsch-russischen Rückversicherungsvertrages als die Wiederherstellung des europäischen Gleichgewichts gepriesen, noch zu einer Zeit, da in Kronstadt Ereignis wurde, was Bismarck ein Menschenalter lang zu verhindern gesucht hatte: das Freundschaftsverhältnis zwischen Paris und Petersburg. Ganz ähnlich verhielt es sich mit seiner Behandlung der Handelsverträge, durch die er die von seinem Vorgänger so genial und mühevoll eingeleitete Entwicklung des wirtschaftlichen Aufschwungs in ganz unberechenbarer Weise schädigte. Kein Wunder, wenn Bismarck dazu nicht geschwiegen hat. Es war sein gutes Recht, wenn er an dieser Politik der Verneinung scharfe Kritik übte, wenn er in zahlreichen Unterredungen mit deutschen und fremden Publizisten und Journalisten seine Meinung aussprach. Bismarcks Worte haben immer eine Tat bedeutet. So auch jetzt. Und er hat so manchen Schaden ausgeglichen und das Ansehen des Deutschen Reiches aufrecht erhalten, wo sein Nachfolger es in voller Blindheit preisgab.

Und ganz abgesehen davon, wir müssen heute für alle seine Kundgebungen dankbar sein. Denn sie besaßen keineswegs bloß augenblickliche Bedeutung. Es war produktive Arbeit. Vor allem war es eine glückliche Fügung, daß er in dem Besitzer der „Hamburger Nachrichten" Emil Hartmeyer und in dessen politischem Redakteur Hermann Hofmann die geeigneten Persönlichkeiten fand, die ihm die weiteste Möglichkeit boten, zu allen Fragen öffentlich

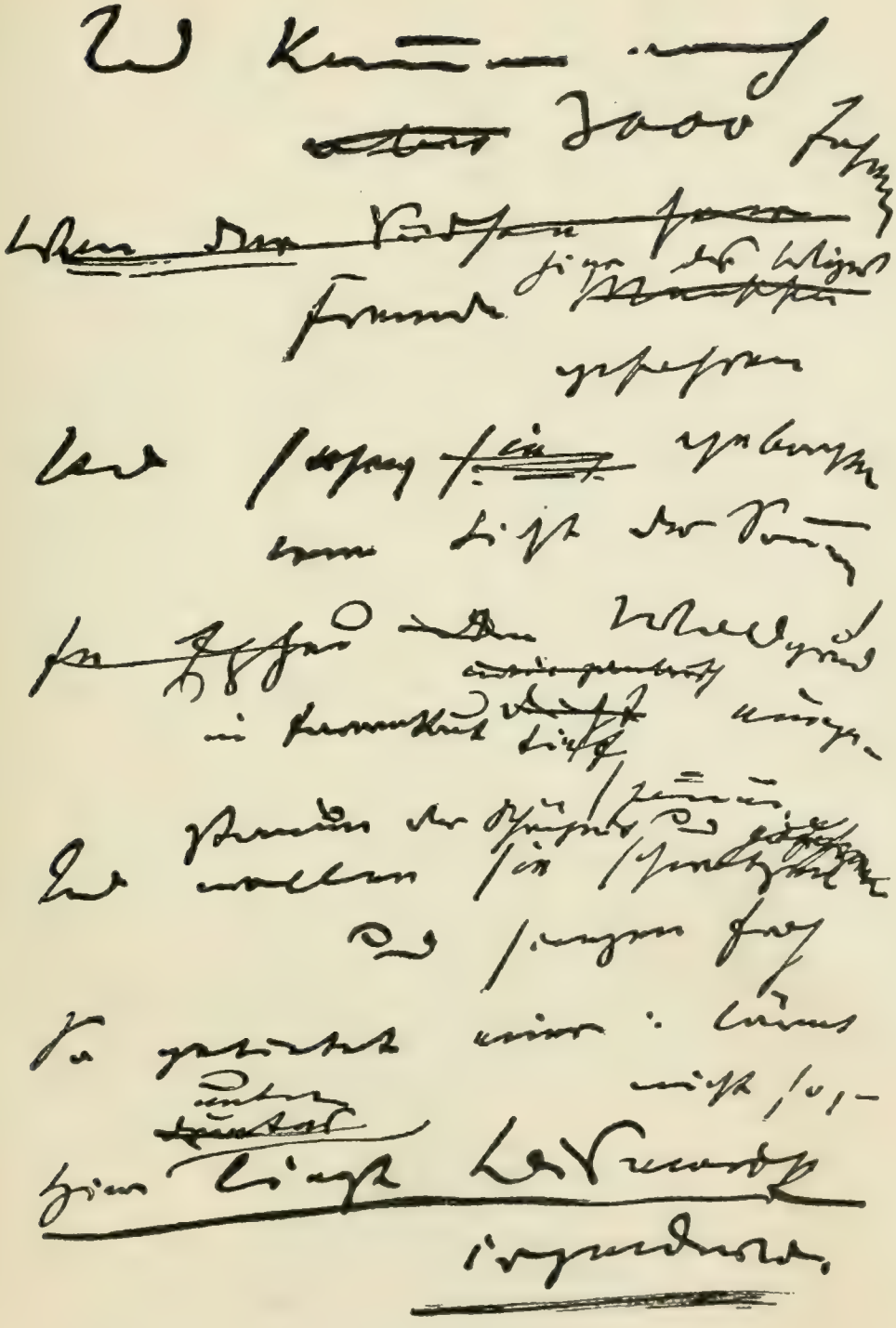


Theodor Fontane: Wo Bismarck liegen soll.
Faksimile der ersten Niederschrift (31. Juli 1898).

Und siehe über drei-
tausend Jahre

Und aber auf 3000
Jahren
Kommen
Andere kommen das
Lebendige ge-
fahren

Ihr kommt singen; sind
frech, sind frech
Hier liegt Bismarck
irgendwo



Stellung zu nehmen. Man könnte heute das Persönliche völlig ausscheiden, weil Bismarcks Äußerungen bleibenden historischen und vor allem politischen Wert haben. Sie sind ein Lehrbuch für alle Staatsmänner und Politiker. Aber es hat seinen entschiedenen Reiz und gibt seinen Ideen ein besonderes Gepräge. Des Fürsten Wirken durch die Presse belebt diese acht Jahre, die ihm noch zum Schauen und zum Sinnen vergönnt waren, wenn es uns auch die Tragik erkennen läßt, daß er zugleich der bestgeehrte und bestgehaßte Mann Deutschlands gewesen ist. Wie seltsam nimmt sich dagegen das Rundschreiben aus, das an die diplomatischen Vertreter Deutschlands hinausgesandt wurde, um den privaten Charakter der Äußerungen des Fürsten in wenig taktvoller Weise zu betonen, und zumal der Uriasbrief, den Caprivi dem Fürsten nach Wien voraussandte, als dieser sich im Juni 1892 zur Vermählung seines Sohnes Herbert mit der Gräfin Hoyos dorthin begab. Es ist ihm gewiß gelungen, seinem großen Vorgänger damit die offiziellen Türen geschlossen zu halten. Kaiser Franz Joseph selbst hat ihm die erbetene Audienz verweigert. Anders die Gattin des deutschen Botschafters Prinz Heinrich von Reuß, eine Prinzessin von Weimar. Sie hat sich dadurch in keiner Weise beirren lassen. Sie empfand als deutsche Fürstentochter wie das deutsche Volk, das durch diese namenlose Kränkung seines Heros den Antrieb erhielt, ihm seine Liebe und Verehrung in begeisterter Huldigung zu zeigen. So ward seine Reise zum Triumphzug. Wohin er kam, jubelte ihm alt und jung entgegen. In Dresden, in München und in Jena ward ihm ein Empfang zuteil, der zeigte, daß nichts imstande war, das Volk von seinem Bismarck zu trennen. In Kissingen begannen die Wallfahrten, die in Friedrichsruh fortgesetzt wurden und bei seinem achtzigsten Geburtstag den Höhepunkt erreichten. Sie sind ein Stück Geschichte geworden. Das deutsche Volk hat in der Tat wenig solche Bewegungen zu verzeichnen, wo die Hochflut der nationalen Begeisterung so hoch gegangen ist wie in diesen Jahren. Es war nicht bloß die Verehrung und der Dank, die wie nie zuvor zum Ausdruck kamen, sondern das leuchtende Zeichen des Erwachens. Es war wie der Gruß des Hans Sachs an die Wittenberger Nachtigall:

„Wach auf, es nahet gen dem Tag,
Ich hör' singen im grünen Hag
Ein' wonnigliche Nachtigal.
Ihr Stimm durchklinget Berg und Tal:
Die Nacht neigt sich zum Occident,
Der Tag geht auf vom Orient,
Die rotbrünstige Morgenröt'
Her durch die trüben Wolken geht."

Freilich die Entfremdung zwischen ihm und dem Kaiser war immer stärker geworden. Alle Drähte schienen zerrissen und keine Hand stark genug, sie wieder zu knüpfen. Da hat es der Kaiser selbst getan, und zwar ganz aus eigenem Antrieb. Im August 1893 war der Fürst an Lungenentzündung schwer erkrankt. Es waren Tage ernster Sorge, und das teure Leben schwebte in Gefahr. Da traf aus Güns eine teilnahmsvolle Depesche des Kaisers ein, in dem er ihm eines seiner südlicher gelegenen Schlösser zum Aufenthalt anbot. Bismarck lehnte zwar dieses Anerbieten mit Rücksicht auf die Anordnungen seines Arztes ab, dankte aber in warmer und ehrerbietiger Weise. Damit war der erste Schritt vom Herrscher selbst getan. Das wirkte natürlich auch auf den Ton im Berliner Amt, und Caprivi nahm sogar den Fürsten gegen die Angriffe wegen der angeblichen Fälschung der Emser Depesche in Schutz. Dann erschien im Januar 1894 der Flügeladjutant Graf Kuno Moltke und überbrachte jene berühmt gewordene Flasche Steinberger Kabinett und die Einladung zum Geburtstag des Kaisers nach Berlin. Und so kam denn Bismarck am 26. Januar in die Reichshauptstadt und nahm im königlichen Schlosse Wohnung. Es war ein schönes Bild, als am Schlusse des Mahles die drei ältesten kaiserlichen Prinzen zu seiner Begrüßung erschienen. Bei seinem Scheiden im März 1890 hatte ja die Kaiserin ihm gedankt auch dafür, was er für ihre Söhne getan. Und jetzt huldigte ihm die Jugend selbst. Da ging die Freude durch die Straßen von Berlin, aber auch durch ganz Deutschland. Man fühlte sich eines schweren Druckes ledig und war dem Kaiser dankbar, daß er dieses störende und „zersetzende" Element ausgeschaltet. Er hatte die drückendste Frage, die damals die deutschen Gemüter beherrschte, mit klugem Takte gelöst. Er hatte den Schritt über den Grafen Caprivi hinweg getan, der davon schwerlich erbaut war. Aber dessen Tage waren bereits gezählt, und im Oktober kam er zu Fall. Es war ein klangloses Scheiden. Und sein Nachfolger, Fürst Chlodwig zu Hohenlohe, dessen Aufzeichnungen über das Jahr 1890 wertvolle, wenn auch schmerzliche Mitteilungen enthalten, trat sein Amt nicht an, ohne sofort dem greisen Kanzler seinen Besuch zu machen. Freilich traten auch späterhin noch wiederholt Verstimmungen ein: bei der Hundertjahrfeier Kaiser Wilhelms I. und der Eröffnung des Nordostseekanals weilte derjenige fern, der am wenigsten hätte fehlen dürfen. Die Ursache war die Enthüllung seiner letzten großen politischen Tat, des Rückversicherungsvertrags, die damals dem deutschen Volke so recht zeigte, welche Kraft es an ihm verloren hatte. Aber freilich konnte das nicht die Erinnerung verlöschen an die Feier des achtzigsten Geburtstages, der in der Tat ein nationaler Feiertag gewesen ist. Der Kaiser selbst war erschienen, um dem Fürsten persönlich militärische Ehren

zu erweisen wie einem Souverän. Und er hatte ihn schon vorher erfreut durch jenes Telegramm, in dem er seine Entrüstung aussprach über die in der Tat schmachvolle Haltung des deutschen Reichstags, dessen Mehrheit nach dem Vorgang der Berliner Stadtverordneten es ablehnte, dem Schöpfer des Reichs zu seinem Ehrentage Glück zu wünschen. Es war eine taktlose Widersinnigkeit, die freilich den Präsidenten v. Levetzow veranlaßte, sein Amt niederzulegen und die durch die Fahrt der Abgeordneten vom Reichstag und den beiden preußischen Kammern nach Friedrichsruh eine gewisse Sühne fand. Aber der stille Sachsenwald war Zeuge zahlloser Huldigungen, die aus allen Gauen, aus allen Ständen, von Männern und Frauen dem greisen Jubilar dargebracht wurden.

Freilich die Eine fehlte. Sie hat den Tag nicht mehr erleben dürfen: Frau Johanna. Sie war mit ihm gegangen in die stille Verbannung als sein bester Kamerad. Sie hatte den Sturz in seinem Sinne und vielleicht noch schmerzlicher empfunden, aber ihm die Tage unendlich verschönt. Der stille, erwärmende Zauber, den sie von je auf ihn geübt, konnte jetzt stärker wirken denn zuvor. So durfte er sich wohl und behaglich fühlen in dem Schoße seiner Familie. Sein Sohn Herbert hatte ja mit ihm den Abschied aus dem Amte genommen. Er hatte dem Kaiser, der ihn halten wollte, gesagt: „Ich stehe und falle mit meinem Vater", und er hat sein Wort gehalten. Aber auch Wilhelm Bismarck und die Familie Rantzau belebten mit ihren Kindern das einsame Herrenhaus. So schwebte ein tiefes, volles Glück über diesen Tagen, das ihm immer wieder das Gleichgewicht gegeben hat. War doch auch seine Gesundheit im Grunde eine viel bessere, seitdem er in Schweninger den Arzt gefunden hatte, der die Schäden der zerrüttenden Arbeit zu heilen, die Lebensweise genau zu regeln und das teure Leben über alle Fährden hinweg so lange treulich zu hüten wußte. Aber sie, die doch die Blume war, die ihn verstanden wie niemand sonst und ohne die wir uns dieses Dasein nicht denken können in seinem so großen und einheitlichen Verlauf, die auch den Stürmen Melodie gegeben hatte, sie schwand aus seinem Leben. Zart war sie immer gewesen, seit 1893 verschlimmerte sich ihr Zustand, und am 27. November 1894 machte der Tod ihrem Siechtum ein Ende.

Ihr Scheiden weckte ihm das Gefühl einer grenzenlosen Einsamkeit, über das ihm nicht die zärtliche Sorge der Kinder, nicht die Verehrung, die ihm Volk und Welt zollten, hinwegzuhelfen vermochten. Er schrieb es selbst in ergreifender Klage an die geliebte Schwester: „Was mir blieb, war Johanna, der Verkehr mit ihr, die tägliche Frage ihres Behagens, die Betätigung der Dankbarkeit, mit der ich auf achtundvierzig Jahre zurückblicke. Und heut alles

öd und leer; das Gefühl ist ungerecht ... Ich schelte mich undankbar gegen so viel Liebe und Anerkennung, wie mir im Volke über Verdienst geworden ist; ich habe mich vier Jahre hindurch darüber gefreut, weil sie sich auch freute, wenn auch mit Zorn gegen meine Gegner, hoch und niedrig. Heut ist auch diese Kohle in mir verglimmt."

Er blieb einsam, obschon ihn die Liebe der Seinen, der Familie und des deutschen Volkes umgab. Und es lag etwas Großes, Feierliches in diesem Gefühl, das zu dem stillen Waldesheiligtum von Friedrichsruh in schöner, eigenartiger Weise stimmt. Es ist erfüllt von dem Ausklingen dieses sturmreichen und doch so harmonischen Lebens, aber auch von dem Hinüberklingen in das Wunderreich der Nacht. Keine Müdigkeit und kein Verdämmern, sondern jenes hohe Sinnen, wie es den Geweihten des Menschengeschlechtes gegeben ist, bei denen Ahnen sich in Wirklichkeit zu lösen scheint. Und so kam der Tod, nicht als Erlöser und nicht als Zerstörer, sondern als der weihevolle Vermittler. In diesem Sinne teilte Schweninger dem Bismarckherold in Heidelberg, Bernhard Erdmannsdoerffer, am 30. Juli 1898 die Trauerkunde durch die Worte mit:

„Gönnen wir dem Einzigen die Ruhe."

Und diese ward ihm unter den Eichen und Buchen des Sachsenwaldes, wo die Seewolken über die stille, weihevolle Stätte hinziehen, wo er schläft unter dem Stein, der die Worte trägt:

„Ein treuer deutscher Diener Kaiser Wilhelms I."

So hat er in tiefer Bescheidenheit sein Leben umrahmt. Aber welchen Inhalt hat er ihm gegeben! Breit und wuchtig steht seine Gestalt in der Zeit, in der Welt. Gerufen nur, ja auserwählt tritt er in Preußens, in Deutschlands Geschicke ein und beginnt sie zu lenken. Die Gegner grollen und jammern, er führe sie dem Abgrund zu. Aber dann fällt ihnen die Binde von den Augen, sie sehen, daß er die Höhe, die sie für unerreichbar hielten, erklommen hat. Kaum ein nationaler Wunsch, dem er nicht Erfüllung geboten hätte! Er scheint dem Augenblick zu gehorchen und gebietet ihm. Er lächelt der Träumereien und Utopien des Volkes und schafft Größeres, Festeres als jene zu hoffen gewagt. Er ist preußischer Minister und der deutsche Staatsmann, dem die Welt gehorcht! Und alles ohne den persönlichen Ehrgeiz, nur mit dem der Tat, der Vollendung! Aus Pflicht geht er ans Werk, und wenn mit der Vollendung der Rausch der Schaffensfreude zu schwinden beginnt, hält ihn die Sorge der Erhaltung fest. Von großartigster Einseitigkeit, umspannt er doch die Zeit. Wie viele kokettieren mit ihrer Bildung: er erwirbt sie sich auf breitester Grundlage, ohne daß man im Grunde erkennen kann, wie er sie gewonnen hat. Andere zeigen ihre Liebe, ihr Interesse für

Kunst und Dichtung mit persönlichem Gepränge. Seine Seele hat sich ihnen schweigend erschlossen. So steht er, der einsam bleibt auch in den Tagen höchster Betätigung, mit dem gesamten Leben des Volkes in unmittelbarstem Zusammenhang. Er hascht nicht nach Popularität. Aber sie ergibt sich ganz von selbst. Mit dem feinen Takt der Stunde verschönt er den geistigen Führern der Zeit ihre stolzesten Augenblicke. Nirgends in seinem ganzen Leben die Sucht nach Originalität — und doch in den schlichtesten Formen die seltenste Eigenart! Ein Dämon in Idee und Tat, und doch mild und warmherzig: der Edelmann im guten alten Sinne! Freilich der größte, der je gelebt. Ein neuer, deutscher Typus und doch gewissermaßen das Produkt des Koloniallands, das dieses dem großen Vaterlande gegeben zum Dank für alles, was es von ihm gewonnen hat. Das Genie des Nordens! Entsprungen diesem schwererrungenen Boden, wo deutsches Schwert, deutscher Pflug und deutscher Fleiß jahrhundertelang gearbeitet haben. So ist er wurzelecht und stark. Nur denkbar auf dem preußischen Boden, in der Heimat des Großen Kurfürsten, die der große Friedrich neu gewonnen! Und doch umfaßt er das ganze deutsche Leben.

Er konnte erst kommen als der Sohn der großen Zeit des deutschen Idealismus und der Befreiungskriege. Aus ihr hat er für Seele und Geist die Nahrung geschöpft. Aber in ihm wird auch wahr, was Treitschke aus Goethe heraus fühlt, daß doch keiner deutscher gedacht und empfunden hat als der Weise von Weimar. Es liegt eine wunderbare Folgerichtigkeit darin, daß Bismarck Straßburg und das Elsaß, wo Goethe als jugendlicher Genius geweilt und geworden, dem Vaterlande zurückgewonnen hat. Geht doch eine Ästhetik des Heroentums durch das ganze Leben und Schaffen dieses Riesen, den das Schicksal dem deutschen Volke schuldig war und den es ihm zur rechten Zeit geschenkt hat: den politischen Genius. Wie gut und tüchtig war die Idee des preußischen Staates! Schweiß und Blut von Generationen haftet segensvoll daran. Er führte ihn zu dem großen Ziele! Wie brav und innerlich stark der Militarismus, der nur auf diesem Boden geschaffen werden konnte! Er gab ihm die großen Aufgaben und erfüllte in der Tat selbst den Scharnhorstschen Gedanken von dem Volk in Waffen, das aus Kompanie und Eskadron heraus entwickelt werden mußte. So gipfelt in ihm die Entwicklung des alten Deutschland, und das neue geht von ihm aus. Es ist wie in den Mysterien von Eleusis, dessen dunkle Gänge zu dem Tor des Todes führen: aber unter dessen Schwelle entspringt die Quelle der Unsterblichkeit.

Wir dürfen das Bild anwenden auf das Grabmal in Friedrichsruh! Denn „Bismarck lebt!“ Aus seinem Werk strömt der gewaltige Strom deutscher

Zukunft. Aus seiner Persönlichkeit quillt die gesunde Kraft edelsten Beispiels für künftige Geschlechter. Aus seiner Sprache ein belebender Zauber, der dem deutschen Worte neuen, metallenen Klang gibt. Und aus seinem ganzen Wesen vermögen wir zu lernen, was unseres Volkstums Zukunft verbürgt: Weisheit und Heldentum!

Wir fragen nicht, wie ihn die Geschichte der Zukunft sehen wird: etwa wie einen Philopömen, der noch einmal den Abendschein der Größe dem versinkenden Hellenentum gegeben hat! Wir glauben an ihn und an sein Werk! Und in diesen auch an uns und an unsere Zukunft. Man hat ihn mit Recht dem Arminius verglichen, dessen Gestalt in allen großen Tagen unseres Volkes immer wieder auftaucht. In der Größe der Vaterlandsliebe und dem starken Willen, sein Volk zu heben, gleichen sich in der Tat die beiden. Aber an politischem Genie hat die deutsche Geschichte nur noch einen aufzuweisen, der ihm ähnlich wäre, den zweiten Friedrich von Staufen. Sein Grab ist fern in Palermo, wo er gewaltet und gekämpft hat! Ihm hatte das Schicksal nicht gegönnt, was Bismarcks Werk bedingte und möglich machte: die deutsche Bodenständigkeit. So hat Bismarck das Reich schaffen können als Deutscher für die Deutschen. Er ist im erhabensten Sinne des Wortes unser, wie Ernst v. Wildenbruch es ihm in ergreifenden Worten zugerufen hat:

„Du gehst von deinem Werke,
Dein Werk geht nicht von dir,
Denn wo du bist, ist Deutschland,
Du warst, drum wurden wir.
Was wir durch dich geworden,
Wir wissen's und die Welt,
Was ohne dich wir bleiben,
Gott sei's anheimgestellt."

Aber wir hoffen in dem Sinne: „Du warst, drum wurden wir." Und des Volkes Kraft wird erhalten, was das Genie geschaffen!

476174
HG.B Bismarck-Schönhausen, Otto Eduard Leopold,Furst von
B6226 Du Moulin Eckart, R.M.F.,Graf
.Ydu Bismarck, der Mann und das Werk.

DATE. | NAME OF BORROWER.

University of Toronto Library

DO NOT REMOVE THE CARD FROM THIS POCKET

Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED